Cicero

als

Schulschriftsteller.

Von

Dr. O. Weißenfels,
Professor am Königl. Französischen Gymnasium in Berlin.

Σοὶ δ' ἔπι μὲν μορφὴ ἐπέων, ἔνι δὲ φρένες ἐσθλαί
Odyssea XI, 367.

BGT

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1892.

Cicero

als

Schulschriftsteller.

Von

Dr. O. Weißenfels,
Professor am Königl. Französischen Gymnasium in Berlin.

Σοὶ δ' ἔπι μὲν μορφὴ ἐπέων, ἔνι δὲ φρένες ἐσθλαί
Odyssea XI, 367.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1892.

Vorwort.

Das Ziel, welches mir bei der Abfassung dieses Buches vorschwebte, war ein doppeltes. Erstens war es meine Absicht, zu dem einleitenden Hefte meiner bei B. G. Teubner erschienenen „Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften" einige passende Ergänzungen und Begründungen hinzuzufügen. Jene Auswahl mit ihren Einleitungen und Vorbemerkungen wendet sich an die Schüler. Es durfte deshalb dort ein bescheidener Umfang nicht überschritten werden; auch war streng alles fern zu halten, was einer pädagogischen Erörterung glich oder einer abwägenden Besprechung der mißgünstigen Urteile über Cicero. Zur Vervollständigung des dort Gesagten schien demnach ein Buch, wie dieses etwa, welches zu den Lehrern spricht und durch keine Nebenrücksichten gefesselt ist, hinzugefügt werden zu müssen.

Außerdem aber schien es zeitgemäß, den Versuch zu machen, für die Beurteilung Ciceros als Schulschriftsteller einen festen Standpunkt zu gewinnen. Keinem andern Schriftsteller des Altertums werden auf der Schule so viel Stunden gewidmet, und doch gehen die Ansichten über den Wert seiner Schriften und über die pädagogische Ergiebigkeit der verschiedenen Seiten seiner Schriftstellerei immer noch weit auseinander. So lange die Übungen im Lateinschreiben scharf betrieben wurden, war es gestattet, einfach zu antworten, aus dem Inhalte seiner Schriften mache man sich nicht sonderlich viel, aber mit Rücksicht auf das sprachliche Unterrichtsziel müsse man ihn doch in

den Mittelpunkt des gesamten lateinischen Unterrichts stellen. Jetzt ist der lateinische Aufsatz abgeschafft, und die sprachlichen Übungen werden durch die neuen preußischen Lehrpläne auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt. Das ist, denke ich, eine unabweisbare Aufforderung, das ins Schwanken geratene Bild dieses Schriftstellers zu befestigen. Sollten seine Vorzüge wirklich nur formell sein, so würde jetzt der Augenblick da sein, ihn ganz aus der Schule zu entfernen. Denn einige politische Reden von ihm beizubehalten, bloß weil sie historische Dokumente sind, wäre doch nach dem, was über den Wortschwall dieser Reden und über die staatsmännische Unfähigkeit des Mannes gespottet worden ist, auch nicht gerechtfertigt.

Ich gestehe hier gleich im Anfange, daß ich die in Deutschland, ich will nicht sagen herrschende, aber doch ziemlich verbreitete ungünstige Meinung über Cicero, welche vor kurzem erst wieder in der Geschichte der römischen Litteratur von Schanz einen starken Ausdruck gefunden hat, ganz und gar nicht teile. Was seinen Charakter als Mensch und seine politische Thätigkeit betrifft, so finde ich vor allem bemerkenswert, was L. v. Ranke mit so milder Weisheit über ihn in seiner Weltgeschichte urteilt. Nächst diesem erwähne ich das sehr lebensvolle und aus gründlichster Vertrautheit mit der damaligen Litteratur herausgeschriebene Buch von G. Boissier „Cicéron et ses amis“. Auch die im vorigen Jahre erschienene sorgfältige Schrift von Fr. Aly, „Cicero, sein Leben und seine Schriften“ ist von dem Gedanken eingegeben, daß keinem von den alten Schriftstellern größeres Unrecht gethan sei, als ihm, dem einst so hoch gepriesenen Redner. Diesem sehr ansprechenden und verdienstlichen Buche liegt freilich ein Maßstab der Beurteilung zu Grunde, der es, wie mir scheint, dem Verfasser unmöglich machen mußte, das genau entsprechende Wort gegen die Ankläger Ciceros zu finden. Von größter Wichtigkeit war es in diesem Falle, die höhere Würde des *βίος θεωρητικὸς* gegenüber dem *βίος πολιτικὸς* ins rechte Licht zu setzen. Durch den römischen Teil seiner der Hauptsache nach griechischen Seele wurde Cicero, zu seinem Unglücke, verhindert, sich ganz dem Höchsten, für

welches er geschaffen war, zu ergeben und der leidigen Politik den Rücken zu kehren. Auch so freilich blieb ihm bei der phänomenalen Regsamkeit seines Geistes ausreichende Zeit übrig, um so ziemlich alles, was an edlen Keimen in ihm lag, zur Reife zu entwickeln. Wenn Aly also den Cicero mit Rücksicht auf die Leichtigkeit, mit welcher er bis zum Konsulate emporstieg, einen vom Glück namenlos begünstigten und weit über die Grenzen seiner Begabung hinausgehobenen Mann nennt, so ist auf diesen zweideutigen Satz dieses zu antworten, daß Cicero seiner eminenten Begabung nach für etwas Höheres bestimmt war, als in den unglücklichen Wirren jener Periode politischer Auflösung eine ausschlaggebende Rolle zu spielen.

Von dem oft heute geäußerten Urteile abweichend, kann ich demnach in Ciceros Reden weder die Blüte seiner schriftstellerischen Thätigkeit, noch die für die Schule ergiebigsten unter seinen Schriften erblicken. Was seine Briefe ferner betrifft, so verdienen sie das Lob, daß es keine gewandter und besser geschriebenen giebt; aber für die Zwecke einer humanen Bildung bieten sie sehr wenig, so wichtig sie auch für das Studium der politischen Tagesereignisse sind. Durch seine philosophischen und rhetorischen Schriften aber ist Cicero zu einem Lehrer der Menschheit geworden. In ihnen wird der wesentliche Ertrag der antiken Bildung gesammelt. Da sie überdies von dem Glauben an das Gute und Schöne förmlich durchleuchtet und durchwärmt sind, so müssen sie als das Kostbarste und Wichtigste gelten, was wir zum Abschluß der reiferen Jugend auf der obersten Stufe bieten können.

Es schien im Anfange, als sollten durch die neuen preußischen Lehrpläne Ciceros philosophische Schriften ganz aus der Schule verbannt werden. Man fand sie nirgends empfohlen, noch überhaupt erwähnt. Da indessen der in den gedruckten Lehrplänen aufgestellte Kanon des in den einzelnen Klassen zu Lesenden nicht in allen Punkten mit der im Anfange des Wintersemesters den einzelnen Anstalten zugeschickten Benachrichtigung in Übereinstimmung war, so lag die Vermutung nahe, daß neben den in den Lehrplänen direkt ange-

führten Schriften auch wohl noch andere für die Lektüre in der Schule gestattet sein würden. Durch die Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen wird diese Vermutung bestätigt. „Die in den Lehraufgaben für das Lateinische und Griechische bezeichneten Schriftsteller und Schriften," heißt es dort S. 73, „sind solche, welche in den betreffenden Schuljahren gelesen werden müssen. Indessen sind die Provinzial-Schulkollegien ermächtigt, auch andere Schriftsteller oder Schriften zuzulassen, vorausgesetzt, daß dieselben nach Form und Inhalt zur Schullektüre auf dieser Stufe sich eignen und ein Einlesen in die verbindlichen Klassenschriftsteller durch diese erweiterte Lektüre nicht behindert wird." Daß Ciceros philosophische Schriften „nach Form und Inhalt" sich für die oberste Stufe eignen, kann unmöglich jemand leugnen. Man darf es also als zugestanden betrachten, daß sie gelesen werden dürfen. Auch ist auf eine direkt deshalb an die vorgesetzte Behörde gerichtete Anfrage eine bejahende Antwort erfolgt. In den methodischen Bemerkungen zum lateinischen Unterricht heißt es ferner „die Einführung in das Geistes- und Kulturleben der Römer bilde bei der Lektüre die Hauptsache." Daß für dieses Ziel Ciceros rhetorische und philosophische Schriften ebenfalls fruchtbar zu machen sind, ist gleichfalls klar. Ja, ich wage zu behaupten, daß aus jeder einzelnen gerade dieser Schriften, vor allem auch aus dem so wenig umfangreichen Cato maior, mehr für die Erkenntnis des römischen Geistes- und Kulturlebens zu gewinnen ist, als aus seinen sämtlichen Briefen und Reden zusammengenommen.

Schon seit Decennien werden Ciceros Reden auf unseren Gymnasien seinen übrigen Schriften vorgezogen. Es erklärt sich das zur Hälfte aus dem historisch-politischen Zuge unserer Zeit, sodann aus der eifrigen Pflege, welche die römischen Institutionen und namentlich die Verhältnisse am Ausgange der Republik auf unseren Universitäten gefunden haben. Es ist begreiflich, daß die meisten Neigung haben, das, was sie selbst während ihrer Studienjahre unter der Leitung eines hervorragenden Lehrers am lebhaftesten interessiert hat, nachher auch beim Unterrichte in den oberen Klassen in erster

Linie zur Geltung zu bringen. Und auch das weiß jeder, wie schwer es ist, sich in berechtigtem Widerspruche gegen die dominierende Richtung einer Zeit zu erhalten. Nun sind aber doch die eigentlich pädagogischen Bedürfnisse jeder werdenden Generation, ganz unabhängig von dem, was die Zeit auf den Thron erhoben hat, der Hauptsache nach dieselben. Die heutigen Universitäten anderseits verfolgen mit sicherer Methode und mit einem vor keiner Mühe zurückschreckenden Fleiße die Probleme der einzelnen Wissenschaften in immer weitere Verzweigungen; daß es aber die Bedürfnisse der künftigen Lehrer seien, von welchen sie sich bei der Wahl und bei der Behandlung ihrer Gegenstände leiten lassen, wird doch wohl niemand behaupten wollen. Es möchte deshalb nicht gut möglich sein, sich zu einem tüchtigen Lehrer zu bilden, wenn man nicht den Blick sicher auf die Idee des Menschen gerichtet hält, welche inmitten aller politischen Wandlungen und geräuschvollen Ereignisse und inmitten des Getöses auch, welches in dem großen wissenschaftlichen Arbeitshause unserer Zeit herrscht, doch unwandelbar dieselbe bleibt. Dem Zuge unserer Zeit und unserer heutigen Wissenschaft, deren Hort die Universitäten sind, wird jeder einen Tribut abstatten müssen; aber die Leitsterne für die eigene Bildung, wie für die Bildung seiner Zöglinge wird doch der Lehrer nur in den Teilen des Zeitlichen suchen können, welche seinem rückwärts gewandten Blicke mit den Bildungstendenzen aller hervorragenden Perioden in Übereinstimmung erscheinen.

Vor allem gilt es zu erwägen, in welchem Sinne der Unterricht im Lateinischen und Griechischen historisch sein soll und sein kann. Um dabei nicht dem Irrtume und der Phrase anheimzufallen, muß man sich gegen den Zauber, der in dem Worte Geschichte liegt, für eine Weile unempfindlich machen. Es ist kein Wunder, daß heute, wo die Philosophie von ihrem Throne hat herabsteigen müssen, es die Geschichte den Bessern förmlich angethan hat. Auf eine Periode sehr mühseliger, aber durchaus geistloser Forschung war schon im vorigen Jahrhundert eine allerdings meist willkürlich konstruierende Philosophie der Geschichte gefolgt. Befruchtet durch die Philosophie,

ist die Geschichte dann in unserem Jahrhundert in eine neue, glänzende Periode getreten, die man wohl als die der Reife bezeichnen darf. Aus den früheren ungemessenen Weiten der Betrachtung ist sie jetzt bemüht sich zu sammeln; aber von jener Verbindung mit der Philosophie ist ihr doch der Trieb geblieben, mit dem Stoffe zu ringen, ihn zu durchleuchten und aus dem Vielen ein Ganzes zu gestalten. Dazu gesellt sich noch ein anderer Vorzug, um welchen sich, in Deutschland wenigstens, die Vertreter der anderen Wissenschaften wenig bemüht haben. Die Historiker, und namentlich auch die deutschen Historiker, haben es verstanden, auch durch ihre Darstellung zu wirken. Ihr gründlicher Fleiß erweckt unsere Ehrfurcht, und ihre Geschicklichkeit erweckt unsere Bewunderung. Aber auch mit dieser schönen Harmonie geht es nun wohl bald wieder zu Ende. Das einzelne gewinnt immer größere Bedeutung für die heutige Geschichtsforschung, und kommen wird der Tag, wo auch diese Wissenschaft der vornehmen Denkart, welche sie während ihrer Ehe mit der Philosophie gewonnen hatte, zusammen mit ihrer künstlerischen Freude am Gestalten wieder verlustig gehen wird. Der Durst nach Thatsachen und nach Erweiterung des positiven Wissens ist sehr groß in unserem Jahrhundert. So zieht es jetzt auch auf dem Gebiete der Geschichte nach Erledigung des Speziellen immer dem noch Spezielleren zu, und H. v. Treitschke klagt, daß die Studierenden der Geschichte es gar früh für einen Raub erachten, selbst Bücher, wie L. v. Rankes allgemeine Weltgeschichte, zu lesen.

Eine historische Bildung zu geben, kann man allerdings als das Ziel alles höheren Unterrichts bezeichnen, und es wäre bei der großen Stundenzahl, mit welcher die alten Sprachen doch immer noch bedacht sind, doppelt verwunderlich, wenn man diesen dominierenden Teil des Unterrichts von der Verpflichtung, dazu einen angemessenen Beitrag zu liefern, freisprechen wollte. Ist Geschichte aber weiter nichts als Staaten- und Kriegsgeschichte? Von dieser Meinung ist man längst zurückgekommen. Die im engeren Sinne historischen Werke freilich beschäftigen sich fast ausschließlich mit der inneren politischen

Entwicklung und den Kriegen der Völker, und nur kurz und anhangsweise wird alles das behandelt, was man als Kultur- und Sittengeschichte zu bezeichnen pflegt. Man ist heute darüber einig, daß der politische und militärische Teil der alten Geschichte weniger ausführlich behandelt zu werden braucht, als es bisher meistens geschehen ist. Auf diese Weise hofft man den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit die Zeit etwas reicher zumessen zu können. Von allen Einschränkungen des altklassischen Unterrichts wird der erleuchtete Freund des Altertums diese mit dem größten Gleichmut über das Gymnasium ergehen sehen. Was der Kriegsgeschichte an pädagogisch wertvollen Wirkungen innewohnt, läßt sich weit sicherer und reicher aus der näheren Vergangenheit unseres eigenen Volkes gewinnen. Bei der Behandlung der weiter zurückliegenden Zeit aber, und namentlich auch des Altertums, sollte man militärisches Detail dem Schüler grundsätzlich nur in allerkleinsten Dosen darbieten. Es bildet sich sonst leicht die Vorstellung, als wäre es für jedes Volk eine Ehrensache, ein anständiges Quantum von Kriegen absolviert zu haben, und als wären kriegerische Thaten die edelsten Lebensäußerungen der Völker. Daß dem nicht so ist, beweist am besten das Altertum selbst. Hätte es nichts Besseres zu bieten als seine Kriege, so würde ihm mit einer untergeordneten Stellung im eigentlichen Geschichtsunterrichte durchaus genügt sein. Von weit größerer pädagogischer Bedeutung ist allerdings der politische Teil der alten Geschichte. Aber auch dieser gehört nicht sowohl in die lateinischen und griechischen Stunden, als in die Geschichtsstunden. Wenigstens gilt das von den politischen Ereignissen. Wer diese eingehend ihrem wirklichen Verlaufe nach in den lateinischen und griechischen Stunden, auf Veranlassung irgendwelcher historischen Lektüre, erzählen wollte, würde den sprachlichen Unterricht nur äußerlich und nicht in dem höheren, von der philosophischen Pädagogik gewollten Sinne zu einem historischen machen. Vielmehr muß, wo der eigentliche Geschichtsunterricht aufhört, das Historische in den sprachlichen Stunden beginnen. Nur summarisch und räsonnierend soll man hier die Ereignisse der Geschichte

behandeln, dafür aber desto eifriger bemüht sein, die wenigen treibenden Hauptkräfte der politischen Entwicklung zu erfassen und zu verfolgen und mit Hilfe der Sprache, welche doch das geistigste und am meisten charakteristische Produkt der Zeiten und Völker ist, in die eigenartige Denk- und Empfindungsart ferner, fremder Perioden herabzusteigen.

Es ist nun aber ein Irrtum, wenn man die antiken Historiker und Redner in erster Linie für geeignet hält, dem sprachlichen Unterrichte auf der obersten Stufe als Substrat zu dienen. Meisterwerke der Poesie und philosophische Schriften, wie die Ciceros, welche in einer überraschenden Weise nach allen Seiten den Bedürfnissen unseres höheren Unterrichts entsprechen, haben, richtig interpretiert, eine weit größere Kraft, vor dem Geiste des Schülers ein klares Bild einer fernen Zeit entstehen zu lassen und so das historische Bildungsziel erreichen zu helfen. Jedem, dem die Politik nicht völlig das Urteil verrückt hat, muß das an dem Beispiele unserer Zeit klar werden. Wollte man etwa in tausend Jahren von dem Deutschland aus der Periode seiner Reife reiferen Schülern eine zum Nachempfinden und Vergleichen anregende Anschauung verschaffen, so würde man das schwerlich am besten erreichen, wenn man mit methodischer Gründlichkeit eine bei hervorragender Gelegenheit gehaltene politische Rede oder eine zuverlässige und gut geschriebene Darstellung des deutsch-dänischen, des preußisch-österreichischen, des deutsch-französischen Krieges mit ihnen lesen wollte. Streng politische Reden und politisch-militärische Schriften mögen noch so bedeutend und interessant sein, so können sie doch ihrem Gegenstande und ihrer Tendenz nach nicht die Tiefe, Innerlichkeit und Vielseitigkeit haben, durch welche ein litterarisches Werk zu einem vollgültigen und deutlich redenden Zeugen der Vergangenheit wird. Wer den Pulsschlag des zur Reife gelangten Deutschlands nach tausend Jahren fühlen lassen wollte, müßte seine Schüler vielmehr mit der echt deutschen Kritik Lessings, mit der gährenden, urdeutschen Ideenwelt Herders, aus welcher so viel Zukünftiges geboren worden ist, bekannt machen, müßte sie vor allem bekannt machen

mit der Dichtung Goethes und Schillers, welche für fast alles, was sich während dieses Jahrhunderts in dem deutschen Herzen geregt hat, einen vollen und klaren Ausdruck gefunden hat. Freilich spiegeln diese Werke nicht mit Naturtreue die Wirklichkeit wieder, sondern sie zeigen vielmehr die Idee dieser Wirklichkeit. Auf diese aber muß es bei der pädagogischen, wie bei der philosophischen Beschäftigung mit der Geschichte ankommen. Der eigentliche Geschichtsunterricht freilich hat es mit den wirklichen Thatsachen und Wandlungen der politischen und militärischen Geschichte zu thun; aber die höhere geschichtliche Aufgabe des neusprachlichen, wie des altsprachlichen Unterrichts läßt sich eben deshalb nicht gut durch die Lektüre historisch-politischer Werke erreichen, weil diese nur Teile und Teilchen zeigen und keine das Ganze repräsentierende Kraft haben. Dazu bedarf es vielmehr einer sinnigen Vertiefung in die Weisheit der Sprache, in welcher doch die hervorragendsten Vertreter einer Zeit ihr Bestes niedergelegt haben, sodann der methodischen Erklärung hervorragender Litteraturwerke von weitverzweigten und in die Tiefe gehenden Wurzeln. Dieser Art sind vor allem die Schöpfungen des echten Dichters. Hat doch in ihnen ein tausendfältiges unklares Vorstellen, ein tausendfältiges dunkles, quälendes Verlangen mit gewinnender Klarheit einen erlösenden Ausdruck gefunden. Aber auch überschauende Werke philosophischen Charakters können für jenes im höheren Sinne historische Erfassen einer Zeit fruchtbar gemacht werden, wenn sie sich von den Fesseln der Schulphilosophie frei gehalten haben. Dieses können natürlich auch Werke von Historikern sein, jedoch nicht solche, welche sich bloß mit der Darlegung politischer Komplexionen und Vorgänge oder mit der Erzählung kriegerischer Ereignisse beschäftigen. Aus Büchern dieser letzten Art studiert man die Geschichte einer Zeit. Wenn aber vom fremdsprachlichen Unterrichte gesagt wird, er solle historisch sein, so kann das unmöglich so viel heißen, als er solle hervorragende politische oder große militärische Ereignisse aus der Geschichte jenes Volkes durch das Lesen historischer Schriften, die in der Sprache jenes Volkes

verfaßt sind, kennen lehren. Wie wenig kann doch nur mit Schülern gelesen werden! Dieses Wenige muß also vorsichtig so gewählt werden, daß es sich durch methodische Erklärung zu einem Stellvertreter des Ganzen machen läßt. Dies geschieht, ich wiederhole es, vor allem durch den Verkehr mit der Sprache selbst, dem treuesten Spiegel einer Zeit, bei deren Studium sich uns die Vergangenheit am sichersten belebt. Ja, das Sprachliche, welches allerdings bis in seine kleinsten Teile hinein fortwährend reich ist an unausgesprochenen sachlichen Belehrungen und mit leise zwingender Kraft in die Kreise fremden Vorstellens und Begehrens zieht, hat ein so bedeutendes Übergewicht über das Materielle des Gelesenen, daß man fast die Behauptung wagen kann, es komme für die vom fremdsprachlichen Unterrichte zu erwartende historische Bildung überhaupt nicht sowohl darauf an, welches Inhaltes das Gelesene sei, als daß es in sprachlicher Hinsicht glücklich und bezeichnend ausgeprägt sei. Weshalb aber alles auf diese eine Karte setzen, wenn auch von Seiten des Inhalts eine bedeutendere Förderung des Unterrichtsziels zu gewinnen ist? Das verhältnismäßig Wenige, was man aus der verzweigten Litteratur des fremden Volkes mit seinen Schülern liest, muß demnach einen solchen Inhalt haben, daß durch geschickte Ausnutzung des vom Schriftsteller Dargebotenen und durch passende Anknüpfungen und Weiterführungen sich alles, was in jenem von dem unsrigen verschiedenen Lebensbilde innerlich bedeutungsvoll ist, beleuchten läßt. Aus der eigentlichen Geschichte sind für solche Zwecke nur brauchbar die Momente einer hochgesteigerten und, so zu sagen, heiligen nationalen Erregung, wie deren Deutschland in diesem Jahrhundert ja mehrere erlebt hat. In solchen Augenblicken läßt ein Volk so manches, was wie ein unscheinbares Flämmchen in seinem Inneren glimmte, zu einer hell leuchtenden Flamme emporlodern. Aber es ist damit doch wie mit der zornigen oder schmerzlichen Erregung des einzelnen Menschen, welche wohl manchen Schleier zerreißt, aber darum doch kein vollständiges Bild seines Geistes und seines Charakters bietet. Was nun vollends die strategischen Einzelheiten eines

Feldzuges betrifft oder die Parteiverschiebungen in politisch erregten Zeiten oder die diplomatischen Verhandlungen beim Beginne oder beim Schlusse der gewöhnlichen Kriege, so muß das in dem bescheidenen Umfange, in welchem es auf der Schule überhaupt zuzulassen ist, in den Geschichtsstunden behandelt werden, während es die historische Aufgabe des fremdsprachlichen Unterrichts ist, jenes weiter zurückliegende Geheimere erfassen zu lassen, welches in erster Linie für alle bemerkenswerteren Äußerungen des privaten, wie des öffentlichen Lebens bei diesem Volke bestimmend gewesen ist. Aus dem Gebiete des im engeren Sinne Historischen, wie aus den sogenannten Realien, wird vieles dabei zu Hilfe gerufen werden; aber die Führerschaft bei diesem Unterrichte gebührt doch anderen Mächten.

Aus den angeführten Gründen scheint es mir keinem Zweifel unterliegen zu können, daß die Schule auf der obersten Stufe neben Horaz vor allem Cicero zu behandeln hat und daß seinen rhetorischen und philosophischen Schriften vor den Reden und Briefen der Vorrang gebührt. Die letzteren beleuchten stets nur einen Punkt von der Oberfläche des damaligen politischen Lebens und nur, wenn man den Impulsen der Sprache nachgeht, gestatten sie bei ihrer Erklärung tiefer in das Wesen des Römertums und des Altertums einzudringen. Die rhetorischen und philosophischen Schriften hingegen ziehen das Facit aus der gesamten antiken Bildung und lassen in ihrem Umkreise nichts Wesentliches vermissen, was irgendwie für das Wollen und Denken nicht bloß der Römer, sondern der Alten überhaupt charakteristisch ist. Dabei sind sie voll der fruchtbarsten Beziehungen auch zur politischen und militärischen Geschichte Roms, so daß sie auch in dieser Hinsicht ergiebiger scheinen, als die Reden und Briefe, welche doch immer nur in einen ganz kleinen Kreis bannen und auch aus der Geschichte nur ganz weniges bieten, was in pädagogischer Hinsicht von einigem Werte ist. Es ist ein unklarer Traum, in den fremdsprachlichen Stunden quellenmäßige Belege für die Geschichte des betreffenden Volkes geben zu wollen. Selbst wenn

man eine öffentliche Rede, wie die Sestiana mit Schülern liest, in welcher nicht bloß P. Sestius verteidigt, sondern zugleich die ganze Zeitlage charakterisiert wird, bietet man doch nur ein winziges Stück Geschichte, neben welches mit demselben Rechte viele andere Ausschnitte aus den politischen Parteikämpfen der römischen Geschichte gestellt werden könnten. Haben überdies die unerquicklichen Zustände, welche hier geschildert werden, irgendetwas für das Römertum überhaupt Typisches, so daß man sagen könnte, diese und andere ihr ähnlichen Reden Ciceros zeigten an einem bezeichnenden Beispiele, was für Kräfte im römischen Leben thätig waren? Von den politischen Zuständen am Ausgange der Republik kann sie allerdings eine Vorstellung geben. Sollte das aber ein pädagogisch so wichtiger Ertrag sein, daß es sich darum verlohnte, langsam lesend und jeden Satz prüfend, ein ganzes Semester hindurch drei wöchentliche Stunden damit zu füllen, noch dazu am Ausgange der Schulzeit, wo es endlich gilt, den Ertrag so viele Jahre hindurch mit größter Kraftanstrengung betriebener Studien in würdige und für das ganze Leben bedeutungsvolle Resultate zusammenzufassen?

Wie viel reicher und mannigfaltiger strömt der Gewinn bei der Erklärung der rhetorischen und philosophischen Schriften desselben Cicero zu! In diesen ist wirklich alles auf engem Raume beisammen, was aus den verschiedenen Lebensgebieten des Altertums von kulturhistorischer Bedeutung ist. Der Hauptertrag fällt dem Ethischen und Psychologischen zu, dem bedeutsamsten und natürlichsten Gegenstande des menschlichen Nachdenkens. Doch giebt es kaum eine Seite des geistigen und politischen Lebens, zu welcher nicht deutlich erkennbare Wege von diesem Mittelpunkte aus führten. Welche Seite man auch in diesen Schriften aufschlägt, überall findet man die dankbarsten Gelegenheiten, den Gedanken des Schriftstellers nachgehend, sich in solche Seiten des Altertums zu vertiefen, welche für die ewig sich gleich bleibenden Haupttendenzen der menschlichen Entwicklung charakteristisch sind. Aber auch für das Verständnis der Kräfte, welche im politischen Leben thätig waren und sind,

gewinnt man aus diesen Schriften mehr, als aus jenen öffentlichen Reden, obgleich jede von diesen an ihrer Stelle ein großes oder kleines Ereignis war. Dazu kommen die Vorzüge der Form. Auch von dieser Seite betrachtet, sind Ciceros rhetorische und philosophische Schriften über seine Reden zu stellen, welchen trotz aller feinen Ausarbeitung doch jene höchste litterarische Eigenschaft, die dem Inhalte genau angepaßte Farbe und Stärke des Ausdrucks, nur zu oft fehlt. Mag Cicero in seinen Reden immerhin ein größerer Redner sein, in seinen rhetorischen und philosophischen Schriften ist er ein größerer Schriftsteller.

Steglitz bei Berlin, im Mai 1892.

O. Weißenfels.

Inhalt.

		Seite
I.	Die klassische lateinische Prosa	1
II.	Die treibenden Hauptkräfte in Ciceros Charakter	31
III.	Die Reden Ciceros	65
IV.	Die Briefe Ciceros	90
V.	1. Die rhetorischen Schriften Ciceros	103
	2. Die Entwicklung des Rhetorischen aus der natürlichen Tendenz der Sprache	139
VI.	Die philosophischen Schriften Ciceros	168
VII.	Rückblick	290

Erstes Kapitel.

Die klassische lateinische Prosa.

Fragt man, welches denn die außerordentlichen Eigenschaften seien, welche dem Lateinischen vor allen andern Sprachen, sogar vor der griechischen, auch heute noch die erste Stelle im Unterrichte sichern, so pflegt vor allem geantwortet zu werden, diese Sprache sei die objektivste. „Das subjektivste Empfinden", sagt man[1]), „kann der Grieche, wie der Deutsche in seiner Sprache zum Ausdruck bringen. Die Sprache richtet sich hier nach dem Individuum, während sich im Lateinischen das Individuum nach der Sprache richten muß." „Innerhalb des Römertums, in seiner geistigen Welt, ist der Römer bei seiner Ausdrucksweise objektiver, als z. B. der Grieche und Deutsche. Das „unbedingt sich unter den Staat, also unter eine Allgemeinheit, Beugen" brachte für das Individuum eine gewisse Resignation mit sich, es machte dem einzelnen Subjekte die starke und entschiedene Ausprägung der Persönlichkeit im Denken und Ausdruck unmöglich. Jeder Römer ist erst Römer und dann erst Cäsar, Cicero, Tacitus, Livius und so fort."

Die Objektivität des Lateinischen besteht nach dieser Auffassung darin, daß die einzelnen römischen Schriftsteller mit einer gewissenhaften Strenge an den Ausdrucks- und Denk-

1) Steinmeyer, Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen. Kreuzburg 1882. — Einzelzüge zur Vervollständigung des in dem Folgenden gebotenen Gesamtbildes findet man unter anderem in folgenden Schriften: Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig 1891. — H. Planck, das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. Wiesbaden 1890. — Lengnick, Der Bildungswert des Lateinischen. Berlin 1887, Programm Nr. 63.

formen festhalten, welche dem römischen Genius gemäß sind und welche er sich geschaffen hat. Freilich vermag ich nicht zu sehen, mit welchem Rechte man dieses Lob auf die ganze Reihe der römischen Schriftsteller ausdehnt, wie an jener Stelle geschieht; ja gerade unter den namentlich angeführten ist einer, dem man es entschieden vorenthalten muß, nämlich Tacitus, der in seiner ganzen Denk- und Ausdrucksweise offenbar so subjektiv ist, als nur je ein moderner Schriftsteller. Das Latein jedoch, welches wir vornehmlich lehren, besitzt die Objektivität in diesem Sinne in ungewöhnlich hohem Grade. Genauer aber wird man diese Objektivität definieren müssen als eine strenge Gesetzmäßigkeit, welche sich in der Übereinstimmung mit der innersten Natur der Sprache zeigt, nicht in einer ängstlichen Beobachtung zufälliger Satzungen. Auch wird man eingestehen müssen, daß es stets einzelne Schriftsteller sind, welche den Anlagen einer Sprache zum Durchbruch verhelfen. Erstehen in eben der Periode, wo sich nach vorbereitenden Entwicklungsstadien die Knospen einer Sprache erschließen wollen, aus einer Nation dieser Sprache im höchsten Sinne gemäße Schriftsteller, so erfolgt eine Entfaltung, welche den Charakter klassischer Vollendung trägt. In dieser Weise hat Cicero im richtigen Augenblicke, als alles für die Sichtbarwerdung reif war und andrerseits noch nicht in langem dunkelm Harren die Energie der reifen Triebkraft eingebüßt hatte, den Kräften der Sprache zu einem, ihnen durchaus gemäßen Ausdruck verholfen. Man wird nicht behaupten können, daß dies eine Gestaltung des Lateins sei, über welche hinaus keine neuen, der Sprache gleichfalls noch gemäßen Formen gefunden werden konnten, mit einem Worte, daß es eine erschöpfende und abschließende Gestaltung des Lateins sei, aber jedenfalls ist es eine sehr reiche und der Hauptsache nach vollständige Gestaltung, die durch fast nichts Subjektives im Sinne des Willkürlichen, Ungesetzmäßigen und den natürlichen Gesetzen dieser Sprache Widersprechenden getrübt wird.

Um die Bevorzugung dieser Sprache beim Unterrichte aber zu rechtfertigen, gilt es noch dieses zu bedenken, daß wir

in jenem Latein nicht bloß die reine und streng gesetzmäßige Entfaltung des römischen Genius erblicken, sondern des Sprachgenius zugleich überhaupt, der aus allen Volksseelen heraus zur Offenbarung ringt: die Gesetzmäßigkeit der römischen Sprache in ihrer klassischen Prosa ist nicht bloß römische Gesetzmäßigkeit, sondern sprachliche Gesetzmäßigkeit überhaupt. In allen Sprachen der Zukunft wird man, um klassisch zu sein, desselben Geistes sein müssen.

Auch andere Formen des Lateins lernt unsere Jugend kennen; aber mit Gründlichkeit und Methode machen wir sie nur mit der klassischen römischen Prosa bekannt. Für die pädagogischen Zwecke des lateinischen Unterrichts ist es demnach eine Hauptaufgabe der Philologie, zu finden, was von jenem Standpunkte höchster Gesetzmäßigkeit aus betrachtet, in Ciceros Sprache etwa unklassisch oder wenigstens zu engherzig klassisch sein möchte, andrerseits, welche von den Eigentümlichkeiten der vorklassischen Periode, die jener fallen gelassen hat, dennoch als klassisch zu bezeichnen sind und welche späteren Abweichungen von der strengen Norm, der er sich fügt, als dennoch gesetzmäßig, welche nach ihm neugeschaffenen Wortverbindungen und syntaktische Formen als wirkliche Bereicherungen der Sprache anzusehen sind. Denn man irrt, wenn man ihn, den vornehmsten und glücklichsten Entfesseler römischer Sprachkräfte, auch für den einzigen hält.

Aber die Blüte des Klassischen ist vergänglich, wie alle Blüten. Auch die Sprachformen nutzen sich ab und überleben sich. Die Gewohnheit macht unempfindlich gegen die kräftigen, genau entsprechenden Mittel. Auch bezeichnende Wortverbindungen sinken zur Gewöhnlichkeit herab. Um eindringlich zu reden und genau das ihnen vorschwebende Bild, den ihnen vorschwebenden Gedanken vor die Stirn ihrer Leser zu bringen, müssen die Epigonen stärker reden und, von der strengen Gesetzmäßigkeit abweichend, durch das Neue zu wirken suchen. Nicht aber in allen ihren Teilen steigert sich eine Sprache zu gleicher Zeit, so daß bald im naturgemäßen Prozesse der Fortentwicklung sich Disharmonieen hier und dort fühlbar machen, ab-

fallende Tiefen neben emporragenden Höhen, während die klassische Periode auch in der Erregtheit der Rede sich der Gleichmäßigkeit nicht leicht entäußerte.

Bei der römischen Sprache ist eine solche Fortentwicklung von der objektiven, strengklassischen, gleichmäßigen Gesetzmäßigkeit zur subjektiven Ungleichmäßigkeit überraschend schnell vor sich gegangen. Die Zahl ihrer in diesem Sinne objektiven Schriftsteller ist sogar geringer, als bei irgendeinem andern Volke; aber in dem einen Cicero zeigt sich eine so hohe Objektivität der Sprache, wie kaum bei einem zweiten großen Schriftsteller. Wie Goethe den Voltaire als den der französischen Nation gemäßesten Schriftsteller bezeichnete, so können wir Cicero, obgleich er in seiner Gesinnung so viel Griechisches hatte, als den größten, der römischen Natur gemäßen Schriftsteller bezeichnen. Wäre Cicero nicht, so würde sich die immer noch mühselige und gründliche Methode, nach welcher das Lateinische unterrichtet wird, nicht rechtfertigen lassen. Ohne einen Schriftsteller von dieser normalen und, trotz aller Steigerung zur stilistischen Kunst, doch natürlichen Gesetzmäßigkeit würde die Beschäftigung mit dem Lateinischen nicht als eine so vorzügliche Gymnastik des Geistes betrachtet werden können.

Man kann aber noch in einem würdigeren Sinne von der Objektivität der Sprache reden, indem man darunter ihre Fähigkeit oder die durch eine innewohnende Tendenz entstandene Gewohnheit versteht, für jedes Objekt mit möglichster Fernhaltung des Subjekts einen adäquaten Ausdruck zu finden. Eine objektive Darstellung wäre danach eine solche, die das Objekt von Angesicht zu Angesicht zu sehen gestattete und den Charakter höchster Klarheit und Wahrheit trüge. Es fragt sich nun, ob der römischen Sprache auch diese Objektivität nachgerühmt werden kann, oder nur jene andere, welche in der Übereinstimmung mit den Gesetzen des Sprachgenius bestand und in der Abwesenheit aller individuellen Launen.

Eine Darstellung, welche nicht die Signatur des einzelnen Schreibenden trägt, sondern höchster Übereinstimmung mit dem eigensten Wesen ihrer Sprache, wird sich allerdings auch in

jenem höheren Sinne meist als objektiv erweisen. Wenn ein Objekt durch viele Subjekte hindurchgeht, so werden die Trübungen individueller Auffassung hinweggewischt, und es zeigt sich als Schlußresultat dieses wiederholten Retouchierens die reine Gegenständlichkeit, nur noch gebunden durch die allgemeinen Formen menschlicher Auffassung, welche bei keiner Äußerung und Mitteilung abgeschüttelt werden können. Wie indessen die einzelnen an Unvollkommenheiten leiden, so kann es deren sehr bedenkliche auch in den auffassenden und reproduzierenden Kräften eines ganzen Volkes geben. Ein Schriftsteller könnte demnach objektiv in jenem zuerst besprochenen Sinne heißen, ohne es zugleich in dem zweiten zu sein. Die höchste Objektivität in diesem höheren Sinne ist nun freilich, wenn man es recht betrachtet, die höhere Potenz von jener zuerst besprochenen. Ist nämlich zunächst objektiv, wer die Natur seines Volkes und seiner Sprache annehmend, das Individuelle abgestreift hat, so würde erst, wer auch die immer noch hemmende Volksindividualität sogar abgestreift hat, in diesem höheren Sinne für objektiv gelten dürfen.

Übereinstimmung mit irgendeiner ungeklärten Volksnatur, wie sie sich in dem Genius ihrer Sprache offenbart, wäre begreiflicherweise kein Resultat, welches des Interesses einer fernen Nachwelt sehr würdig heißen könnte. So bewundern wir denn an der klassischen römischen Prosa viel mehr den hohen Grad ihrer absoluten Gesetzmäßigkeit, als jene andere Objektivität, welche in der Darstellung der allgemeinen Römerseele bestände, im Gegensatz zur sich geltend machenden einzelnen Römernatur. Um Cicero groß und nachahmenswert zu finden, weil er zunächst beim Schreiben Römer war und dann erst Cicero, müssen wir uns zugleich gestehen, daß die Römer überhaupt erst mit echt menschlicher Klarheit denkende und empfindende Wesen waren und dann erst Römer.

Oder giebt es vielleicht Tendenzen in der römischen Natur, in Bezug auf welche man es den großen Schriftstellern dieses Volkes zum Ruhme vielmehr anrechnen könnte, nicht Römer gewesen zu sein? Es würde sich daraus das Unzu-

reichende jener Objektivität ergeben, die in dem oben angeführten Buche den römischen Schriftstellern nachgerühmt wird. Eine solche, ziemlich allgemein angefeindete Tendenz findet sich aber anerkanntermaßen unter den charakteristischen Eigenheiten des römischen Volkes: die Neigung zur Rhetorik. Faßt man die Rhetorik als eine kunstgemäße Entwicklung der natürlichen Redeweise in der Richtung ihrer Anlagen, so wäre darin kein Fehler zu erblicken; ist sie aber, wie sie doch gewöhnlich gefaßt wird, ein Schweben und Schwanken zwischen Wahrheit und Unwahrheit, eine hochgesteigerte Ausdrucksweise, welche die Bescheidenheit der strengen Angemessenheit überbietet, so scheint es doch durch keine Gründe gerechtfertigt werden zu können, wenn ein Schriftsteller in seiner ganzen Darstellungsart sich der plumpen Großartigkeit seines Volkes unterthan zeigt und lieber stark als wahr reden will.

Wie nun die Bevorzugung des Lateins in unserem Unterrichtsplane trotz des anerkannten rhetorischen Geistes, der die römische Sprache selbst durchweht, rechtfertigen? Wiederum wird sich, auch wenn man's von dieser Seite betrachtet, ergeben, daß die römischen Klassiker nicht deshalb in unserer Schätzung so hoch stehen, weil sie es sich angelegen sein ließen, erst Römer zu sein und dann erst Cäsar, Cicero u. s. w., sondern weil sie außer der Bereitwilligkeit, mit der sie sich der strengen Gesetzmäßigkeit des römischen Sprachgenius fügten, überdies im ganzen mit Erfolg bemüht waren, gegen die falsche rhetorische Tendenz, die in dieser Sprache lag, anzukämpfen und sie in den ihr verwandten Vorzug umzubilden. Plautus mit seiner gesunden und derben, aber geschmacklosen, weil stets zu starken und über das Ziel hinausschießenden Komik würde der römischen Sprache die gebildete Welt nicht erobert haben. Der Abbiegung von dem streng Nationalen vielmehr verdankt der römische Geist seine siegreichen Erfolge. Edles griechisches Blut ist im günstigsten Entwicklungsmomente in das starke Römertum geleitet worden. So vermied es die Fehler, für welche seine Natur, so zu sagen, prädestiniert war, und gelangte, wenigstens in seinen Hauptrepräsentanten, zu einer Blüte, welche es

auch heute noch vernünftig erscheinen läßt, daß gereifte und hochgebildete Völker sich an den Werken des römischen Geistes stärken und im Anschauen so hoher Vortrefflichkeit die Unvollkommenheiten ihrer eigenen Natur zu paralysieren suchen.

Das Beste und Feinste ist als Bildungsmittel für die Menschheit im allgemeinen nicht das Brauchbarste. Die vollendete griechische Anmut und Wahrheit würde dem ungestümen Andrange barbarischer Geschmacklosigkeit einen weniger kräftigen Damm entgegengesetzt haben, als diese griechische Anmut und Wahrheit, auf den kräftigen römischen Boden verpflanzt. Nicht Rom hat geistig so viele Jahrhunderte hindurch die Welt beherrscht, sondern Griechenland durch Rom. Die Römer erhoben ihre starke Stimme, um dem griechischen Geiste Gehör zu verschaffen. Doch waren sie weder der Form, noch dem Inhalte nach bloße Nachahmer; nacheifernd vielmehr reproduzierten die Besten unter ihnen das Griechentum.

So lange die Menschheit jung war, konnte Rom als eine bessere Erzieherin gelten, als griechische Sprache und Art, weil die Stimme dieses Volkes lauter und gebieterischer klingt, als die der Griechen und weil der Gedanke hier weniger frei und mannigfaltig nuanciert erscheint und eben deshalb dem noch nicht gereiften Sinne zugänglicher ist. Wenn nun aber auch die Welt im ganzen reifer wird, das Individuum muß doch immer wieder die naturgemäßen Epochen der Entwicklung durchmachen. So wird es auch der heutigen Jugend ersprießlicher sein, sich an dem Römertum geistig groß zu nähren, welches, die griechische Eigenart vergröbernd, sie doch für den Unmündigen wirkungskräftiger gemacht hat; der Gebildete dagegen wird, um die höheren Weihen zu empfangen, darüber hinaus zu den weniger stark, aber feiner duftenden Blüten griechischer Humanität gelangen wollen.

Fragen wir nun, durch welche Eigenschaft es dem römischen Genius möglich gewesen ist, der Herold griechischer Kultur zu werden, so ist es eben jene Rhetorik, zu welcher die Sprache eine ausgesprochene Neigung zeigte. Sich selbst überlassen und durch nichts von der Hauptrichtung ihrer Tendenz

abgelenkt, würde diese rhetorische Anlage sich zu Schwulst und Bombast und nichtiger Großsprecherei entwickelt haben. Durch den Einfluß des Griechentums, dem sich die hervorragendsten Schriftsteller nunmehr ergaben, wurde sie zu einer heilsamen und eindringlichen Stärke herabgestimmt. Kann man die Geschichte von Ciceros Bildung lesen, ohne voll Bewunderung inne zu werden, mit welcher Überzeugungstreue, mit welcher Strenge der Beobachtung gegen sich selbst er sein Römertum bekämpfte! Haben wir oben also in ihm den höchsten, dem römischen Sprachgenius gemäßen Schriftsteller erkannt, so soll das nicht heißen, er habe alle Kräfte der römischen Sprache zu ihrer vollen Eigentümlichkeit entwickelt, sondern in seiner Darstellung zeige sich die reifste Blüte, welche diese Sprache, ohne sich untreu zu werden, mit Beibehaltung, aber geschmackvoller Milderung ihrer Eigenart, aus sich erzeugen konnte. Er ist also im edlen Sinne der nationalste Schriftsteller Roms, weil er das Eigene der römischen Sprache pflegte und mit bestem Willen und größtem Geschick entwickelte, zugleich aber sich frei hielt von dem bornierten Patriotismus, der das Vorbild fremder Vorzüge nicht einmal zur Kultur der eigenen Gaben verwendet wissen will. So war er objektiv in jenem höhern Sinne, indem er der Römeranlage, trotz der ihr innewohnenden Tendenz zur Rhetorik, eine Schreibart abgewann, in welcher sich treu und mit gereifter Klarheit das Objekt spiegelte.

Die rhetorische Anlage kann nämlich eine doppelte Entwicklung nehmen. Sich selbst überlassen, gerät sie bald wie jede Kraft, zu welcher sich nicht bekämpfend die entgegengesetzte oder wenigstens modifizierend eine andere verschiedene gesellt, in das fehlerhafte Extrem ihrer einseitigen Entfaltung und wird zur lügnerischen Prahlerei und Übertreibung. Gesellt sich aber zu ihr, ehe sie den Indifferenzpunkt überschreitet, der Genius der Kunst und der Philosophie, so wird sie eine kräftige Vorkämpferin der Wahrheit mit starktönender und weithin vernehmbarer Stimme. Um Barbaren zu imponieren, bedurfte es einer so wuchtigen Sprache, wie die Ciceros ist, eines so majestätischen Rhythmus, wie der Vergils. Auch solche An-

lagen aber, in denen die Keime künftiger Fehler stecken, lassen sich durch kluge und gewissenhafte Kultur in Vorzüge umwandeln. So sehen wir die großen Schriftsteller der Römer aus der rhetorischen Anlage der römischen Sprache eine Würde und Stärke gewinnen, die in der Geschichte keiner Litteratur ihresgleichen hat und die auch jetzt noch nicht ihre erziehende und bildende Kraft verleugnet.

Eine andere Eigenschaft, aus der man die alles andere überragende Bedeutung des Lateinischen für den Unterricht herleitet, ist die strenge, unverbrüchliche Logik, welche aus dieser Sprache zu uns redet. Wolle man sehen, so hat man oft gesagt, ob etwas klar gedacht ist, so solle man versuchen, es ins Lateinische zu übersetzen. Wer je sich, dem Rate Nägelsbachs folgend, darin geübt hat, deutsche Originalstücke in ein strenges Latein zu übertragen, wird dabei auf Schritt und Tritt eine doppelte Nötigung empfunden haben. Zunächst galt es, die Abstraktheit des deutschen Ausdrucks zu mäßigen und die Mehrzahl dieser Abstrakte ins Sinnliche umzusetzen. Zu welch überraschender Unbedeutendheit und Gewöhnlichkeit schrumpft da nicht oft der moderne Gedanke zusammen! Wie wenig bleibt oft als des Pudels Kern übrig, wenn man die windige Hülle vornehmer Abstraktheit vorsichtig prüfend entfernt hat! Es gehört freilich nicht bloß Kenntnis der Syntax und der Stilistik, sondern auch große Vertrautheit mit dem Sprachschatze der Römer dazu, um nicht vorschnell, im Verdruß über die Schwierigkeiten, die eine Sprache der Armut oder die andere phrasenreicher Gespreiztheit anzuklagen. Jedenfalls aber zwingt uns die naive Geradheit des Lateinischen, mit dessen Mitteln und in dessen Geiste wir den deutschen und deutsch formulierten Gedanken wiederzugeben suchen, sehr klar das Wesenhafte zu erfassen und über die Worte, bei deren gewohntem Klange sich der schlaffe Sinn zu schnell beruhigt, zum vollen Sinne hindurchzudringen. Einen nicht minder heilsamen Zwang legt uns das Lateinische bei derartigen Versuchen hinsichtlich der Verknüpfung der Gedanken auf, freilich wieder nur das streng klassische Latein der Periode Ciceros. Das Asyndeton ist in

dieser Gestaltung des Lateinischen so sehr die Ausnahme, daß es als rhetorische Figur gelten muß. Soll etwas die Form des echten Lateins haben, so müssen durch logische Partikeln alle Teile der Rede wie mit festen Banden aneinander geschmiedet sein; nur wenn die logischen Beziehungen der einzelnen angeführten Momente des Urteils oder der Erzählung klar erkannt sind, kann von einer Reproduktion in wirklichem Latein die Rede sein. Wenn irgendetwas als eine Disziplinierung des freigeborenen Gedankens bezeichnet werden darf, so ist es doch diese Übung. Betrachtet man die klassische römische Prosa aus dem höheren Gesichtspunkte reiner und voller Schönheit, so wird man sie fast pedantisch genau in ihrer logischen Markiertheit nennen müssen. Denn der Klarheit wäre genügt, wenn für den aufmerksamen Leser, dessen Urteil reif und von normaler Kraft ist, alle Dunkelheit ausgeschlossen ist. Was darüber hinausgeht, könnte als Pedanterie gelten müssen. Die moderne Art, sparsam zu sein im Gebrauche der logischen Bindemittel, ist also nicht ohne weiteres als eine Vernachlässigung der strengen Form zu bezeichnen; nur so viel ist zuzugeben, daß so leicht einherschreitende Sprachen ein willkürliches Irrlichterieren sehr befördern, welchem Übelstande aber der entgegengesetzte Fehler der Schwerfälligkeit auf der Seite des Lateinischen gegenüberstehen würde. Wie umständlich, vorsichtig und wortreich wir nämlich auch unsere Gedanken und Urteile formulieren mögen, auch bei der entsetzlichsten Breite werden wir noch zahllose Mittelglieder ausgelassen haben. Logisches Denken ist eben dem normalen Menschen etwas so Natürliches, daß er sich die Vorschriften der gestrengen Herrin gar nicht zum Bewußtsein zu bringen braucht, um ihnen gemäß zu denken und zu reden. Ja die theoretische Einsicht in diese Denkgesetze hat wohl niemals einem unklaren Kopfe einen höheren Grad von Klarheit zu geben vermocht. So schreitet denn nicht erst infolge einer höheren, durch Kultur erreichten Elastizität unser Denken beflügelten Fußes einher, wenn es fortwährend, auch wo es sich der Umständlichkeit befleißigt, mehr unausgedrückt läßt, als es ausdrückt.

Auch die Römer waren zu Ciceros Zeit bei all ihrer logischen Umständlichkeit nicht erschöpfend in ihrer Bezeichnung der logischen Verhältnisse Sie halten vielmehr in ihren litterarischen Erzeugnissen die Mitte zwischen der logischen Ungeniertheit des rein modernen Stils und der vollen logischen Strenge, welche wir nur der Idee nach uns vorstellen können. In vielen pädagogischen Broschüren hört man in so excentrischen Ausdrücken von der Herrlichkeit der logischen Zucht reden, daß es immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden muß, wie sehr es dem menschlichen Geiste von Natur gemäß ist, logisch zu denken. Durch die Formulierung der Logik ist auch nicht das Geringste der natürlichen Leichtigkeit, mit welcher wir diese, unserem Denken abstrahierten Gesetze handhaben, hinzugefügt worden. Gleichwohl wird dem hochfliegenden modernen Gedanken, dessen Bild und Schöpfung die moderne Sprache ist, durch den Verkehr mit der festen Schrittes einherwandelnden lateinischen Sprache ein heilsames, beschwerendes Gewicht angehängt.

Gewöhnlich übersieht man aber bei der Verherrlichung der streng logischen lateinischen Darstellung, daß im Geiste der Zeiten wirklich seitdem eine große Veränderung vorgegangen ist. Man darf jedenfalls in seiner Bewunderung der logischen Klarheit und Geschlossenheit der Ciceronischen Darstellung nicht so weit gehen, diesen Stil auch heute als höchstes Ideal einer schönen Darstellung hinzustellen. In solchem Hoplitenschritte der Erzählung und der abhandelnden Erörterung dürfen wir heute nicht mehr die höchste Schönheit der Rede erblicken. In zahllosen Bethätigungen seiner Denkfähigkeit hat das Menschengeschlecht eine Leichtigkeit in der Vollziehung dieses Denkprozesses sich erworben, zu welcher die vorsichtige Langsamkeit der Ciceronianischen Darstellung nicht mehr stimmen will. Die Schönheit des Stils ist also kein feststehendes und absolutes Ideal, weil zu der Forderung einer adäquaten Darstellung des Objektes sich eben jene andere Notwendigkeit gesellt, der herrschenden Auffassungsart der sich wandelnden Subjekte, für welche man schreibt, Rechnung zu tragen. Viel langsamer freilich

vollziehen sich diese Wandlungen in den geistigen Bedürfnissen der Menschheit, als die meisten meinen. Die Epochen der Menschheit sind langgestreckt, wie die Epochen des Naturlebens. Völker verrauschen, zahllose Namen verklingen, mörderische Kriege können geführt sein, und alles das hat trotz des gewaltigen Lärms, mit dem es in die Erscheinung getreten ist, vielleicht in dem eigentlichen Wesen der Menschheit kaum eine leichte Nuancierung hervorgebracht. Aber zwischen der Auffassung der Alten und der Neueren liegt eine weite Kluft, und es hieße sich an der hohen Idealität und Heiligkeit des modernen Strebens versündigen, wollte man auf das Altertum wie auf ein unverrücktes und unverrückbares Ideal der Schönheit und geistigen Vollkommenheit zurückweisen.

Ein moderner Schriftsteller, der mit gleicher Gewissenhaftigkeit, wie Cicero, den logischen Zusammenhang seiner Gedanken markieren und in derselben Vollständigkeit die vorbereitenden, begleitenden und folgenden Momente hinzufügen wollte, würde allen schwerfällig und langweilig scheinen, selbst wenn er sein Stilprincip mit der größten Virtuosität handhabte. Man kann deshalb die Gedanken der alten Schriftsteller in ein modernes Gewand kleiden und sie reproduzieren; aber man kann sie nicht übersetzen mit treuem, ich sage nicht mit pedantischem Anschließen an die Einzelheiten ihrer Ausprägung, ohne bei aller Kenntnis der beiden Sprachen, bei aller Übung und Vorsicht etwas zustande zu bringen, was die Signatur eines von dem unsrigen wesentlich abweichenden Stils an der Stirn trägt. Eine ebenso strenge Logik, wie die in der alten Schreibweise herrschende, ist auch das Hauptgesetz des modernen Stils. Ein zweites Gesetz aber gebietet heute, daß diese Logik vorwiegend eine latente sei und nur dann durch Partikeln bezeichnet werde, wenn ein Mißverständnis selbst von Seiten eines einsichtigen und aufmerksamen Lesers möglich ist. Unsere Schriftsteller lieben es mehr, durch Andeutungen zu wirken, die zur Weiterführung reizen, als durch volle, plastische Ausführungen.

Kein Stilprincip ist an sich so vortrefflich, daß es nicht

von Stümpern gemißbraucht werden könnte; keines ist aber auch so bedenklich, daß ein Meister es nicht mit bewunderungswürdigem Geschicke handhaben könnte. Auch dieses ist klar, daß nicht alle Formen mit gleicher Leichtigkeit dem Mißbrauche zugänglich sind. Wer an die streng logische Darstellungsweise der klassischen römischen Prosa gebunden ist, dessen Willkür ist ein Zaum angelegt. In dieser Form kann er nicht allen aufzuckenden Gedanken nach rechts und links folgen; bedächtig muß er die eingeschlagene Richtung verfolgen; bei der leisesten Freiheit, mit der er von der seinem Gegenstande, so zu sagen, eingeborenen Bewegung abweicht, fällt sichtlich die Hülle dieser Form ab, welche er doch um seine Gedanken legen will. Die modernen Lateiner haben oft platte weitschweifige Nichtigkeiten geboten, haben oft dem Zuge zur Ausführlichkeit folgend, der in der Stilform selbst liegt, ihren bescheidenen Gedanken unter einem Schwall von Worten begraben; aber zusammenhangslosen Unsinn, leichtfertiges und wüstes, weder völlig verständliches, noch vom Schreiber selbst völlig verstandenes Gewäsch kann man in dieser Form nicht gut zu Tage fördern. Andrerseits kann man sich nicht der Überzeugung verschließen, daß die wahre Vollendung der Darstellung nur in dieser Form möglich ist. Hier wird dem Objekte ohne Rücksicht auf die erworbene Fassungs- und Ahnungsleichtigkeit des Subjekts gegeben, was ihm an sich gebührt. Lichtvoll werden die Nebensachen und Hauptsachen gruppiert; mit einer solchen Ausführlichkeit wird der Gedanke dargestellt, daß er einem fertigen und gereiften Organismus gleicht. So entsteht eine Formvollendung bei einem Meister des Stils, wie Cicero, an der nicht scheint gerüttelt werden zu dürfen, und deren Geheimnis den meisten so unergründlich scheint, daß sie sich auch bei fortwährendem Verkehre mit den guten lateinischen Schriftstellern nicht zutrauen, mit Freiheit diese Form selbst auch zu handhaben, sondern zeitlebens sklavisch der Nachahmung einzelner Stellen ergeben bleiben. Und in der That, wenn man die einfachste historische Anekdote von Cicero erzählen hört, so hat man die Empfindung, als wäre diese Einkleidung für diesen Inhalt im Buche

des Schicksals vorausbestimmt gewesen, und man hält es für Frevel und Entweihung, wiederholend etwas an der Form zu ändern. In so schöner Gliederung, mit so untadelhafter Verteilung von Licht und Schatten, steht das Bild vor uns! Aber diese vollendete Ausprägung des Objektes empfinden wir heute nicht mehr als die Vollendung der Darstellung, obgleich uns unsere Vernunft beweist, daß es die Vollendung ist. Diese ruhige Ausnutzung aller Momente ist der unruhigen Hast des modernen Menschen, wie er durch die Notwendigkeit der ganzen Kulturentwicklung geworden ist, nicht mehr sympathisch und übt deshalb nur noch auf den Kenner, der sich das Verständnis dafür auf dem Wege des Studiums erobert hat, ihre volle Wirkung aus.

Der moderne Geist mußte sich einen andern Stil schaffen, in welchem, wie dies dem inzwischen älter gewordenen Menschengeschlechte gemäß ist, der natürliche Denkprozeß mit einer weniger naiven Deutlichkeit zum Ausdruck gelangt. Eine kühnere Bewegung, eine größere Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Gedankenassociationen war nun möglich, wie entfesselt konnte die Sprache nun alle Weiten des Gedankens durchstürmen, ja jetzt erst wurde sie in Wahrheit eine soluta oratio. Aber gefährlich war die Freiheit, die ihr gewährt wurde. Erzeugte die klassische Form, von Pedanten gehandhabt, schwerfällige Elaborate, deren geringfügiger Gehalt unter dem schweren Panzer dieser Form völlig erdrückt wurde, so öffneten sich nunmehr der Leichtfertigkeit und Halbheit alle Thore. Wenn trotzdem auch heute noch strenge Schönheit und sachgemäße, zusammenhängende Vernünftigkeit der Prosadarstellung allgemein empfunden und geschätzt werden, so beweist das deutlich, daß Logik und Ordnung kein Traum des Pedanten sind, sondern einer natürlichen Sehnsucht des menschlichen Geistes entsprechen. Auch das unausgesprochene Gesetz des modernen freien Stils verlangt, daß die Gedanken zur Reife gebracht und logisch entwickelt werden. Wenn es also auch gestattet ist, diese Logik zu verbergen, so muß doch auch heute so geschrieben werden, daß sie sich in voller Breite muß wiederherstellen lassen. Wenn

ferner der moderne Stil einen beschleunigteren Gang verlangt und mehr für auslaßbar erklärt, als der klassische Stil der Römer, so wird doch diese Freiheit nur unter der Bedingung gewährt, daß im richtigen Verhältnisse das Unwesentlichere ausgelassen wird. Auf diese Weise wird die Klarheit für den in langer Denkübung erstarkten Geist nicht getrübt, sondern erhöht. Mittelglieder, die man bei einiger Aufmerksamkeit selbst hinzufügen kann, rauben dem durchaus Unentbehrlichen, in dessen Nähe sie stehen, einen Teil des ihm gebührenden Lichtes. Weggelassen aber bereiten sie dem Geiste eine eigentümlich erfrischende Anreizung, weil dieser gezwungen wird, inmitten der Rezeption aktiv zu sein, während er sich im Verkehr mit den klassischen Prosaikern der Römer vorwiegend aufnehmend verhält. Dieser Behauptung scheint freilich die Erfahrung zu widersprechen. Selbst dem durch langen Umgang mit der Sprache der Römer Vertrauten scheint es ja um vieles bequemer, ein gehaltvolles deutsches Buch zu lesen, als einen römischen Prosaiker, um von den Dichtern ganz zu schweigen. Gleichwohl ist die Form jener klassischen Prosa um vieles ausgeführter und der ergänzenden Zuthaten des Lesers weniger bedürftig. Die größere Anstrengung, welche sie dem Geiste und der Phantasie des modernen Lesers zumutet, rührt vielmehr davon her, daß dieser während des Lesens nach einer Methode denken muß, welche nicht mehr ganz die seine ist. So erwächst im Verkehre mit den klarsten Schriftstellern des Altertums dem heutigen Leser eine mühevolle, aber lohnende und echt männliche Gedankenarbeit, welche aber um vieles elementarerer Natur ist, als wenn uns einer von den Geistesriesen der modernen Litteraturen mit sich in schwindelnde Höhen fortreißt.

Auch wenn man es von einer andern Seite betrachtet, scheint die größere Ausgeführtheit und Vollständigkeit, welche wir dem antiken klassischen Stile als charakteristischen Zug im Gegensatz zum modernen zugeschrieben haben, geleugnet werden zu müssen. Versuchen wir moderne Originalstücke in ein gesetzmäßiges Latein zu übertragen, so gelangen wir meist zu einem kürzeren lateinischen Ausdruck. Da sind viel deutsche Adjektive,

die schon im lateinischen Substantivum enthalten sind; ein einziger Genetiv im Lateinischen giebt hier den Gedanken eines ganzen Relativsatzes im Deutschen wieder, an Stelle eines langatmigen Substantivs, dem vielleicht noch ein Adjektivum hinzugefügt ist, tritt dort im Lateinischen ein kurzes Pronomen, durch Partizipialkonstruktionen werden schwerfällige Partikeln und zusammengesetzte Verbalformen überflüssig, des Pleonastischen findet man so vieles im Deutschen, und was eben mit ausreichender Klarheit gesagt war, wird in einem angehängten Relativsatze vielleicht noch einmal gesagt, ohne daß man sich bei einer Übersetzung ins Lateinische zu einem so müßigen Anhängsel entschließen könnte. Ohne Zweifel ist dem so. Das ist die Ironie des modernen Kulturlebens, daß wir mit unserer überstürzten Hast nicht weiter kommen, als die Alten mit ihrer ruhig reifenden und nach Vollständigkeit im Nächsten strebenden Langsamkeit. Wollte ein moderner Schriftsteller wirklich im Stile der Alten schreiben, so würde man ihn langweilig, pedantisch, für reife Menschen ungenießbar finden, und dennoch haben die Alten zur Entwicklung ihrer höchsten Gedanken kaum je so umfangreiche Werke sich veranlaßt gefühlt zu schreiben, als die Modernen, um weit winzigere Resultate mitzuteilen. Sollte dieser größere Umfang allein auf die größere Fülle des Inhalts auf Seiten der Neueren zu setzen sein, so müßte, wenn man nebenbei ihre Neigung zu nicht ausgeführter, sondern mehr andeutender und skizzierter Darstellung in Anschlag bringt, das Übergewicht ein ungeheueres sein. Man kann sich die eigentümliche, bei aller unausgeführten Knappheit fast überall zu Tage tretende Fülle der Modernen an der geistvollen, aber nicht antiken Schreibart Senecas besonders klar machen. Zunächst fühlt man sich geneigt, diesen Schriftsteller, der so oft einen ganzen Gedanken in eine zugespitzte Wortverbindung zusammendrängt, für ein Muster von Kürze und Knappheit zu erklären. Bald aber merkt man, daß er mindestens ebensoviel Worte zur Mitteilung seiner Gedanken braucht, als die in längeren, austönenden Sätzen schreibenden klassischen Schriftsteller der vorhergehenden Periode. Woher dieses größere Bedürfnis nach

Breite und Fülle? Weil er die mannigfaltigsten Gedanken vorträgt, welche alle wohl auf das behandelte Thema zielen, sich aber nicht in gerader Linie vorwärts bewegen. Daher die vielen parallelen Wendungen, welche jede an sich kurz, doch nebeneinandergestellt, den anscheinend so knappen und wortverachtenden Schriftsteller so wortreich machen, wie kaum einen der Alten. Es ist die Fülle der hereinragenden Gedanken, die alle zur Erwähnung auffordern, welche den modernen Schriftsteller verleitet, ja fast zwingt, jeden gewählten Gegenstand mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln. Auch ohne citieren zu wollen, muß man sich mit unzähligen Meinungen anderer auseinandersetzen. Selbst wer möchte, kann heute nicht, unbekümmert um die tausendfachen Zusprüche und Einsprüche, die von rechts und von links an sein Ohr schallen, geradeaus seine Straße weiterziehen. Nun ist zwar der geistige Ertrag dieser Breite der angestellten Betrachtungen kaum je entsprechend; aber der Äste und Ästchen sind an dem Baume des heutigen Lebens so viele, der verschlungenen Beziehungen haben sich bei häufig wiederholter Beleuchtung so zahlreiche gezeigt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ein moderner Schriftsteller, selbst einen einfachen Stoff behandelnd, ein voluminöses Ganze zustande bringt. Diese nach allen Seiten sich erstreckenden Beziehungen machen heute ein häufiges Variieren und Wiederaufnehmen desselben Gedankens unvermeidbar. Der verzweigte und verwirrende Bau des Shakespeareschen Dramas ist ein rechtes Bild der modernen Schreibweise. Bäche und Flüsse werden dort von beiden Seiten in den Hauptstrom der Handlung geleitet, dem Ganzen Breite, Fülle und Ansehen zu geben. Die Alten hingegen gehen auf einer schmalen, geraden Linie vorwärts, wie die Tragödien des Sophokles, welche mit naivster Geduld, langsam schreitend ihren Gegenstand erschöpfen, nie stille stehen, noch je etwas überhasten, noch auch je von der Seite etwas Ähnliches, eine passende Beleuchtung oder höheres Ansehen Schaffendes in sich aufnehmen. Wer ein echtes Kind seiner Zeit ist und zugleich die stille Ruhe und Einfachheit der Alten ungestört auf seine Bildung hat wirken lassen, kann nicht dar-

über in Zweifel sein, daß die höhere, ja die höchste formale Vollendung zwar auf Seiten der Alten ist, daß aber der Mangel an organischer Entwicklung in der schriftstellerischen Gedankenarbeit der Neueren durch hohe Vorzüge ausgeglichen wird, auf welche man doch Bedenken tragen müßte zu verzichten, um jene ruhig gereifte, geradlinige, breitelose Größe der Alten dafür einzutauschen.

Gleichwohl gelten diese Bemerkungen nur von der ausgewählten Gesellschaft der klassischen modernen Schriftsteller. Wenn oben gesagt wurde, daß bei dem Versuche, einen deutschen Originaltext ins Lateinische zu übersetzen, man meist zu einem kürzeren lateinischen Ausdrucke gelange, so waren damit Texte gemeint, wie sie die Mehrzahl der mittelmäßigen Skribenten bietet. Die abstrakte Vornehmheit und die phraseologische Ausstaffierung der gewöhnlichen Schreibweise aber schrumpft auf einen bescheidenen Umfang zusammen, wenn man sie in eine so ehrliche Sprache zu übersetzen versucht, wie das Lateinische ist, oder löst sich ganz in nichts auf, wie die schillernde Seifenblase. Von so mancher aufgeblasenen Wendung, die ein wahres *ῥῆμα βόειον* ist, muß man dann sagen: „Das läßt sich nicht übersetzen, aber nicht weil es so hoch ist, daß die Kindersprache der Alten nicht heran kann, sondern weil es überhaupt nichts ist oder etwas so Winziges, daß es sich in seiner wahren Kleinheit vor Scham verkriechen müßte.“ Aus gewöhnlichen Schriftstellern von Zeit zu Zeit ins Lateinische zu übersetzen, ist demnach eine herrliche Übung in der schriftstellerischen Ehrlichkeit.

Wie aber steht es mit den wahren Meistern unserer Litteratur? Da gilt es in der That mit angestrengter Kraft zu ringen und alle Mittel der lateinischen Sprache vergleichend und nach Ersatz für das Fehlende ausspähend, wie Nägelsbach will, auszunutzen. Ihr Text wird beim Übersetzen nicht zusammenschrumpfen, sondern vielmehr aufquellen, wenn wir der eigentümlichen Gewissenhaftigkeit der römischen Sprache, ihrem Streben nach ausgesprochener Klarheit, ihrer maßvollen Zulassung des metaphorischen Ausdrucks und der Personifikation

gebührende Rechnung tragen wollen, kurz wenn wir bemüht sind, die gehaltvolle und kühne Kürze des modernen Schriftstellers in die konstruierte und stilvoll reine Prosa der Römer zu übertragen.

Welche Konsequenz und Klarheit liegt ferner im römischen Gebrauche der Tempora und Modi, wie er zu Ciceros Zeit herrschend war. Uns entschuldigt einigermaßen die Umständlichkeit unserer zusammengesetzten Formen, ja wir würden über die Anhängsel unserer Rede stolpern, wollten wir in dieser Hinsicht die Genauigkeit der Römer nachahmen. Mit welcher Schärfe ferner werden in der Prosa Ciceros die verschiedenartigen abhängigen Sätze von einander unterschieden! Mit welcher Genauigkeit wird das sachlich Untergeordnete auch in der sprachlichen Form untergeordnet, während wir so gern auf diese Bezeichnung verzichten und das thatsächlich Untergeordnete durch indifferente beiordnende Partikeln dem Hauptsatze anfügen. Dazu kommt die lateinische Wortstellung, welche inmitten der größten Freiheit dennoch die feinsten, aus den Tiefen des Gedankens geschöpften, nicht durch Willkür diktierten Regeln befolgt. Im Griechischen finden sich dieselben Vorzüge, aber nicht mit der sprachlichen Gewissenhaftigkeit in alle Verzweigungen gefolgt und zugleich gemildert an den Stellen, wo die Gewissenhaftigkeit in Pedanterie überzugehen drohte. Auch die griechischen Satzgebilde zeigen nuancierte Klarheit und Gliederung; aber die eherne, alle Wallungen des Augenblicks zurückdrängende Strenge und festgefügte Einheit der römischen Sprache haben sie nicht. Das Gesetz spricht eine allgemeine Sprache, und die Billigkeit muß nach Aristoteles zu Hülfe kommen, um das Besondere zu verteidigen und die Ungerechtigkeiten der auf die Spitze getriebenen Gerechtigkeit auszugleichen. So gestattet sich auch das Griechische bei all seiner Gesetzmäßigkeit doch dem besondern Gedanken zu Liebe fortwährend nuancierende Abweichungen von der Norm, welche die Sprache bei der ersten Bekanntschaft im Vergleich zum Lateinischen willkürlich erscheinen lassen. Wer sich in längerer Vertrautheit ein leichtes Verständnis für die zahlreichen Nuancen der griechischen Syntax

erworben hat, wird die Freiheit, welche hier die Strenge mildert, vielleicht als etwas Höheres erklären, als die unerbittliche Strenge der klassischen römischen Syntax; aber er wird zugleich auch gestehen müssen, daß eben wegen dieses Schwankens zwischen verschiedenen, durch feine Unterschiede getrennten Möglichkeiten, zwischen welchen richtig zu wählen dem sehr feinen Gefühl oder der sehr feinen Erwägung des Schreibenden überlassen bleibt, der griechischen Syntax die Festigkeit der Norm fehlt, welche die lateinische Sprache in so hohem Grade besitzt und derenwegen man an ihr auch in veränderten Zeiten als an dem wichtigsten und bildendsten pädagogischen Mittel festhält.

Um zu der Wortstellung zurückzukehren, so genießt die sonst so gebundene römische Sprache in dieser Hinsicht eine Freiheit, welche den im übrigen so freien modernen Sprachen fehlt. Zwar scheint auch das Deutsche noch frei in dieser Hinsicht im Vergleich zu dem Französischen; aber alle Versuche, seine bildsame und zum Akkommodieren geschickte Sprache hinsichtlich der Wortstellung über einen gewissen, sehr bescheidenen Punkt hinaus der unvergleichlichen Kühnheit und ausdrucksvollen Mannigfaltigkeit der alten Sprachen näher zu bringen, sind als gescheitert zu betrachten. Mit seiner feinen Kennerschaft hat A. W. v. Schlegel auf einige Hauptsachen hinsichtlich dieses Unterschiedes der beiden Sprachen in der Wortstellung hingewiesen, und zwar in seiner Recension von Vossens Homer. Er wirft diesem vor, daß er sich ans Griechische so nahe anschmiege, als es unserer Sprache unmöglich sei. „Die bloß sinnliche Beschaffenheit der Laute", fährt er fort, „schuf in den verwickeltsten Sätzen und Verbindungen der Alten Klarheit und Ordnung. An die strenge Regel der modernen Wortfolge gebunden, wären die alten Sprachen allzu deutlich gewesen."

Die Wortstellung der Römer selbst aber tritt in den Dienst der Logik, weil sie ihre Freiheit ja nicht mißbraucht, sondern aus der großen Fülle der ihr möglichen Verbindungen die dem einzukleidenden Gedanken gemäßesten auswählt. Häufig freilich dienen die kühnen Zertrennungen des Zusammengehörigen nur rhythmischen Zwecken. Aber hat der Rhythmus die bloß sinn-

liche Aufgabe, einen dem Ohre angenehmen Fall der Worte zu schaffen? In diesem sinnlichen Spiel steckt vielmehr als geistiger Kern die klar erkannte oder unbewußte Absicht, den Gedanken und seine Relationen deutlicher und eindrucksvoller vorzutragen. Was diese Kühnheit der Wortstellung in unserer Sprache Erschwerendes und geradezu Verfinsterndes haben würde, wird ihr im Lateinischen durch die Mannigfaltigkeit und Unzweideutigkeit der Endungen genommen. Allerdings schafft die lateinische Wortstellung auch Schwierigkeiten, wie dies der Anfänger ja bei seinen Präparationen auf Schritt und Tritt fühlt, wenn er sich das Zusammengehörige aus der Zerstreutheit zusammensucht; aber es sind Schwierigkeiten, die stets einer reinen Lösung fähig sind, nie so groß, daß sie für den mit der Sprache Vertrauten die Deutlichkeit beeinträchtigten, und andrerseits doch groß genug, um selbst den Gereiften zu aufmerksamem Abwägen aller Momente des Gedankens zu reizen, ja zu zwingen. Um einen römischen Schriftsteller zu lesen, hat man eine größere Energie des Festhaltens und Aufmerkens nötig, als einem deutschen gegenüber, bei gleich gründlicher Kenntnis der beiden Sprachen. Wer Lateinisches liest, darf das gehörte Wort nicht gleich wieder fallen lassen, sondern muß es eine weite Strecke, oft durch mehrere Satzglieder, oft bis zum äußersten Ende der langgestreckten Periode in seinen Gedanken mit sich forttragen, weil es dort erst seine Erledigung, seine Auflösung, die volle Erfüllung seiner Beziehungen findet. Gleichwohl ist das Latein dem jugendlichen Sinne verwandter, als irgendeine moderne Sprache.

Man darf freilich dreist behaupten, daß die römische Periode von einer unnatürlich anspruchsvollen Großartigkeit ist. Mutet sie doch dem Hörer und Leser mehr zu, als je eine Sprache den bloß natürlichen Instinkten ihres Organismus nachgehend, zu ihrem Verständnis verlangt hat. Aus sich allein heraus, ohne die Theorie und ohne die bestimmten Absichten der Gestaltenden würde das Römische nicht zu dieser imponierenden, zum Ernste zwingenden Würde und Größe gelangt sein. Die wahre Kunst ist aber zu allen Zeiten eine Poten-

zierung der Natur im Sinne einer klaren Herausarbeitung ihrer Absichten gewesen. So ist zu Ciceros Zeiten eine Prosa entstanden, welche man zwar als ein Produkt der Nacheiferung griechischer Vortrefflichkeit und bewußter Gestaltung römischer Eigentümlichkeit bezeichnen muß, in welcher wir aber doch zugleich die vollkommenste Gestalt begrüßen, welche der mit hohen Anlagen begabten römischen Sprache anzunehmen möglich war.

Wenn es einerseits bedenklich erscheinen kann, einer künstlich gemachten Sprache eine so bevorzugte Stellung in unserem Bildungsstreben einzuräumen, so dürfen wir doch andrerseits nicht vergessen, daß hier ein Beispiel vorliegt, wo die Natur, durch geschickte Arbeiter unterstützt, in der Kunst, zu der man sie entwickelt, ihre höhere Erfüllung gefunden hat. Wo es sich um Unterrichtszwecke handelt, müssen fertig gestellte, von einem erkennbaren Plane durchgeistigte Objekte gesucht werden. Ein solches ist die römische Prosa in ihrer kurzen klassischen Periode. Wo es sich hingegen um bestimmte Studienzwecke für den Vorgeschrittenen handelt, wird die durch keine Einwirkungen einzelner in ihrer natürlichen Entwickelung beschleunigte Sprache ein passenderes Objekt bieten, weil sich in einer solchen die Mängel, wie die Vorzüge, mit untrüglicher Klarheit darbieten. Unser Jahrhundert ist eifrig bemüht, das Joch des Konventionellen abzuschütteln und auf allen Gebieten die Schönheit und Weisheit, welche im Natürlichen liegt, zu erkennen; aber nach der früheren Mißachtung des Natürlichen dürfen wir jetzt nicht in das andere Extrem der Überschätzung verfallen. Es giebt in der Litteratur, wie in der Sprache, eine unfertige Natur, welche sich zur gestalteten verhält, wie das Lallen des Kindes zur Rede des Erwachsenen. Ohne Zweifel ist dieses Lallen physiologisch und auch psychologisch interessant. Wer aber die höchste Weisheit an solcher Quelle glaubt schöpfen zu können, befindet sich doch im Irrtume. So hat man auch, nachdem das Verständnis der so lange verkannten Volkspoesie eröffnet worden war, in dem unbeholfensten Stammeln volkstümlicher Gesänge die kostbarsten Äußerungen der Volksseele erblickt, die mit geheimer und keinem Dichterindividuum erreichbarer Weis-

heit erfüllt wären. Was darüber zu urteilen ist, möge man sich von Goethe selbst in der Vorrede zu „des Knaben Wunderhorn“ sagen lassen. Das Konventionelle darf nicht mit der wahren Kunst verwechselt werden, und ebenso soll man nicht eine so weise und gewissenhafte Sprachgestaltung, wie die am römischen Idiom im Zeitalter Ciceros vollführte, als eine Sprachwillkür etwa bezeichnen, welche die ureigene, nationale Kraft der Sprache gebrochen oder auf fremde Bahnen abgelenkt habe. Ciceros Sprache ist bei aller Kunst zugleich von der wohlthuendsten Naivetät. In unablässigem und bei seinem beispiellosen Sprachtalente doppelt bewunderungswürdigem Üben hat er alles Schroffe und Übertriebene auf den Punkt angenehmer Reife herabgemildert, so daß man im Verkehre mit seinen Werken, abgesehen von den pathetischen Stellen seiner Reden, nie auf manierierte Schriftstellereigenheiten stößt, sondern vielmehr deutlich fühlt, daß man hier auf dem Boden einer zur Natur zurückgekehrten Kunst wandelt. Aus sich allein heraus hätte die römische Sprache nicht zu ihrer kulturhistorischen Bedeutsamkeit gelangen können, obgleich das dann erzielte Resultat für die Völkerpsychologie ein interessanteres, weil aus weniger gemischten Einflüssen entstandenes, wäre. Für die Bedürfnisse des Unterrichtes aber konnte uns keine bildendere Sprache erstehen, als diese, in welcher die höchste und weiseste und maßvollste Kunst auf den Stamm einer jungen und kräftigen Natur gepflanzt ist.

Cicero ist demnach der Schulschriftsteller κατ᾽ ἐξοχήν. Er ist es auch jetzt noch, nachdem hervorragende Vertreter der philologisch-historischen Wissenschaft in Deutschland ihn geschmäht und geschändet von dem Postamente seines Ruhms herabgezerrt haben. Und ist unsere ganze Behandlung des Lateinischen nicht auf die Norm seiner Sprache berechnet? Man hört freilich einwenden, es seien nicht sowohl die Vorzüge seiner individuellen Darstellung, welche ihm diese hohe Bedeutung verschafft hätten, als die harmonische Reife der lateinischen Sprache in jener Zeit, von welcher er ohne alles eigene Verdienst, ohne eigene Würdigkeit, durch den Zufall der Geburt unerhört begünstigt,

die schönsten Früchte gepflückt habe. So denken denn auch diejenigen Schulmänner, welche ihn weder als Mensch, noch als Staatsmann, noch als Redner, noch als Schriftsteller bewundern, dennoch nicht daran, ihn aus der Schule entfernen zu wollen. Sie begreifen alle zu ihrem Verdrusse, daß er für uns der eigentliche Genius des Lateinischen ist, und daß man diese Sprache, falls sie nämlich auch ferner auf der Schule der griechischen vorgezogen werden soll, nicht gründlich lehren kann, ohne sich mit Cicero an erster, zweiter und dritter Stelle zu beschäftigen. Wie sollte man auch, ihn bei Seite lassend, aus den andern römischen Schriftstellern eine Syntax abstrahieren, welche auch nur von ferne die hohen bildenden Vorzüge der in unseren Grammatiken gelehrten lateinischen Syntax besäße! Auch würden wir schwerlich viel von lateinischer Stilistik reden, wenn wir nicht den Kanon Ciceros hätten. So geistreich und interessant auch die Darstellung anderer römischer Schriftsteller ist, so zeigt doch keiner von ihnen den reinen Typus des antiken Stils, den wir in Ciceros Schriften finden. Auch er würde natürlich diese hohe Bedeutung als Schriftsteller nicht gewonnen haben, wenn er ein Zeitgenosse des Tacitus gewesen wäre. Mit all seinem Formsinne und all seinem Streben nach Vervollkommnung würde er in der inzwischen anders gewordenen Sprache kein passendes Instrument mehr für seine Bemühungen gefunden haben. Ein schriftstellerischer Erfolg, wie der Ciceros, ist nur möglich, wenn die Tendenzen einer Sprache mit den individuellen Tendenzen einer hochbegabten Schriftstellernatur übereinstimmen. So wurde Cicero gerade im richtigen Augenblicke geboren, um aus seiner Kongenialität mit dem Genius der lateinischen Sprache alle möglichen Vorteile zu ziehen. Die Eigenschaften der Sprache lagen zum Hervorbrechen bereit und harrten des Erlösers, der die schwachen Bande zerreißen sollte. Die Sprache war außerdem noch nicht durch vieles Schreiben entweiht, war noch nicht durch die Ungeschicklichkeit Unberufener ihrer reinen Instinkte beraubt und in falsche Bahnen geleitet worden. Wer damals, mit der Anlage für das ihr Gemäße, wie Cicero, geboren wurde, brauchte nicht im

Kampfe mit dem Fremdartigen seine Kraft müde arbeiten, brauchte auch nicht, um original zu sein, von dem Natürlichen und sich zunächst ihm ungesucht Bietenden in Seitenbahnen ablenken; er konnte ungehindert seinen Eingebungen folgen, und die Freude des Gelingens stärkte die Sicherheit seines Instinktes. So günstige Bedingungen seines Schaffens kann sich auch der größte Dichter und Schriftsteller durch eigene Kraft nicht bereiten. Dergleichen muß er als ein gütiges Geschenk in Demut entgegennehmen. Einen großen Teil seines Erfolges hat Cicero also allerdings auf die Gunst seiner Zeit zu setzen, sowie auch Goethe sich dankbar und bescheiden freute, daß, als er achtzehn Jahr alt war, Deutschland auch erst achtzehn Jahr alt war. Aber man überschätzt diese Förderungen des Jahrhunderts, wenn man im Vergleich dazu die individuellen Dispositionen als etwas minder Wichtiges oder gar Unwesentliches betrachtet. Man denke an die Antwort, die Themistokles dem Seriphier gab. Der eine Cicero hat, wunderbar freilich unterstützt durch das Wehen seiner Zeit, den Römern nicht bloß einige gute und ihrem Geiste durchaus gemäß geschriebene Werke gegeben, sondern eine ganze, mannigfaltige Prosalitteratur von kanonischer Bedeutung, welche die griechische allerdings nicht für den Kenner in Schatten stellt, aber mit Ehren sich nicht bloß neben ihr sehen lassen kann, wie eine gute Kopie neben dem Originale, sondern auch nicht der Selbständigkeit in dem Grade entbehrt, wie viele uns glauben machen wollen. Welcher von den damaligen Römern hätte das gekonnt! Wer es gekonnt hätte, würde es auch gewollt haben. Man darf also schwerlich behaupten, daß Cicero der zufällige und unwürdige Repräsentant ist, auf welchen lange Jahrhunderte ihre Bewunderung für die edle Natur der lateinischen Sprache übertragen haben.

Cicero war ehrgeizig und wahrlich nicht frei von Eitelkeit. So leicht er aber sonst mit sich zufrieden war, so gern er das Lob, welches ihm gespendet wurde, als verdient hinnahm, als Schriftsteller beurteilte er sich selbst, wenigstens was die Form betrifft, mit einer Objektivität, die überraschend ist.

Früh ja überholte er alle, die unter seinen Zeitgenossen als Redner glänzten. Schon als er noch Jüngling war, schien seine Beredsamkeit etwas so Ungewöhnliches und Ausgesuchtes, daß man ihn jedem Prozesse gewachsen glaubte. Dennoch genügte sie ihm selbst nicht. Ohne durch das Lob verdorben zu werden, strebte er mit unermüdlichem Eifer einem Ideale nach, welches außer ihm selbst niemand unter seinen Zeitgenossen sah. Das Beispiel eines solchen Fleißes bei solcher Begabung und Leichtigkeit und bei so reicher Anerkennung vom Beginne der Laufbahn an ist einzig in der Geschichte der Litteraturen. Er fuhr fort wie ein Schüler zu üben, als er sich schon ein Meister scheinen durfte; als er schon Erfolge errungen hatte. welche ihn über alle Mitstrebenden hinaushoben, hörte er ohne Widerstreben und mit Bescheidenheit sich Gewinn daher erhoffend, die Vorträge griechischer Rhetoren. Mag er auch seine Leistungen als Staatsmann überschätzt haben: was er als Redner und Schriftsteller leistete, betrachtete er objektiv mit dem Auge eines Fremden. So natürlich und verzeihlich es gewesen wäre, wenn er schon als Jüngling sich für vollkommen gehalten hätte, fuhr er doch fort seine Leistungen an der Norm zu messen, welche ihm das Vorbild der Griechen und eigenes Nachdenken geboten hatten. Die Idee der stilistischen Vollendung war so lebhaft in ihm, ja lastete auf ihm mit solcher Tyrannei, daß sie die Einreden menschlicher Eitelkeit und Selbstzufriedenheit nicht aufkommen ließ.

Gleichwohl kann kein Zweifel sein, daß Cicero nicht sowohl kräftige Impulse aus sich in die lateinische Sprache gebracht, als vielmehr die darin angelegten Keime hervorgerufen und entwickelt hat. Nur aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnt, was man Ciceronianismus nennt, Bedeutung und Berechtigung. Nicht weil Cicero diese oder jene Konstruktion gebraucht, nicht weil er sich mitunter oder oft dieser oder jener Wortverbindung bedient, soll sie für gut lateinisch gelten, nicht darum soll auch unsern Schülern erlaubt sein, so zu schreiben; sondern mustergültig ist seine Sprache gerade, sowohl im Syntaktischen als im Phraseologischen, weil sie eine organische,

nicht überhastete, durch individuelle Eigentümlichkeiten des Schreibenden nicht getrübte Entfaltung des Lateinischen zeigt. Sie macht den Eindruck eines Naturproduktes, so viel bewußte Kunst auch in Cicero waltete. Für diese Formen schien der Nachwelt das Lateinische prädestiniert gewesen zu sein! Deshalb erkannte man in Cicero nicht bloß den Redner κατ' ἐξοχήν, sondern auch den Schriftsteller κατ' ἐξοχήν. Was den erkannten Eigentümlichkeiten einer Sprache aber gemäß ist, verdient in den strengen Kanon der Schulgrammatik aufgenommen und im engeren Sinne als lateinisch bezeichnet zu werden. In diesem Sinne ist auch manche Redewendung des Livius, Tacitus und Seneca gut lateinisch, wiewohl sie nicht ciceronianisch ist. Ebenso zeigen diese Schriftsteller syntaktische Eigentümlichkeiten, z. B. im Gebrauche der Participia, welche als durchaus berechtigt auf dem Boden dieser Sprache gelten müssen, obgleich sich derartiges noch nicht bei Cicero findet. Diese Erwägung muß vor einer gedankenlosen Hinnahme des Sprachgebrauchs schützen. Ist Cicero aber auch nicht der einzige Offenbarer der römischen Sprachkräfte, so ist er doch der hauptsächlichste Offenbarer derselben. Im glücklichsten Augenblicke der Sprachentwicklung, als die Sprache die rohen Anfänge hinter sich hatte und durch individuelle Ungeschicklichkeiten noch nicht sich selbst untreu gemacht worden war, entfesselte Cicero sie, von einer wunderbar gemäßen Anlage dabei unterstützt.

Es mag freilich zunächst wenig glaublich klingen, wenn man die Sprache Ciceros als eine Gestaltung aus dem eigentümlichen Geiste des Römischen heraus bezeichnet. Wissen wir ja doch, mit welchem Eifer er die Griechen gelesen, sich nach den Griechen gebildet hat. Auch das leuchtet ja ein, daß er nicht instinktiv seine Sprachformen geschaffen, sondern im Lichte des Bewußtseins gearbeitet hat. Um so größere Anerkennung verdienen seine Leistungen als sprachbildender Schriftsteller. Seine Darstellung gewährt das Bild einer reifen Natürlichkeit, besteht überall vor dem Gesetze der Analogie und zeigt kaum irgendwo etwas überhastet und einseitig Absichtliches. Wie war es möglich, daß der Einfluß der griechischen Litteratur

so wenig imstande war ihn dem Geiste römischer Spracheigentümlichkeit zu entfremden? Hätte er die Griechen so nachgeahmt, wie ihn selbst so viele seitdem schreibend nachgeahmt haben, so würde allerdings etwas seltsam Buntscheckiges und Gemachtes das Resultat gewesen sein. Daß er bei seinem Studium der Griechen vor Abwegen bewahrt blieb, war auch zum Teil eine Gunst jener Zeit, in welcher der reine, große und gesunde Sinn der Alten noch nicht durch eine pedantische Gelehrsamkeit entkräftet und getrübt worden war. Daß es indessen auch damals ein individuelles Verdienst war, mit sicherem Urteile den Geist und nicht den Buchstaben nachzuahmen, beweist das Beispiel der älteren Römer, welche die metrischen Formen der Griechen herübernahmen, ohne ihrer psychologischen Bedeutung Rechnung zu tragen. Ein so gelehriger Schüler der Griechen auch Cicero war, war er doch kein unterwürfiger Schüler derselben. Ihm schwebte ein so hohes Formziel vor, daß er meinte, auch die Besten unter den Griechen könnten ihm nur als Mittel dienen, dahin zu gelangen, aber auch über sie müsse er hinausdringen. Ein Nachmachen von Eigentümlichkeiten war ihm kein Nachahmen. Auch wußte er die direkten Vorteile einer Beschäftigung von ihren indirekten Vorteilen zu unterscheiden. Man rufe sich zurück, was er über die Vorstudien und Übungen des Redners sagt. Auch die Dichter soll der zukünftige Redner z. B. lesen, nicht aber um sich die Kühnheiten ihrer Ausdrucksweise oder ihre Rhythmen anzueignen, sondern um sich in ihrem Umgange vor Trockenheit zu bewahren, um den feineren Kräften seines Geistes, die sich bei der Berührung mit den nüchternen Geschäften des Lebens leicht verflüchtigen, wieder neue Nahrung zuzuführen. Die Alten schieden während ihrer klassischen Periode mit Vorsicht die Poesie von der Prosa. Gleichwohl kann wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, nie auch dahin gelangen gute Prosa zu schreiben. Das wußte auch Cicero. Er leitete deshalb den Strom der Poesie in seinen Geist, sich zu erfrischen und zu heiligen; aber er schöpfte nicht aus diesem Strome, um das Geschöpfte gleich in den Strom seiner Beredsamkeit

zu gießen. Was den Schwung des Dichters vom Schwunge des Redners (wir dürfen sagen des Prosaikers) unterscheidet, setzt er in seinem Orator und in den Büchern de oratore mit höchster Feinheit auseinander, den einzelnen Gattungen der Darstellung scharfe Grenzen ziehend. Von solcher Einsicht geleitet, ließ er die Vorzüge aller griechischen Litteraturgattungen auf sich wirken und gestaltete dann aus seiner durch so edle und so mannigfaltige Einflüsse gebildeten Natur heraus seine Prosa und seine Beredsamkeit.

Bei solcher Art nachzuahmen war es ihm natürlich möglich, zugleich echt römisch zu bleiben. Eine Vergleichung mit anderen Litteraturen zeigt erst, wie hoch die sprachliche Leistung Ciceros anzuschlagen ist. Es will etwas sagen, sich mit so viel Selbständigkeit die Reife eines Nachbarvolkes zu nutze zu machen, daß das Produkt der Nachbildung den erfreulichen Charakter einer aus den inneren Gesetzen der eigenen Sprache geflossenen Vollkommenheit trägt. Nur ein eigensinniger und beschränkter Patriotismus kann sich der Einwirkung des von der Seite hereinfallenden Lichtes entziehen wollen; aber nur wer erleuchtet und dabei patriotisch ist, wird, dem Fremden nachstrebend, zugleich auch dem Einheimischen treu zu bleiben vermögen. Ciceros Verdienst ist es, die römische Sprache schnell zu einer Vollkommenheit, die sie rein aus sich nur sehr allmählich im günstigsten Falle hätte erwerben können, erhoben zu haben, ohne sie dabei aus ihren Wurzeln zu reißen. Die Kunst der Darstellung, welche die Griechen, natürlich unter Leitung Berufener, aus sich geschaffen hatten, übertrug er auf römischen Boden, ohne daß man sagen kann, einem römischen Kleide habe er griechische Zierrate aufgesetzt. Wo man auch seine Schriften aufschlägt, überall findet man, um zunächst nur von der Form zu reden, Sätze und Wortwendungen, welche klar beweisen, daß er sich, griechischen Meistern der Darstellung nachstrebend, seiner selbständigen Kraft und seines selbständigen Wertes wohl bewußt war.

Anders steht es mit der rhetorischen Technik, welche Cicero von den Griechen zu den Römern gebracht hat. Diese lumina

verborum und sententiarum sind von ihm direkt herübergenommen worden, wie das anders nicht möglich war. Die Anlage für solchen Schmuck war aber in der römischen Sprache nicht minder vorhanden, als in der griechischen; ja für die effektvollsten rhetorischen Figuren kann man sie geeigneter finden, als die griechische. Diese Schönheiten waren den Griechen gleichfalls nicht allmählich von innen heraus entstanden, sondern waren auch ihnen plötzlich gegeben worden. Nachdem sie erfunden waren, blieb den Nachkommenden nichts übrig, als sie mit Geschmack und Maß, d. h. an ihrer Stelle und nur an ihrer Stelle, zu verwenden. Dies, glaube ich, darf man auch dem Cicero nachrühmen, obgleich ihm die Darstellung als solche einen höheren Wert zu haben schien, als wir gegen die Form gleichgültigeren modernen Menschen für billigenswert halten. Man vergleiche z. B. die wenig zahlreichen, aber ausnahmslos glücklichen Stellen, wo er die figura etymologica verwendet, mit dem läppischen Mißbrauch, den Plautus mit dieser feierlichen Figur treibt.

Seltsamerweise haben wir aus der klassischen Periode der römischen Litteratur nur die Werke des einen Cicero, zu welchem sich in einer einzigen und untergeordneten Litteraturgattung Cäsar gesellt. Die Briefe von Zeitgenossen, welche sich in der Sammlung der Ciceronischen Briefe finden, zeigen zwar, daß die lateinische Sprache an Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit gewonnen hatte, aber von der gesetzmäßigen Reife Ciceros sind sie doch alle weit entfernt. Überdies war Cicero vor allen durch seine sittliche und geistige Anlage berufen, alle Keime von Würde, Stärke, großartiger Pracht, welche in der Sprache seines Volkes lagen, hervorzulocken und zu entwickeln. Man stelle sich z. B. vor, daß statt eines Cicero ein Brutus oder Licinius Calvus sich damals der Sprache, als sie eines Bearbeiters harrte, bemächtigt hätte: gerade die eigentümlichsten Anlagen des Römischen wären verloren gegangen oder verkümmert.

Zweites Kapitel.

Die treibenden Hauptkräfte in Ciceros Charakter.

In welcher Stärke Tadel sich dem Urteile über Ciceros Charakter zugesellen müsse, darüber wird bei der eigentümlichen Mischung dieses Charakters wohl immer gestritten werden. So viel ist jedoch klar, daß der langjährige Freund des Brutus, mag es seinem Leben immerhin an sicherer Führung gefehlt haben, auch im Moralischen kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein kann. An sich ist es sehr wohl denkbar, daß ein nicht bloß schwankender, sondern sittlich geradezu bedenklicher Charakter der Nachwelt einen bedeutenden Ertrag seines geistigen Daseins hinterließe. In diesem Falle würde man der belebenden Wirkung seines Geistes entgegenwirken, wollte man darauf hinarbeiten, von allen seinen Schwächen den wohlthuenden Schleier zu reißen, welchen Zeit und Entfernung darüber geworfen hätten. Was einer an Schriftwerken zurückgelassen, ist ja überdies den geweihten Stunden seines Lebens entsprossen, in denen er weit über sein gewöhnliches Wesen hinausgehoben war. „Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an?“ sagt Lessing. „Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen.“ Für die Schule ist es freilich sehr erwünscht, daß man den großen Mann, dessen Schriften man erklärt, zugleich auch als einen guten Mann hinstellen kann. Die naive Bewunderung überfliegt eben alle Schranken und will von einer Trennung in geistige nnd sittliche Größe nichts wissen. Damit hat sie auch ganz recht. Nur muß man den Begriff des Sittlichen nicht zu eng und zu engherzig fassen. Ein Glück für die meisten großen Dichter und Schriftsteller, daß die flüchtigsten und am meisten charakteristischen Regungen ihrer Seele für immer dem Späherauge verloren sind. Cicero freilich gerade gehört zu den Ausnahmen,

indem es für sein Andenken bei der Nachwelt verhängnisvoll geworden ist, daß so vieles Aufflackernde und im Übermute seiner lebhaften Natur Hingeworfene in seinen Briefen festgebannt liegt. Ohne diese Briefe würde die dankbare Phantasie seiner Bewunderer, berauscht gewissermaßen durch die Reinheit des Denkens und Empfindens, welche aus seinen philosophischen Schriften namentlich dem Leser entgegenweht, ihn, wie den Cato und Brutus, in einen Heros der Sittlichkeit umgewandelt haben, und zwar um so bereitwilliger, als auch er wie ein Märtyrer mutig wie für ein Ideal gestorben zu sein schien. So viel Schwankungen aber auch die Eitelkeit und der Ehrgeiz dem Leben Ciceros, ihm selbst übrigens stets zum Unglücke, bereitet haben mögen, sobald er zur Feder griff, gewann er volle Festigkeit und pries das Gute so feurig, so enthusiastisch, daß es keinem psychologischen Beurteiler zweifelhaft sein kann, nach welcher Seite der Schwerpunkt seines Wesens liegt.

Zunächst sei bemerkt, daß das Urteil, welches man, unbeeinflußt durch die in Deutschland gegen Cicero erhobenen Anklagen, aus einer hingebenden Vertiefung in seine Schriften gewinnen würde, ein vorwiegend günstiges sein müßte. Es würden uns das die Werke eines Schriftstellers von unvergleichlicher Gewandtheit scheinen, den seine Leichtigkeit und seine hohe Begabung für das Formelle allerdings etwas wortfreudig gemacht haben. Sein Vaterland und die Ehre seines Volkes aber, so würden wir in unserem Urteile fortfahren, ist ihm über alles teuer; er besitzt eine angeborene Liebe zur Tugend und ist voll moralischer Würde, so gern er auch geistreich scherzt. Eitel ist er und redet zu viel von sich selbst; aber seine Naivetät entschuldigt ihn. Was bei andern sich vorsichtig verschließt, kleidete sich ihm, dem Lebhaften und Äußerungsbedürftigen, übereilt schnell in Worte. Vor allem aber fällt die Unermüdlichkeit seines Strebens und Lernens auf, das gebieterische Bedürfnis seiner Natur nach einer würdigen und gemäßen Thätigkeit. Kurz das Gesamtbild, welches aus Ciceros Schriften auch einem aufmerksamen Leser entgegenschaut, ist das einer

ernst strebenden, rein und groß empfindenden und hochbegabten Persönlichkeit.

Aus der gewöhnlichen Entfernung der Betrachtung gesehen, zeigt also Ciceros Bild würdige Züge; anders scheint es, wie Drumanns eingehende Analyse zu beweisen unternimmt, wenn man alles einzelne genau und bei Lichte besieht. Da sähe man, daß man nur Ähnlichkeiten von Tugenden bisher bewundert hatte, daß überall bei leiser Berührung das Schild der Tugend abfällt, um den eitelsten und rücksichtslosesten Egoismus dahinter hervorblicken zu lassen.

Wir stehen hier einem Probleme gegenüber, welches sich mit bloß philologischer und historischer Kenntnis nicht lösen läßt. Ein wenig Moralphilosophie aus der Schule genügt ebenfalls nicht, um das Geheimnis eines verwickelten Charakters zu ergründen. Nur wer von den Vorurteilen eines moralischen Pseudoidealismus frei ist und, selbst vielseitig, der Vielseitigkeit und Beweglichkeit Rechnung zu tragen versteht, wer vor allem begriffen hat, daß eine ganz reine, durch keinen Anflug eines persönlichen Interesses getrübte Handlung nicht das Alltägliche, sondern etwas höchst Außergewöhnliches ist, wird die Menschlichkeiten einer der Hauptsache nach edlen Natur mit liebevollem Ernste zu entschuldigen verstehen.

Am schwierigsten ist es heute, die Vorwürfe zu widerlegen oder zu mildern, welche gegen Cicero als Staatsmann erhoben worden sind. Von vornherein sei bemerkt, daß, selbst wenn es mit allem, was in letzter Zeit über seine politische Unfähigkeit gesagt worden ist, seine Richtigkeit haben sollte, damit doch wenig gegen seinen Wert als Schulschriftsteller vorgebracht wäre. Ja er würde gewinnen, wenn wir ihn aus der Zahl der Staatsmänner in jene höhere Klasse von Schriftstellern erheben könnten, die man als Lehrer und Wohlthäter der Menschheit bezeichnen darf, weil ihr bildender Einfluß über die nächsten Bedürfnisse ihrer Zeit durch ganze Jahrtausende in eine weite Ferne gewirkt hat. Das Licht des Staatsmannes leuchtet hell in der Nähe, und wenn es ein wirklich großer Staatsmann war, leuchtet es, mit ungleich matterem Glanze allerdings

auch noch in der Ferne. Umgekehrt ist es mit dem Glanze derer, welche sich auf dem Gebiete der Litteratur in Wahrheit ausgezeichnet haben. Ihr Glanz wächst mit der Entfernung, und sie erscheinen nach Jahrtausenden oft groß wie Sonnen neben eminenten Staatsmännern ihres Jahrhunderts, deren einstmals leuchtende Sonne nun zu einem bescheidenen Lichtfünkchen zusammengeschrumpft ist. Wir können uns heute allerdings der Einsicht nicht verschließen, daß Cicero als Staatsmann das Unmögliche gewollt hat, und daß er sich die Schäden des Staates nicht tief genug vorstellte. Die Ereignisse haben ihn widerlegt. Alles beweist, daß er nicht den Scharfblick des wahren Politikers für die Motive anderer hatte. Aber er selbst gestand sich auch wohl, daß der Senat von damals nicht mehr würdig war, die oberste leitende Behörde zu sein. Auch von der damaligen Nobilität, sowie von dem Volke, dachte er nicht sehr günstig. Was ihn dennoch bewog, diesen Senat, diese Nobilität, dieses Volk nicht geringschätzig aufzugeben, war doch nicht sowohl die Hoffnung für sich, in diesem Staatsorganismus eine ehrenvolle, leitende Stellung wieder zu gewinnen, als der Glanz eines politischen Ideals, wie es sich ihm aus der verklärenden Auffassung einer vergangenen Periode des römischen Staates gebildet hatte. Ciceros Ehrgeiz war weniger stark mit Egoismus versetzt, als der des Pompejus, als der Cäsars, als der des Octavianus und Antonius. Allerdings mischte sich seinen politischen Träumereien stets die Vorstellung eines überwiegenden Ansehens für sich bei; aber dennoch war der Glanz, mit dem er sein Vaterland umkleidete, mehr als ein Abglanz seines eigenen eitlen Selbst. Vortrefflich heißt es bei Ranke im zweiten Teile seiner allgemeinen Weltgeschichte (S. 344) so: „Was in ihm lebte, war gleichwohl nicht gerade persönlicher Ehrgeiz; er schrieb der Idee der republikanischen Freiheit, die er in volltönenden Worten pries, und dem Begriffe des Rechten, Guten und wahrhaft Großen, das in derselben liege, eine so unwiderstehliche Kraft zu, daß zuletzt jedermann sich vor ihr beugen müsse. — Allein dieser Idealismus täuschte ihn.“ Wie der Tod des Demosthenes, so bezeichnet

nach Ranke der Tod des Cicero eine Epoche in der römischen Geschichte. „Die Zeiten (S. 354) waren vorbei, in denen ein Mann von allgemeiner Bildung durch Beredsamkeit auf dem Forum emporkommen und sich einen vorwaltenden Einfluß verschaffen konnte. Zwischen den mit einander kämpfenden Gewalten hatte Cicero noch immer einen Mittelweg gefunden, sich zu behaupten und die Idee des Guten und Rechten, die Idee der Republik selbst zu verteidigen. Aber die Zeit war gekommen, wo nur noch die Gewalt einseitig herrschen sollte."

Die jammervolle Wirklichkeit, welche ihn umgab, vermochte nicht in Cicero jenes Bild staatlicher Größe und Herrlichkeit, mit welchem er sich trug, zu verdunkeln. Ohne Zweifel war es dieser naive Glaube, richtig gelenkt könne der Staat wohl die Sittlichkeit und Vernünftigkeit früherer Zeiten wiedergewinnen, welcher ihn zum praktischen Politiker unbrauchbar machte. Kann man nun zwar nicht leugnen, daß er sich diesen Staat, welchen er mit des Geistes Auge sah, nicht anders vorzustellen vermochte, als mit dem Cicero, durch die Kraft seiner Rede die Besten im Senate zum Guten und Nützlichen lenkend, so drängt doch die ihm stets gegenwärtige Idee eines gesetzlich zum Segen aller einzelnen geregelten Ganzen, dessen Interessen sich auch die Größten und Mächtigsten gehorsam und voll Verehrung unterordnen müßten, das Kleinliche, Persönliche und Egoistische durchaus in den Hintergrund, womit sich diese Idee amalgamiert zeigte. Das Eitle ist nur ein Ingredienz dieses aus einer Vermählung der Philosophie und der Römertugend geborenen Ideals. Er hing deshalb nicht mit doktrinärem Eigensinn an dem Buchstaben des Gesetzes. Ein präponderierender Einfluß schien ihm ohne Gefahr für das Staatsganze dem einzelnen unter besonderen Umständen gestattet werden zu können. So dachten gewiß auch viele andere Römer damals, die mit ehrlichem Ernste ihr Vaterland liebten. Man begreift deshalb nicht, weshalb sich Cicero „durch seine Rede für Pompejus das Vertrauen der wahren Ehrenmänner verscherzt haben solle" (Drumann V, S. 358). Nur wenn man sich recht vergegenwärtigt, daß es für seinen Egois-

mus und für seinen Ehrgeiz unverrückbare, durch die Heiligkeit, welche die Idee des Vaterlandes und Staatsganzen für ihn hatte, festgesetzte Grenzen gab, versteht man es auch, wie er sich so sehr in anderen täuschen konnte. Er beurteilte sie eben nach seiner Natur. Deshalb glaubte er, Cäsar, wiewohl an der Spitze kriegsgeübter Legionen, werde doch das Gebot der Ehre und der Pflicht nicht so gänzlich mißachten und sich durch seinen Ehrgeiz nicht zu einem solchen Verbrechen hinreißen lassen, über die gestatteten Grenzen gegen Rom zu ziehen. Seine Gereiztheit und Verstimmung nach dem Siege Cäsars fließt vornehmlich aus dieser Quelle, daß er sich in die Politik der Nützlichkeit und des klugen Ehrgeizes mit den durch das Studium der Philosophie in ihm genährten und erstarkten Idealen nicht finden konnte. Natürlich gesellte sich dazu der Schmerz, sich von einer Thätigkeit ausgeschlossen zu sehen, welche er seiner lebhaften und rastlosen Natur durchaus gemäß glaubte und welche ihm stets als die ehrenvollste von allen erschienen war.

Auch dieses zuletzt genannte Motiv ist ein relativ reines. Cicero gehörte zu der kleinen Zahl edler Römer, welche sich damals ohne die illiberale Nebenhoffnung, zu glanzvollem Reichtum zu gelangen, ihren gebührenden Teil an der Staatsverwaltung wünschten. Ein einzelner Ehrgeiziger, der nach seinem Willen allein den Staat lenkt, ohne die durch Geburt und Talent dazu Berufenen zum Vorteil des Staates reden und handeln zu lassen, schädigt nach seiner Überzeugung das Gemeinwesen und bringt die edelsten Söhne des Vaterlandes um die schönste Frucht und um den reinsten Genuß ihres Lebens. Die Resignation stellt sich nicht bei allen gleich schnell ein. Dem einen wird ein Ideal durch die trübenden Hemmnisse der Wirklichkeit schnell verleidet, so daß er sich kurz entschlossen ganz davon abwendet. So sehen wir auch damals edle und bedeutende Männer, des Treibens überdrüssig und von allem politischen Ehrgeiz gründlich geheilt, ihrer Römernatur untreu werden und ihr Leben der Beschaulichkeit und dem Genusse der Wissenschaft und Kunst weihen. Wie oft bewundert Cicero selbst nicht in seinen Briefen

die ruhige Weisheit des Atticus! Wie oft bedauert er es, daß er zu solchem Entschlusse nicht auch fähig gewesen war! Er selbst gehörte vielmehr zu denen, welche mit unglaublicher Zähigkeit an dem Ideale, welches ihre Natur sich geschaffen, festhalten und durch keine Keulenschläge eines feindseligen Geschickes zu einem Resignieren ohne zurückbleibende Wünsche gebracht werden können. Es erweckt Mitleid zu sehen, wie er, der Hochgebildete, trotz seiner Liebe zur Wissenschaft und Kunst, doch in seiner fruchtbringenden und ruhmvollen schriftstellerischen Thätigkeit keinen ausreichenden Ersatz fand für die politische Thätigkeit früherer Tage. Er konnte es inmitten seiner philosophischen Studien nicht vergessen, daß es keine Republik, keine Gerichte mehr gab. Mit wehmütigem Neide vergleicht er seine Muße mit der des Afrikanus, der von ehrenvollen Geschäften ausruhend, wohl seine beschauliche Unthätigkeit mit Stolz rühmen und sich ihrer freuen durfte, während er selbst sich in Jahren, wo Thätigkeit für eine lebhafte Natur noch ein Bedürfnis ist, zur Unthätigkeit verurteilt sah.

Cicero dachte und empfand als Politiker allerdings nicht zeitgemäß. Dafür mußte er büßen. Dieses ideale Träumen, mit persönlichem Ehrgeiz verquickt, machte ihn unfähig, sich in einer Zeit zu halten, wo die rücksichtslose Klugheit ihre Herrschaft schon angetreten hatte. Er war naiv genug, zu glauben, daß er mit seiner Vaterlandsliebe, mit seiner Beredsamkeit, mit seinem Enthusiasmus für das Sittliche und Gute eine Stütze der gefährdeten Republik werden könne gegen den Andrang geübter und einem ehrgeizigen Führer ergebener Legionen. Sicherlich sah er auch nicht, was dem Staate frommte, wenn er dem Morde Cäsars zujubelte; sicherlich hatte er sich auch in Pompejus getäuscht, wenn er diesen im Anfange für einen ebenbürtigen Gegner Cäsars und in seinem Streben wesentlich von diesem verschieden hielt. Und in wie viel anderem hat er sich außerdem noch getäuscht! Das beweist, daß ihm für ein scharfes Erfassen der nächsten Wirklichkeit der Blick fehlte. Gewiß ist dies ein Mangel, der in gährenden Übergangsperioden des politischen Lebens, in Zeiten des entfesselten

Egoismus einem Staatsmanne verhängnisvoll werden muß, welcher aber durchaus nicht dem, der daran leidet, den Makel sittlicher oder intellektueller Inferiorität aufdrückt. Der zukünftige Staatsmann allerdings kann für seine praktischen Zwecke aus Ciceros Bestrebungen und Schicksalen nur lernen, wie man es in solchen Zeiten nicht machen müsse. Ein staatsmännischer Praktikus aber, der um Wissenschaft und Vernunft unbekümmert, stets nur die nächsten Gelegenheiten klug ausnutzt, steht nicht auf dem Gipfel staatsmännischer Kunst. Unvertilgbar lebte in Ciceros Seele die Idee der Gerechtigkeit und die Vorstellung, daß es für den einzelnen eine Pflicht ist, seine Interessen dem Staatswohl unterzuordnen. Auch dem wahren Staatsmanne aber, der mit überlegener praktischer Klugheit die großen Fehler von Ciceros Politik durchschaut, kann Ciceros Scheitern nicht einfach lächerlich erscheinen, weil er die höhere Berechtigung dieses politischen Grunddogmas unmöglich wegleugnen kann. Man kann, glaube ich, nichts Besseres zum Lobe Cäsars sagen, als daß auch er ein solcher Staatsmann war. Anders begreift sich nicht sein freundliches Entgegenkommen gegen Cicero, nicht die unglaubliche Geduld, welche er mit dem reizbaren und oft verletzenden Manne hatte. Was brauchte er nach so entscheidenden Siegen Ciceros Beredsamkeit zu fürchten! Auch liebte er nicht bloß Ciceros Geist und Witz. Es war mehr als ein phrasenhaftes Kompliment, um die Eitelkeit des Mannes zu erfreuen, wenn er ihn als ein Licht auf dem Gebiete der Wissenschaften bezeichnete und erklärte, Cicero habe sich mit einem Lorbeer geschmückt, der mehr wert wäre, als alle Triumphe, weil es mehr sei, den Kreis, der die Geister umspannt, als die Grenzen des Reichs zu erweitern. Aber auch dies erklärt noch nicht seine geduldigen Bemühungen, ihn für sich zu gewinnen. Cäsar wußte, sagen wohl andere, daß er unter seinen politischen Parteigängern keine aufrichtigen Freunde hatte, ausgenommen seine Veteranen und Centurionen. Um seiner Sache ein besseres Aussehen zu geben, habe er sich bemüht, auch einige angesehene Männer von anerkannter Redlichkeit auf seine Seite zu ziehen. Auch das ist schwerlich ganz

richtig. Wohl nicht bloß um seiner Sache ein besseres Aussehen zu geben, sondern wirklich um diesen oder jenen, den er achtete, sein nennen zu können, gab er sich solche Mühe, ihn zu gewinnen. Zwar besaß Cäsar die Rücksichtslosigkeit des Genies, das einer ganzen Welt zum Trotz an klar gefaßten Gedanken festhält; aber man begreift doch, daß ein so vielseitiger Mann, der nicht bloß ein roher Soldat, nicht bloß ein klug und kalt berechnender Staatsmann war, sich außer dem Auswurf aller Parteien, den die Hoffnung auf Beute und Reichtum auf seine Seite gelockt hatte, auch noch einige andere Parteigänger wünschte. Im Ernst mit ihnen die Angelegenheiten des Reichs zu besprechen, war nicht seine Absicht; aber er hätte ihnen gern einen Grad von Freiheit gelassen, bei welchem das Blut in dem Staatskörper zirkulieren konnte. Die Totenstille eines unterwürfigen Gehorsams war durchaus nicht Cäsars Ideal. Zwar fürchtete er die Verurteilung nicht, welche in dem Schweigen und Fernbleiben so manches zum Reden und Handeln Berufenen lag; aber er empfand zu menschlich, um an der Tyranneneinsamkeit und dem ausschließlichen Verkehre mit solchen, deren üble Hintergedanken nur zu klar dalagen, ein volles Genügen zu finden.

Die heutige Geschichtsforschung liebt die mystischen Erklärungsweisen, so kühl, besonnen und kritisch sie sich auch selbst vorkommt. Das Hauptmotiv Cäsars, den persönlichen Ehrgeiz, sucht man zu eliminieren oder redet möglichst leise davon. Dafür leiht man ihm andere Motive, die teils von nur sekundärer Bedeutung, teils von ihm selbst höchstens geahnt, teils ihm gänzlich fremd gewesen sind. Da finde ich die theologische Erklärungsweise ehrlicher. Nach dieser erwählt sich Gott ein passendes Werkzeug für die Ausführung seiner weitreichenden Pläne. Von vorwiegend egoistischen Motiven geleitet und sich der Tragweite ihrer Handlungen selbst nicht bewußt, vielmehr alles nur im Lichte ihres Interesses und ihres Jahrhunderts betrachtend, vollführen da die Helden der Geschichte als Berufene Gottes und meistens als Strafgeißel der Völker Thaten, deren voller Segen erst einer ferneren Zukunft zu gute kommt.

Mit denen anderseits, die unterlegen sind, verfährt man wenig edelmütig. Ihr Untergang scheint zur Genüge zu beweisen, daß sie für die Forderungen ihrer Zeit kein Verständnis hatten und daß sie unklug das Unmögliche wollten. Ohne Zweifel hätte man ein Recht, das Gelingen einfach zu verherrlichen und das Mißlingen zu tadeln und zu verhöhnen, wenn die bestimmende Kraft der zahllosen einwirkenden Umstände stets genau berechnet werden könnte und wenn zu wirklichen politischen Erfolgen nicht ein mutiges, vertrauensvolles Wagen nötig wäre, das sich auf die Gunst der Hauptmomente stützt. An wie unheilbaren Schäden der römische Staat litt, konnte damals erst der Erfolg lehren. Es war den Männern, in welchen die Vorstellung von Roms Größe lebte, erlaubt, bis zur Ermordung Cäsars nicht zu sehen, wie in der Seele dieses Volkes so ganz und gar nichts mehr war von jenem römischen Freiheitsstolze, von jener römischen Liebe zur Freiheit. Unfähig das dargebotene Geschenk auch nur anzunehmen, wünschten sie sich einen andern Cäsar. Hatten jene Männer, deren höchster Ehrgeiz doch darin bestand, sich selbst zum Ruhme ihre Kräfte für das Vaterland möglichst fruchtbar zu machen, nicht ein heiliges Recht, gegen diese traurige Wahrheit blind zu sein oder daran zu zweifeln, so lange als die Ereignisse es irgend gestatteten?

Jedenfalls ist das Unpraktische und Erfolglose und Schwankende von Ciceros staatsmännischer Thätigkeit kein berechtigter Grund, ihm den aus so vielen anderen Gründen geschuldeten Tribut der Verehrung zu versagen. Nur entschlossene Rücksichtslosigkeit, die den Knoten zu durchhauen bereit ist, kann in solchen Zeiten siegen; für die Bildung zukünftiger Generationen aber bietet die Politik der ideal gesinnten Unentschlossenen, welche untergingen, weil sie an eine so traurige Wirklichkeit nicht schnell genug glauben konnten, sicherlich einen erfreulicheren und fruchtbareren Stoff. So, meine ich, hat der moderne Staat in seinem Kampfe gegen den verblendeten Egoismus der Parteien ein wahres Interesse daran, daß der höherstrebenden Jugend das Bild des schwankenden, irrenden, von den hochgehenden Wogen seiner Zeit schließlich verschlungenen

Staatsmannes Cicero dennoch ein ehrwürdiges bleibe. Von ihm vor allem kann unsere Jugend Bürgertugend lernen; das starre Römertum hat er in sich zu einem aufgeklärten, humanen und, so zu sagen, philosophischen Patriotismus gemildert und dadurch zugleich veredelt. Mit unvergleichlichem Schwunge hat er seine Lehre von der Heiligkeit des Staates, dem sich alle individuellen Interessen unterordnen müßten, verkündet. Männer mögen oft zu dieser unpraktischen Idealität lächeln, welche in solcher Zeit mit einer so feurigen Naivetät ohne Unterlaß von Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Unterordnung unter die Bedürfnisse des Ganzen redete: der Jugend jedoch bietet sich hier für eine tüchtige Gesinnung eine bessere Nahrung, als wenn man sie in die praktische Politik kluger Ausnutzung einweiht, welcher solche ideale Utopieen zu unterliegen pflegen. Der Sieg gehört denen, welche in der Nähe am besten sehen; von dem Streben jener andern aber, welche, weit ausschauend, gegen die Hindernisse in nächster Nähe zerschellt sind, ziehen die kommenden Jahrhunderte mehr Nahrung und Kräftigung. Wie nach Epikur jedes Streben nur durch den Beitrag, den es zur individuellen Glückseligkeit liefere, eine vernünftige Berechtigung gewinnt, so sucht Cicero all sein Wollen und Beginnen direkt oder indirekt dem Staatsganzen nutzbar zu machen. Erst so glaubt er sich auch ein Recht auf geistigen Genuß zu erwerben. Ansichten, wie sie Seneca bald zuversichtlich aussprach, dämmern bei ihm kaum. Posterorum negotium ago, sagt dieser im stolzen Bewußtsein, daß er fern vom Staate und den Menschen doch der Menschheit diene (epist. 8). Heilsame Ermahnungen, die er an sich erprobt, setze er für andere zusammen; müde nach langem Irren zeige er den rechten Weg, den er endlich gefunden. Wer solches zur Nachwelt rede, nütze den Menschen mehr, als wer sich in die Geschäfte des täglichen Lebens mische. Qui nihil agere videntur, maiora agunt: humana divinaque simul tractant. In solche Ferne blickt Cicero nur selten. Auch das Studium der Philosophie hatte ihn nicht zum Kosmopoliten gemacht, nur von der rauhen Beschränktheit der römischen Tugend hatte es ihn befreit. Man kann nun

freilich leicht nachweisen, daß, was Cicero als eine uninteressierte Hingabe an das Wohl des Staatsganzen an sich pries, doch nur so mächtig in ihm war, weil es die seiner Natur gemäßeste Handlungsweise war. Als ob damit aber seiner Liebe zum Vaterlande das Verdienstliche genommen würde. Jene Erklärungsweise, die alle Tugenden in Egoismus auflöst, ist von der Wahrheit beinahe ebensoweit entfernt, als jene andere, welche durch das Aushängeschild getäuscht, überall Thaten reiner und uneigennütziger Aufopferung erblickt. Hat Cicero auch sein Thun und Treiben günstiger erklärt, als daß die heutige Psychologie, für welche mancher holde Schleier gefallen ist, durchaus zustimmen könnte, so glaubte er doch selbst an die Richtigkeit seiner Erklärungen. Von einem heuchlerischen Verhüllen seiner individuellen Wünsche hinter dem vorgezogenen Motive des öffentlichen Wohls ist ganz und gar nicht die Rede bei ihm. Als Devise seines gesamten Lebens, wie seiner gesamten Schriftstellerei, hätte er jenes herrliche Wort aus dem ersten Buche über die Pflichten wählen können: „Cum omnia ratione animoque lustraris, omnium societatum nulla est gravior, nulla carior, quam ea, quae cum re publica est unicuique nostrûm. Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares; sed omnes omnium caritates patria una complexa est: pro qua quis bonus dubitet mortem oppetere, si ei sit profuturus?“

Sicherlich ist über Cicero noch nicht das letzte Wort gesprochen. Einzelheiten der Geschichte können durch methodische Forschungen endgültig sicher gestellt werden. Das Gesamturteil über bedeutende Männer aber wird, auch wenn kaum noch thatsächliche Berichtigungen im einzelnen hinzukommen, immer wieder ins Schwanken geraten, so lange die Menschheit in dem, was ihr eigentümlichstes Problem ist, nämlich in der Wiedererkennung und tiefen Erfassung ihres eigenen Wesens, noch zu keinem Abschlusse gelangt ist. Ja man darf behaupten, daß sich in den Urteilen, welche über große Männer gefällt zu werden pflegen, am deutlichsten der Geist und die Einseitigkeit eines Jahrhunderts offenbart. Klugheit des

Berechnens und thatkräftige Entschlossenheit, welche ohne Skrupel und Zweifel mit den Hemmnissen ringt, werden in unserem politischen Zeitalter sehr hoch geschätzt; für die Vorzüge eines nach innen gekehrten Lebens, welches aber für die reellen und nächsten Bedürfnisse kein sicheres Verständnis zeigt, findet man nicht so leicht Worte der Anerkennung. Allen nicht direkt nützlichen Gedanken zeigt man sich wirklich über Gebühr abhold. Hoffen wir, daß ein kommendes Jahrhundert gerechter in dieser Hinsicht sein wird, ohne darum in die unbestimmte Idealität, Phrasenseligkeit und Gefühlsverherrlichung der unserer kritischen und positiven Zeit vorausliegenden Periode zu verfallen.

Die Bewunderung muß sich von Zeit zu Zeit erneuern, sonst wird sie abgestanden. Immer farbloser werden die Urteile über große Staatsmänner und über die Heroen der Litteratur und Kunst, wenn sie lange uneingeschränkt herrschen. Heftige Angriffe aber rütteln die Geister auf und zwingen zu bezeichnenderem Lobe. Natürlich ist dieses bezeichnendere Lob dann ein minder voll tönendes, obgleich es in den Augen des Menschenkenners schwerer wiegt, als eine uneingeschränkte enthusiastische Verherrlichung, sowie der Kunstkenner an einem gemischten, aber scharf und richtig gezeichneten Charakter mehr Gefallen findet, als an dem nie ganz wahren Glanze der sogenannten reinen Charaktere. So sind wir Drumann vor allem zu Dank dafür verpflichtet, daß er auf alle Einzelzeiten von Ciceros öffentlichem und privatem Leben ein so helles Licht hat fallen lassen. Aber sollte man wirklich seinem Gesamturteil beistimmen dürfen? In dem Spiegel, welchen Cicero selbst uns reicht, nämlich in seinen Briefen, erblickt dieser Historiker (VI, 207) das unerfreuliche Bild eines Mannes, der aus Furcht vor dem Verluste der Güter und des Lebens alle Parteien täuscht, der Pflicht, und um es nicht zu gestehen, auch der Wahrheit untreu wird, andere anklagt, um sich zu entschuldigen, und zuletzt, als er durch endloses Philosophieren die innere Stimme erstickt hat, aus Scheu vor der Stimme seiner Mitbürger dem umlautern Treiben entsagt, das Leichenbegängnis der Republik als müßiger Zuschauer in der Nähe

sieht und dann von neuem dem Tyrannen sich zuwendet, um bald nachher die Tyrannenmörder zu preisen. Als der wahre Grund seines Schwankens in einer verhängnisvollen Zeit wird von Drumann angegeben (VI, 204), weil Cicero einen Friedensschluß auf seine Kosten fürchtete, wenn er Cäsar erbitterte, welchem Pompejus ihn schon einmal preisgegeben hatte, und weil er nicht wußte, wer siegen werde. Was seinen Beweggründen von persönlicher Eitelkeit anklebte, wird mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aufgedeckt. Von eigentlich hämischer Krittelei ist nirgends die Rede; man sieht auf jeder Seite, daß Ernst und Wahrheitsliebe diese scharfe Kritik durchwehen. Aber dennoch sträubt sich in uns etwas gegen die Anerkennung dieses herben Urteils. Wer in Ciceros Schriften bewandert ist, dem schwebt ein besseres Bild vor, ohne daß er sich gestehen mag, daß er über alles, was Drumann an Schiefheiten und Halbheiten und Inkonsequenzen in Ciceros Leben aufgedeckt hat, weggelesen habe. Drumanns Schilderung ist einseitig und wirft ein grelles Licht auf eine bis dahin wenig beachtete Seite von Ciceros Thun, ohne jedoch zugleich dem schwungvollen Idealismus seiner Natur gerecht zu werden und ohne ihren Tadel durch die Rücksicht auf die Fragwürdigkeit aller menschlichen Motive, zumal im Bereiche der Politik, zu mäßigen. Nicht das Glück der Mitbürger, sondern ein gefeierter Name sei das Ziel von Ciceros Streben gewesen (VI, 566). Nebst dem Ruhme aber habe das Leben für ihn den größten Wert gehabt. Wie eine Ausnahme habe ihn die Natur unter ein kräftiges Geschlecht geworfen (VI, 484). Von jenem Konsulat aber, welches Seneca sehr fein non sine causa sed sine fine laudatus nannte, heißt es bei Drumann einfach (VI, 461): „Der Ruhmsucht brachte er die Menschenopfer; Blut sollte fließen, damit die Römer schauend und bewundernd sich überzeugten, es sei wirklich Grauenvolles gegen sie beschlossen, ihr Konsul habe sie vor dem Untergange bewahrt." Zwar kann Drumann nicht leugnen, daß dieser Konsul Mut zeigte, was nicht zu seinem Bilde des durchaus feigen Cicero stimmt. „In diesem Falle", heißt es also (VI, 492), „fand die Furcht nicht

Gehör, weil für den Augenblick die Ruhmsucht mächtiger in ihm war." V, 559: „Nach der Wahl wollte er sich bewähren, seine Schuld an das Volk abtragen, wollte als Staatsmann Ungewöhnliches leisten, als einzig und unerreichbar bewundert werden. Deshalb kämpfte er gegen die ihm angeborene Feigheit." Auch sein glorreicher Kampf gegen Antonius scheint ihn gegen den uneingeschränkten Vorwurf einer feigen Furcht schützen zu müssen. „Cicero", sagt Drumann (VI, 336), „bebte vor dem Exil, der Schlacht, den Proskriptionen und dem Meuchelmorde; dennoch wagte er jetzt. — Erbittert durch vieljährige Entbehrung, forderte er Ansehen und Einfluß zurück."

Besonders scharf ist Drumanns Urteil über Ciceros Verwaltung der Provinz Cilicien; besonders auffallend ist aber auch die psychologische Einseitigkeit dieses Urteils. Zu einer Zeit, wo andere Statthalter, wenn sie sich nicht das Unglaublichste erlaubten, ungestraft ihre Provinzen ausplünderten und schon für die Städte, die sie nur flüchtig auf ihrer Reise nach der Provinz berührten, verhängnisvoll wurden, war Cicero in Cilicien von einer Uneigennützigkeit, die selbst in Zeiten, wo Beamtentreue die Regel ist, Anerkennung verdiente. Weder auf seiner Reise, noch in der Provinz selbst, trieb er für sich auch nur das gesetzlich Erlaubte ein. Seine Rechtspflege war musterhaft. Nie war ein solcher römischer Beamter in Asien gesehen worden. Dazu verbat er sich alle prahlerischen Anerkennungen. Keine Statuen, keine Tempel durften ihm errichtet werden; es genügte ihm, wenn man mit Worten dankte. „Aber diese seine Tugend", sagt Drumann (VI, 141), „wurzelte nicht in dem Abscheu gegen das Unrecht, nicht im Mitleiden gegen Unglückliche, und nicht in der Liebe zum Vaterlande; sie hatte mit dem Vergehen der Großen, über welche er sich in der äußeren Erscheinung so sehr erhebt, eine und dieselbe Quelle in der Selbstsucht; jene verlangten nach Golde und ihn nach Ruhm." Dabei erinnert sich Drumann sehr wohl Ciceros eigener Versicherung, er habe sich nie so glücklich gefühlt als bei der redlichen Verwaltung der Provinz, und zwar gewähre ihm nicht sowohl der Ruhm, obgleich er sehr groß

sei, als die Sache selbst diese Genugthuung. Cilicien war dem Cicero nach Drumanns Auffassung nur ein Mittel zu seiner Verherrlichung, da er sich dort von einer neuen bewunderungswürdigen Seite zeigen konnte. Allerdings war er ohne eigentlichen Enthusiasmus für seine Statthalterschaft, welche ihm bis zu Ende nur für ein ehrenvolles Exil galt; allerdings fand er in der Stellung eines Prokonsuls keine rechte Befriedigung und sehnt in seinen Briefen unaufhörlich das Ende seines Amtsjahres herbei; allerdings übergab er Cilicien dem C. Coelius, einem unerfahrenen jungen Manne. Aber nimmt das alles seiner Unbescholtenheit jedes Verdienst? Oderunt peccare boni virtutis amore. Aber den Ruhm der Tugend erringen zu wollen, ist doch immerhin eine edle Art von Selbstsucht, deren nur wenige fähig sind. Stand es ferner in seiner Macht, den Ländern, welche er so unübertrefflich regiert hatte, ein dauerndes Vermächtnis zu hinterlassen? Ist nicht schon ein leuchtendes Beispiel viel wert in einer Zeit so tiefer Korruption? Darf man also mit Drumann (VI, 144) ausrufen: „Mochte ein ganzes Heer von Plagen wieder über diese Länder hereinbrechen, ein andrer die von ihm geheilten Wunden wieder aufreißen, seinem Rufe konnte es keinen Eintrag thun, er ging."

Die Eitelkeiten Ciceros hat Drumann mit unbarmherziger Gründlichkeit aufgedeckt; aber das Bild, das er entwirft, kann, als Ganzes gefaßt, doch nur für ein Zerrbild gelten, weil er für den edlen Hauptstamm echt sittlicher und gesunder Empfindung, welchen jene Eitelkeiten nur wie Schmarotzerpflanzen umrankten, keine Worte der Anerkennung hat. Kann man z. B. wirklich im Ernste daran zweifeln, daß Ciceros Schmerz um die dahingeschiedene Tochter ein wahrer und tiefer war? Zahllose Stellen seiner Briefe bezeugen es. Er hatte diese Tochter sich zu einer Gefährtin seines Geistes erzogen. Bei der traurigen Lage des Staates und in seinem Schmerze über die verlorene Würde tröstete ihn vor allem ihr Umgang. Dem Servius Sulpicius antwortet er auf sein herrliches Trostschreiben: „Habebam quo confugerem, ubi conquiescerem, cuius in sermone et suavitate omnes curas doloresque deponerem. Nunc

autem hoc tam gravi vulnere etiam illa, quae consanuisse videbantur, recrudescunt. Non enim, ut tum me a re publica maestum domus excipiebat quae levaret, sic nunc domo maerens ad rem publicam confugere possum, ut in eius bonis acquiescam.“ In dem Zustande unentweihter Heiligkeit hält sich solch ein Schmerz lange oder dauernd nur in einfachen und beschränkten oder in großen und tiefen Naturen. Cicero aber gehört offenbar einer glänzenden Mittelklasse an. Ohne tief zu sein, ist er von wunderbarer Regsamkeit und von geistreichster Eindrucksfähigkeit. Dazu war er naiv und wenig geschickt, die Aufwallungen seiner leichtbeweglichen Natur zurückzuhalten, bis sie gewissermaßen für das Auge eines Fremden fertig waren. Es sei leichter, sagt er im zweiten Buche de oratore, eine glühende Kohle, als ein Witzwort im Munde zu behalten. So ging es ihm selbst mit allen aufdämmernden Gedanken und Empfindungen. Das Formen war ihm ein natürliches Bedürfnis. Arbeitend und schreibend bekämpfte er seinen Kummer. Was Wunder wenn die geistreiche Gewandtheit, die er dabei entfaltete und die Freude über das Gelingen, die gelegentlich hervorblitzt, wie ein Raub erscheint an der Heiligkeit der Empfindung. Die erste Wirkung von Schicksalsschlägen war bei Cicero stets eine gewaltige und erschütternde. Mit der Tullia hatte er sehr viel verloren, und sein Schmerz über ihren Verlust war ein verzweiflungsvoller. Wem sein Verständnis für die Schöpfungen anderer aber und die eigene künstlerische Fähigkeit des Formens so viel lockende Zerstreuungen bietet, wie ihm, der wird sich natürlich schneller trösten, als ein anderer, dem nach dem Untergange des einen Sterns kein Stern weiter leuchtet. Daß sich Eitelkeiten bald seinem Schmerze beimischten, muß zugestanden werden; aber deshalb war doch die Substanz seiner Empfindung eine wahre und echte. Dafür vermißt man die Anerkennung bei Drumann. „Die endlosen Verhandlungen mit Atticus“, sagt dieser (VI, S. 294), „über ein Denkmal der Tullia und über den Ankauf eines geeigneten Grundstückes, wo es errichtet werden sollte, verraten mehr die Absicht, auch mit der Trauer zu prunken, als

den Schmerz eines unglücklichen Vaters.“ Dafür war vielmehr so zu sagen: „Zu dem tiefen und verzweiflungsvollen Schmerze gesellte sich bald, wie dies seiner beweglichen und geistreichen Natur gemäß war, ihm selbst unbewußt, ein gewisses eitles Bestreben, seiner Trauer einen ungewöhnlichen Ausdruck zu geben.“ Durchaus richtig hingegen ist es, wenn Drumann an einer anderen Stelle, gleichfalls in Beziehung auf den Tod der Tullia, sich so vernehmen läßt (VI, S. 319): „Schweigend zu denken und zu fühlen widerstrebte seiner Natur; auch der Schmerz mußte eine äußere Erscheinung, die Klage ein Kunstwerk werden, dadurch verlor jener seinen Stachel, und an dieser befriedigte ihn die schöne Form.“ Wenn er aber fortfährt: „In der Verzweiflung schreibt und philosophiert man nicht“, so ist zu antworten: Allerdings nicht in der ersten Verzweiflung. Aus dieser aber sucht jeder dem natürlichen Instinkte der Erhaltung gehorchend emporzutauchen. Auch diejenigen, welche ihren Schmerz über geliebte Tote zu einer heiligen, erinnerungsseligen Wehmut verklären, suchen sich im Grunde davon in ihrer Art zu befreien. Wer, wie Cicero, ein geborener Schriftsteller ist, wird, sobald die erste Raserei des Schmerzes vorüber ist, den seiner Natur gemäßesten Trost darin finden, in Worten seinen Schmerz zu gestalten. Zu diesem natürlichen und sehr edlen Mittel haben zu allen Zeiten viele Schriftsteller und Dichter gegriffen. Wenn Cicero durch sein Buch zugleich andern nützlich werden wollte, wenn sie trauerten, so erklärt das Drumann ironisch als „eine seltene Besonnenheit am Grabe eines Kindes und einer solchen Tochter.“ Nicht während der Zeit des ersten wütenden Schmerzes jedoch hat Cicero den Plan zu einer Consolatio gefaßt, sondern in einem nachfolgenden Augenblick, wo ihm die Pietät gestattete, wieder besonnen zu sein. Was jenes andere von ihm selbst angegebene Motiv aber betrifft, er habe mit diesem Buche zugleich andern nützlich sein wollen, wenn sie trauerten, so ist es, wie die Worte zeigen, nur ein Nebenmotiv. Bemerkenswert ist aber allerdings, daß er sich in einer Selbsttäuschung befand, wenn er seine ganze Schriftstellerei, welche doch aus einem gebieterischen Impulse

seiner Natur hervorgegangen ist, so darstellte, als wäre sie ihm vornehmlich durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl eingegeben worden. Als Römer wollte er alle seine Beschäftigungen für den Staat fruchtbringend machen, und das ist ihm in einem höheren Sinne gelungen, als er es selbst ahnen konnte. Aber im Grunde schrieb er, sobald ihn die politischen Sorgen zum Bewußtsein seiner eigensten Natur kommen ließen, weil er schreiben mußte und zum Schreiben geboren war, nicht vornehmlich, um sich wenigstens auf diese Weise während der Zeit unfreiwilliger politischer Unthätigkeit seinen Mitbürgern nützlich zu machen. Wer das aber ein eitles und egoistisches Motiv nennt, der möge wissen, daß nur schlechte und mittelmäßige Schriftsteller aus anderen Motiven geschrieben haben, als aus diesem Zwange ihrer innersten Natur.

Gaston Boissier, dem wir ein lebendiges Buch über Cicero und seine Freunde verdanken, leitet im Gegensatz zu Drumann die Schwächen des Politikers Cicero aus den Vorzügen seiner Natur her. Einem Staatsmanne müßten gewisse Eigenschaften fehlen: er dürfe nicht zu scharf sehen, dürfe nicht zu viel Einbildungskraft besitzen. Gerecht und duldsam dürfe er auch nicht sein. Auf Geistesenge sei die eigensinnige Beharrlichkeit, ohne welche ein Staatsmann nichts erreichen könne, zurückzuführen.[1]) Auch die Fehler seiner Partei dürfe er nicht sehen. Durch Unvollkommenheiten des Herzens, wie des Geistes, erkaufe er seine Erfolge. Die feine Erregbarkeit nun gerade sei die Hauptquelle von Ciceros schriftstellerischen Talenten. Ihr verdanke er es, daß er ein unvergleichlicher Schriftsteller geworden.

1) Ähnlich E. Renan, Essais de morale et de critique (p. 72): „Le milieu où s'agite la politique est humble: l'humanité, dans son ensemble, représente un homme de moyenne capacité, égoïste, intéressé, assez souvent ingrat; il faut que l'homme pratique soit humble aussi. Les hautes visées ne feront que l'égarer. Voilà pourquoi les grands hommes n'agissent guère dans le monde que par leurs défauts ou leurs petits côtés. L'homme tout à fait détaché des faiblesses de la terre serait impuissant, puisqu'il n'y aurait plus aucune commune mesure entre lui et le milieu médiocre ou pervers où il se trouverait égaré.“

Aber der Staatsmann müsse aus groberem Stoffe gemacht sein. Ciceros Plänen habe es deshalb an Folge und Beharrlichkeit gefehlt. Er habe plötzliche Anwandlungen von Schwäche gehabt. Sein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl habe sich gegen die Ausschreitungen der Parteien gesträubt. In Zeiten nun, wo aus inneren, in den Tiefen des Staatslebens liegenden Gründen sich eine Krisis vorbereitet, müssen sich besonders schroffe Gegensätze bilden. Wie konnte Cicero bei seiner Denkart mit Eifer und Beharrlichkeit sich zu einer der beiden Parteien halten! Wenn er bis zuletzt glaubte, sein Ideal werde sich, nachdem einige Ehrgeizige niedergeworfen seien, verwirklichen lassen, so war das allerdings ein Irrtum. Aber G. Boissier antwortet mit Recht: Il y a des erreurs et des illusions qui valent mieux qu'une résignation trop facile. So sage Cato bei Lucan:

non ante revellar,
Exanimem quam te complectar, Roma, tuumque
Nomen, libertas, et inanem prosequar umbram.

Cicero wünschte ja doch für sich nicht eine Stellung, wie sie die begehrten, die in jener regnandi contentio sich damals bekämpften, sondern auch in seinen kühnsten Träumen von Ruhm und politischem Einfluß konnte er, wie es in einem Briefe an M. Marius heißt, in welchem er sein Schwanken nach der Schlacht bei Pharsalus rechtfertigt, sich rühmen se nunquam voluisse plus quemquam posse quam universam rem publicam.

Es lassen sich gleichwohl aus Ciceros Briefen viel Gelegenheiten nachweisen, wo er als politischer Parteimann Maßregeln befürwortet, gegen welche er sich bei objektiver Prüfung der Sache hätte erklären müssen. Dennoch trifft G. Boissier wohl das Rechte, wenn er seine Mißerfolge als Politiker aus einer zu fein angelegten Natur herleitet. In Zeiten, wie die damaligen, muß, wer im öffentlichen Leben eine Rolle spielen will, vor allem ohne Skrupel und Zweifel energisch wollen, darf nicht zu vorsichtig abwägen, muß schnell und unbekümmert um Grundsätze das seinem Hauptziele Gemäße ergreifen. Es wäre jedoch traurig, wenn wir unser Endresultat, allen Gesichts-

punkten gebührende Rechnung tragend, mit Drumann dahin formulieren müßten, Cicero habe (VI, S. 673) dem Vaterlande und dem, was er die gute Sache nannte, nie Opfer gebracht, sondern stets nur dahin gestrebt, zu steigen oder sich zu bergen; er habe allen Parteien gehuldigt und alle getäuscht; er sei Demokrat gewesen, Aristokrat, ein Werkzeug und Schmeichler der Triumvirn. Seine rhetorischen und philosophischen Schriften würden deshalb um nichts weniger für unsere Schüler fruchtbar gemacht werden können; aber man würde doch von der Person dessen, der diese formvollendeten, geistreichen, an schönen und edlen Gedanken reichen Werke geschaffen, lieber schweigen wollen, wenn man ihn nicht anders als im Lichte einer ungemischten Verachtung zeigen könnte. Natürlich kann von einer Rechtfertigung auf Kosten der Wahrheit nicht die Rede sein. Es gilt nur für das Gefühl, daß sich gründliche Forscher, mit glänzendem Scharfsinn einer einseitigen Betrachtung nachhängend, an diesem Manne versündigt haben, einen klaren und überzeugungskräftigen Ausdruck zu finden. Ciceros Lob des Guten klingt nicht wie Rhetorik, es lebt in ihm der Glaube an die selig machende Kraft der Tugend und an die Ewigkeit und Unerschütterlichkeit der sittlichen Principien. Ein Schriftsteller, wie dieser, mit seiner stets eingestandenen Liebe zum Schönen und zum Guten, mit seinem begeisterten Lobe der Philosophie und der Tugend, mit seiner durch griechischen Geist gemilderten und beseelten römischen Würde, mit seiner von nationaler Engherzigkeit freien und doch glühenden Liebe zum Vaterlande, scheint alle Eigenschaften zu besitzen, welche man für die reifere Jugend von einem Schriftsteller irgend nur wünschen kann. Trägt er doch selbst, auch in den Schriften seiner letzten Jahre, den Charakter der Jugendlichkeit. Es sei gestattet, daran zu erinnern, in welchem Tone vor noch nicht langer Zeit von Cicero ein deutscher Gelehrter redete, dem an Gründlichkeit und Vielseitigkeit wenige, an Feinheit und ästhetischem Urteile noch wenigere gleichgekommen sind. J. Grimm begann 1860 seine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltene Rede über das Alter also: „Wer hat nicht

Cicero de senectute gelesen? sich nicht erhoben gefühlt durch alles, was hier zu des Alters Gunsten, gegen dessen Verkennung und Herabsetzung gesagt wird? Traun, es sind lauter ernste, männliche Gedanken, in gefüger Gliederung fortschreitend und sich entfaltend, von triftigen Beispielen und Bildern belebt, mit einer freien, niemand aufgenötigten Aussicht auf die Fortdauer der Seele nach dem Leben ruhig geschlossen. Gleich die an die Spitze gestellten Ennischen Verse spreiten einen wohlthuenden, anhaltenden Schimmer über die ganze Schrift u. s. w." — Sollte es mit der Wahrheit verträglich sein, in diesem Tone respektvoller Huldigung von Cicero zu sprechen, so würde das für unsere Schüler fruchtbringender sein, als wenn wir unsere Beschäftigung mit ihm vorwiegend darin bestehen lassen, im Tone politischer Parteiwut gehässig sein Hin- und Herschwanken zwischen den Parteien zu beleuchten.

Eine Zeit, wie die unsrige, mit ihrer hohen Schätzung politischer Leistungen muß einem Charakter wie dem Ciceros Unrecht thun; ja die herben Urteile, welche über ihn gefällt worden sind, haben eine scheinbare Berechtigung, weil er selbst ja an diesem Maßstabe vor allem beansprucht gemessen zu werden. Es war der verhängnisvollste Irrtum seines Lebens, daß er mit seiner vorwiegend griechischen Seele in den Stürmen jener bösen Zeit seinem Vaterlande zum Segen bestimmenden Einfluß zu gewinnen hoffte. Die Wissenschaft war ihm weit mehr, als er sich selbst im Banne des römischen Vorurteils gestehen mochte. In seiner Rangordnung der Beschäftigungen weist er dem Philosophen und Gelehrten erst die vierte Stelle an. Voranstellt er den Staatsmann. Sodann folgt der Sachwalter und der Rechtskundige. So verlangt es sein römischer Grundsatz, daß dem Vaterlande vor allem unsere Kraft und Zeit gehöre und daß wir nur die nach Erfüllung aller Pflichten übrig bleibende Muße für uns verwenden dürfen. In Betreff des Feldherrn setzte er sich der bei den Römern herrschenden Ansicht entgegen. Er wollte nicht, daß man diesen höher stelle, als den Staatsmann; er leugnete es, res bellicas maiores esse quam urbanas. Cedant arma togae, concedat laurea laudi.

Dennoch erregte der militärische Ruhm anderer seine Eifersucht, und die Vorgänge in Cilicien und seine Bemühungen, einen Triumph zu erhalten, beweisen, daß er zu seinem staatsmännischen Ruhme auch gern diese Krone gefügt hätte. Wir mögen zu dieser schlecht verhüllten Eitelkeit lächeln; aber zur Verachtung berechtigt sie uns nicht. Er fühlte eben zu gut, daß wirklich glanzvoll den Römern nur militärische Erfolge erschienen.

Dabei empfand er gegen den Krieg eine tiefe Abneigung, als deren Hauptgrund Drumann die Feigheit bezeichnet (VI, S. 529). Der Ausdruck ist hart und gehässig. Milies mori melius (quam in castra ire), schreibt Cicero selbst an Atticus. Ist es aber zu verwundern wenn ein Mann, der in eifrigen Studien seinen Geist zu einem feinen Werkzeuge ausgebildet hat, gegen das rauhe Lagerleben Abneigung empfindet? Allerdings hat es einige wenige gegeben, die an Geist über ihr Jahrhundert emporragten und dennoch für ihre stählernen Nerven den Rausch der Gefahr und des Kampfgewühls suchten. Zu diesen wenigen gehörte Cicero nicht. Mit welchem Rechte aber tadelt man ihn darum? Haben der Mut und die Feigheit, beide, nur eine Erscheinungsform? Es gälte vorerst die Nuance genau zu bestimmen, ehe man verächtliche Anklagen gegen ihn erheben dürfte. Es sei ferne von uns, aus ihm einen mutigen Soldaten, einen Helden machen zu wollen. Man mag selbst eingestehen, daß ihm die Festigkeit, die Gefahren und Hindernisse verachtende Ausdauer des wahren männlichen Mutes fehlte. Sein Bangen und Schwanken aber ist, wie oben angedeutet, die Kehrseite vornehmer geistiger Eigenschaften, ohne daß damit gesagt sein soll, daß eine lebhafte, alle Möglichkeiten der Gefahren geschäftig ausnutzende Einbildungskraft und eine auf frische Eindrücke aller Art stark reagierende Empfindung mit dem, was man im engeren Sinne Mut nennt, durchaus unverträglich sind. Moralischer Unwille, Pflichtgefühl, gekränkter Ehrgeiz und Liebe zum Ruhm haben ihn mehr als einmal zu Entschlüssen gebracht, welche nicht bloß die Feigheit, sondern auch ihre vornehmer blickende Schwester, die

vorsichtige Besonnenheit, widerraten mußten. Mutig aber zeigt er sich doch z. B. in seiner Rede für den Roscius Amerinus, mag er auch immerhin weniger gewagt haben, wie Drumann (V, 244) nachzuweisen sucht, als es auf den ersten Blick scheint, mag auch manche kecke Äußerung erst später nach Sullas Tode bei der Bekanntmachung der Rede hinzugekommen sein. Daß er als Konsul „gegen die ihm angeborene Feigheit kämpfte", räumt Drumann selbst ein. Er zeigte sich in dieser hohen Stellung ebenso besonnen als mutig. Zu einem kühnen Schlage auf Anzeigen hin, die er für sicher halten durfte, fehlte ihm allerdings der verwegene, rücksichtslose Mut. Wie ungerecht aber ist es, ihm darum auch nicht das Lob des besonnenen und wachsamen Mutes zu gönnen und sein ganzes Verdienst vielmehr aus einer unerhörten Gunst des Zufalls herzuleiten, weil die Verbrecher in ihrem Wahnsinne sich selbst überliefert hätten! Mut hatte auch dazu gehört, als Ankläger gegen Verres aufzutreten und unter so gefährlichen Umständen nach Sicilien zu reisen, um an Ort und Stelle selbst Material zur Anklage zu sammeln. Gewiß war er mehr eine deliberative, als eine aktive Natur[1]); aber in seiner zornvollen Begeisterung hörte er nicht auf die Einflüsterungen abschreckender Bedenklichkeit, mochte er nun ihm selbst zugefügte Kränkungen rächen, oder als Verteidiger der grob verletzten Gerechtigkeit auftreten. Mut zeigte er ferner vor allem gegen Antonius und gelangte so noch einmal zu einer Stellung, die Ranke als in der Geschichte unvergeßlich bezeichnet. Seinen Tod endlich hatte man so lange nicht bloß bemitleidet, sondern sogar bewundert. Drumann freilich kann es ihm wiederum nicht verzeihen, daß er, um sein Ideal und seine Hoffnungen betrogen, dennoch nicht über die instinktive Todesfurcht zu siegen vermochte. „Auch sein Tod", sagte er (VI, 497), „entsprach seinen hochfahrenden und vielverheißenden Reden nicht; am Grabe der Republik und der Freiheit ergriff er die Flucht, weder durch eigene, noch durch fremde Hand zu endigen, und

1) Ranke, Weltgeschichte II, 2, 339.

als Flüchtling, vom Schrecken gelähmt und fast der Besinnung beraubt, wurde er erschlagen."

Mit dieser Auffassung steht Drumann allein. Ciceros Tod wird stets Teilnahme erwecken. Und in diese Teilnahme wird sich Mitleiden mischen, wenn man erwägt, daß er nicht bloß glücklicher gewesen wäre, sondern auch reiner noch seine hohe Begabung hätte entfalten können, wenn er sich in dieser Zeit, wo die mächtig in Eroberungen sich ausdehnende und ihres idealen Bürgersinns beraubte Republik den militärischen Machthabern zur Beute fallen mußte, ganz der Wissenschaft und Philosophie zugewendet hätte. Doch das sind eitle Wünsche. Denn man darf auch in Cicero nicht einen hochbegabten und beredten Schriftsteller erblicken, der ohne innern Beruf aus eitlem Verlangen nach einer einflußreichen Stellung Staatsmann geworden sei. Die staatsmännische Begabung hatte sich damals noch nicht von der allgemein menschlichen Begabung gesondert; kaum die Kunst des Feldherrn schien im Altertum einer speziellen Anlage entflossen. Man kannte damals wohl eine Staatsphilosophie, aber keine Technik des Staatsmannes. Nicht bloß der Ehrgeiz, sondern die Pflicht trieb jeden an, sich eine seinen Kräften entsprechende Stelle im Staate zu erringen. Allerdings hatte die griechische Philosophie diesen römischen Thätigkeitsdrang schon gezähmt. Atticus war nicht der einzige, der dem widerwärtigen und gefahrvollen Treiben den Rücken kehrte und in heiterer, ungetrübter Beschaulichkeit zu leben vorzog. Als Cäsar vom Staate Besitz genommen hatte, nahm die Zahl der sich selbst Verbannenden und in den Hafen der Philosophie Flüchtenden gewaltig zu. Auch fehlte es schon damals nicht an solchen, die, ohne geistige Freuden und Bedürfnisse, durch die Furcht vom Staate ferngehalten, dem materiellen Genusse lebten. Schon Cicero spottet dieser friedlichen Bürger, und Seneca unterscheidet sehr nachdrücklich zwischen einem edlen kontemplativen Leben und diesem unthätigen Vegetieren, indem er eine solche vita sine litteris als mors et hominis vivi sepultura bezeichnet und einem unter ihnen rät, über seine Villa zu setzen: Hic iacet.

Die Überzeugung von dem sittlichen Werte auch des kontemplativen Lebens war aber zu Ciceros Zeit in Rom noch nicht zum Durchbruch gekommen. So zu leben galt für griechisch und unrömisch. Das Otium steht dem negotium gegenüber. Otiosus heißt aber auch, wer der Wissenschaft und der Betrachtung lebt, weil er ja nichts dabei zu „thun" d. h. zu „handeln" hat. Aber selbst wenn die öffentliche Meinung schon damals einer vollen und ausschließlichen Hingabe an die Wissenschaften günstiger gewesen wäre, würde Cicero sich doch nicht zu einem Verzichte auf alle politische Thätigkeit haben entschließen können. Er war aber keineswegs eine durchaus griechische Natur, wie Drumann (VI, 420) meint. Seine Liebe zur Wissenschaft war groß, sein Eifer zu lernen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen war unermüdlich; aber es lag zugleich in ihm ein unausrottbares Bedürfnis nach der Aufregung des Handelns im öffentlichen Leben. Das ruhige Geistergespräch mit den Geistesheroen Griechenlands genügte ihm auf längere Zeit nicht, so reichen und edlen Genuß es ihm auch gewährte Allen geistigen Gewinn ordnete er lange seiner Beredsamkeit. einzig ein. Mit dem eminentesten Talente für diese Kunst war er geboren und damit zugleich prädestiniert, nach einer Stellung in dem Staate zu ringen. Durch die Vereinigung mit der Kunst des Staatsmannes vor allem erhob sich die Beredsamkeit ja erst zu dem Ideale, welches Cicero in seines Geistes Auge schaute. Auf dem Boden des öffentlichen Lebens fand sie allein würdige Objekte. Nur dem Nachdenken über die Theorie der Beredsamkeit und eifrigen Redeübungen lebend, würde Cicero sich selbst wie ein griechischer Rhetor vorgekommen sein. Er verachtete diese griechischen Redner und Lehrer in der Beredsamkeit nicht gerade; ja selbst schon ein Meister, gab er sich gern ihnen noch als Schüler hin; aber das durchaus Römische, welches sich seiner echt griechischen Liebe zu den Wissenschaften und zur Philosophie beimischte, gestattete ihm nicht in dieser Redekunst die Beredsamkeit zu erblicken. War auch keine Einheit und Festigkeit in seiner Politik, so fehlt es doch den Vorstellungen, welche er sich von dem

Leben und dem Zwecke des Daseins gebildet hatte, durchaus nicht an Einheit und Zusammenhang.

So beneidenswert ihm die politische Indifferenz seines Freundes Atticus in den trüben Tagen seines Lebens vorkam, so war er doch stets der Ansicht, daß erst auf dem Boden des öffentlichen Lebens die menschliche Natur ihre höchste Erfüllung finde. Seine Römernatur ließ, was er dem Widersprechendes bei den griechischen Philosophen gelesen hatte, nicht aufkommen, obgleich er an einigen wenigen Stellen seiner philosophischen Schriften nicht abgeneigt scheint, königlichen Ausnahmenaturen das Recht zuzusprechen, auf alle Teilnahme am Staatsleben verzichtend, ganz der Betrachtung zu leben. Gleichwohl wußte er, daß Platos Philosophen nur wider Willen an das Staatsruder treten, ihrem höheren Leben, wohin sie alle Sehnsucht zieht, untreu werdend, damit nicht Unfähige Unheil anstiften. Epikur freilich, der seinen Anhängern die Verborgenheit des Privatlebens als ruhiger und sicherer und dem höchsten Zwecke des Daseins mehr entsprechend empfiehlt, war für ihn keine Autorität. Ja gerade die Furcht vor dieser ihm verabscheuenswerten und eines Mannes und Römers unwürdig scheinenden voluptas hinderte ihn, sich dem tendenzlosen Genusse seiner geistigen Fähigkeiten ohne Skrupel und Zweifel zu ergeben. Er dachte aber offenbar nicht würdig genug von der Philosophie, wenn er sie um des Nutzens willen pflegte, den seine Mitbürger daraus ziehen sollten. Deshalb ist sie ihm auch nicht eine so kräftige Stütze gewesen, wie sie sonst in Tagen des Unglücks zu sein pflegt. Wer sie so als etwas nur relativ Bedeutsames den Zwecken nicht etwa des idealen Staates, sondern des zufälligen, gerade jetzt bestehenden und in vielfacher Hinsicht unvollkommenen Staates unterordnet, an dem kann ihr voller Segen nicht in Erfüllung gehen. Wer hat gleichwohl jemals die Philosophie schöner gepriesen, als Cicero, in jener hymnenartigen Stelle im fünften Buche der Tusculanen: „O vitae philosophia dux! o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! quid non modo nos, sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines

in societatem vitae convocasti, tu eos inter se primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum et vocum communione iunxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti. Ad te confugimus, a te opem petimus, tibi nos, ut antea magna ex parte, sic nunc penitus totosque tradimus. Est autem unus dies bene et ex praeceptis tuis actus peccanti immortalitati anteponendus. Cuius igitur potius opibus utamur quam tuis? quae et vitae tranquillitatem largita nobis es et terrorem mortis sustulisti"? An ihm selbst hat die Philosophie diese Kraft nicht gezeigt. „Das Rätsel wird eben dadurch gelöst", sagt Drumann (VI, 347), „daß die Lehren, welche ihm die Bewunderung der Nachwelt sichern würden, wären sie sein Eigentum, den Griechen angehörten." Ein sicherlich falsches Urteil. Auch die gelehrtesten Kenner der alten Philosophie können sich nicht rühmen, sich in gleicher Weise die Hauptgedanken der alten Moralphilosophie angeeignet zu haben, als jene Römer damals und vor allem Cicero, welche sich nicht in wissenschaftlicher Neugierde oder zum Zwecke einer flüchtigen Kenntnisnahme damit beschäftigten, sondern sich ihnen mit dem heiligsten Ernste hingaben und in der sicheren Erwartung, daher in den Wirren einer an Greueln und jähen Wechseln reichen Zeit einen Trost und eine Stütze zu gewinnen. Wenn es Cicero nicht gelang, mit Hilfe der Philosophie zu jener Ruhe zu gelangen, welche doch auch nach seiner Meinung der sichere Gewinn der Tugend ist, so ist das vor allem daraus zu erklären, daß ihm die römische Auffassung vom Zwecke des Lebens angeboren war. Das Leben gerade der besten schien diesen echten Römern in das öffentliche Leben geleitet werden zu müssen, und selbst das reichste Einzelleben, der individuellen Kultur gewidmet, war ihnen deshalb einem Strome vergleichbar, der im Sande sich verliert und den Weg zum Meere nicht findet. Sodann bedenke man, wie oft auch die Besseren mit Medea ausrufen können: „Video meliora proboque, deteriora sequor." Ciceros Natur war zu weich, als daß ihn auch die tief erfaßten Lehren der Stoiker je hätten stark machen können, zu sterben wie Cato und Brutus. Aber

sicherlich hätte ihn diese Philosophie, der er von der frühesten Jugend bis in sein Greisenalter hinein so viel Zeit und Interesse gewidmet hat, fähig gemacht, mehr Haltung und Würde im Unglück zu bewahren, wenn er nicht allem zum Trotz, was ihm seine Philosophen über die Bedeutungslosigkeit oder nur relative Bedeutsamkeit der zufälligen Erscheinungsformen gesagt hatten, unter dem Zwange seiner Naturanlage an dem römischen Dogma festgehalten hätte, daß die menschliche Natur in der Thätigkeit des Staatsmannes ihre vollste und idealste Erfüllung findet. Sicherlich ist die Philosophie nicht imstande gewesen seinem Leben jene im Glücke wie im Unglücke, nie versagende Festigkeit zu geben. Hat man aber darum ein Recht zu sagen, diese Studien seien für ihn selbst nutzlos gewesen? Entsprach sein philosophischer Patriotismus auch nicht genau den Gedanken der griechischen Philosophen, so war doch diese Einschränkung und Romanisierung der stoischen Lehre von sehr heilsamem Einflusse auf Ciceros Schriftstellerei. Seine Darlegungen gewinnen durch diese unbefangene Übertragung auf das Ideal der römischen Weltherrschaft eine Bestimmtheit, Wärme und Nachdrücklichkeit, welche sie nicht haben würden, wenn er sich im Verkehre mit den griechischen Philosophen seines Römersinns entledigt hätte. „Cicero" — so urteilt Ranke (Weltgeschichte II, 2, S. 354) — „war von den litterarischen und historischen Erinnerungen Athens eingenommen; aber dennoch ist der allgemeine Eindruck, den er macht, begründet auf römische Jurisprudenz und Staatsverfassung, ein durchaus römischer. Eben diese Verbindung verschaffte ihm vom ersten Augenblicke an allgemeine Bewunderung." Dieses Einflechten eines neuen Bestandteils, des spezifisch Römischen, in die allgemeine Litteratur sei, sagt Ranke (S. 413), ein Gewinn für dieselbe gewesen und habe sie für die spätere Welt lebensfähig gemacht.

Überhaupt ist der Kosmopolitismus ein Gedanke, dem sich nur der geistig Mündige gefahrlos hingeben kann; der römische und zugleich philosophische Patriotismus Ciceros hingegen ist eine kräftige und gesunde Kost für die Jugend. Wer auf der

Höhe unserer Zeit angelangt ist und sich z. B. mit der Weltanschauung Goethes durchdrungen hat, der mag immerhin sagen, Ciceros Vorstellungen vom Zwecke des Lebens seien naive, längst überwundene Vorstellungen, welche zu dem befreiten und weit umschauenden Geiste unseres Jahrhunderts nicht mehr paßten. Dennoch glaube ich, ist es ein Standpunkt, welchen niemand ohne Schaden für seine spätere Entwickelung überspringen kann. Dem mit unbestimmter Sehnsucht in die Ferne schweifenden Idealismus der Jugend stellt sich bei der Vertiefung in Ciceros Schriften eine feste Umzäunung entgegen, welche jedoch auch dem feurigsten Geiste einen hinlänglich weiten Tummelplatz gewährt. Der Patriotismus Ciceros ist von dem stolzen Geiste der römischen Weltherrschaft durchweht. Aber die Humanität und die philosophische Vernunft haben diesem Geiste in seinen Schriften das Starre und Exklusive genommen und so dem Gesunden und Vortrefflichen, was unleugbar in ihm ist, zu einer mächtigen Wirkung auf die kommenden Jahrhunderte verholfen. Erst durch die Bearbeitung, welche der Römer Cicero der römischen Staatsidee durch seinen griechisch gearteten und griechisch gebildeten Geist hat zu teil werden lassen, ist sie zu einer Kulturmacht geworden.

Können wir für den formalen Bildungszweck des Gymnasiums Cicero nicht gut entbehren, so begegnen wir anderseits fast auf jeder Seite seiner philosophischen Schriften vor allem einer Gesinnung, wie wir sie uns für die Bedürfnisse unserer vorgeschrittenen Jugend gar nicht reiner und anregender wünschen können. Der Römer Cicero vor allem ist berufen, auch den heutigen Jüngling sein Vaterland lieben zu lehren und ihm würdige Gedanken über seine Pflichten gegen das Gemeinwesen in die Seele zu pflanzen. Ja, richtig erklärt, wird er einen besseren Patriotismus entzünden, als wohlmeinende, patriotische Dichter von heute vermögen. Denn indem er in einer fremden Sprache und aus fremden Verhältnissen heraus redet, paralysiert er zugleich die üblen Nebenwirkungen, die in der patriotischen Idee schlummern: der Trank, welchen er darbietet, begeistert, aber erzeugt keinen unreinen Rausch. Hier lernt man das

Vaterland lieben, ohne daß aufreizend, zugleich Haß gegen das Fremde gepredigt wird. Und dieser Liebe wird mit der größten Nachdrücklichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ein bestimmtes Ziel gesetzt, welchem unter allem Wechsel der Zeiten stets die wahre Bürgertugend zustreben wird, nämlich das Wohl des Ganzen stets höher zu stellen, als das eigene Wohl. Das Vergrößerungsglas moderner Psychologie wird den weiter Strebenden nachher zwischen Handlungen unterscheiden lehren, deren egoistisches Motiv sich unter der trügerischen Maske eines gemeinnützigen Strebens verbirgt und solchen, aus welchen ohne materiellen Gewinn die Eigenliebe doch den feinen Genuß zieht, ihre nach Bethätigung verlangende edle Kraft sich erfolgreich üben und so sich die eigene Natur erfüllen zu sehen, und solchen endlich, in welchen wirklich der einzelne dem Gesamtwohle sich als Opfer darbringt. Handlungen dieser letzten Art sind große Ausnahmen und wahre psychologische Portenta. Das meiste aber, was, von ferne gesehen, völlig uninteressiert scheint, wird bei näherer Betrachtung deutlich erkennbare Elemente echt menschlicher Eigenliebe enthalten. Cicero selbst hielt sein ganzes staatsmännisches Streben für durchaus frei von aller persönlichen Rücksicht. Das ist naiv, aber vom Standpunkte der alten Psychologie begreiflich. Darf man deshalb jedoch mit Drumann sagen, er habe es meisterhaft verstanden, gemeinen Egoismus hinter tönenden sittlichen und patriotischen Phrasen zu verbergen? Von der Hoffnung auf materiellen Gewinn war bei ihm offenbar nicht die Rede. Er war von der Mäßigkeit eines alten Römers. Schwelgerische Mahle und sinnliches Raffinement waren ihm ebensowenig genehm, als seinem Freunde Atticus. Für das Geld hatte er eine echt philosophische Verachtung; ja er dachte reiner über diesen Punkt, als Atticus, welcher gegen den Reiz des Gewinnes keineswegs unempfindlich war, ja edler als der edle Brutus selbst, den wir zu Ciceros großem Verdrusse in bedenklich rücksichtslose Wuchergeschäfte verwickelt sehen. Zwar sind große Summen durch Ciceros Hände gegangen, aber nicht der Brutalität seiner sinnlichen Natur, sondern seinen geistigen und künstlerischen

Bedürfnissen hat er sie dienstbar gemacht. Genußreicher, als ein üppiges Mahl, erschien ihm ein gehaltvolles und geistreiches Gespräch mit einem Geistesverwandten. Er hatte das Bedürfnis einer edlen Geselligkeit. Daraus erklären sich seine zahlreichen, zum Teil auf ein reines und tiefes Wohlwollen gegründeten Freundschaften; daraus auch das beredte Lob, welches er so oft der Freundschaft spendet. Von dieser Seite feindet ihn auch Drumann nicht an. Wenigstens klingt es nicht wie ein scharfer Tadel, wenn er schreibt (VI, 453): „Ohne zu schwelgen, bedurfte und verwendete er viel." Daß seine Worte und Lehren nicht den Stempel des Egoismus tragen, räumt Drumann gleichfalls ein; aber aus seinen Handlungen ergiebt sich doch für ihn (VI, 420), „daß Cicero es thöricht fand, sich für andere aufzuopfern, nicht vor allen Dingen das eigene Wohl zu beachten". Das Sichaufopfern für andere ist eine seltenere nnd schwierigere Sache, als die meisten glauben. Edle Motive sind schon viel wert, selbst wenn ihnen etwas Egoismus beigemischt ist. Mit dem Lobe ganz uneigennützigen Edelmutes gehen nur diejenigen verschwenderisch um, welche weder von der Geschichte noch von der Menschennatur etwas wissen; aber man soll neben dem wahrheitsgetreuen Bericht von der Niedrigkeit des Menschen auch seine Hoheit nicht verschweigen. Cicero hat sicherlich nicht immer die Kraft gehabt, von der Rücksicht auf seinen Ruhm zu abstrahieren; denn nur von dieser edelsten Form des Egoismus kann bei ihm die Rede sein; aber nur von dem können wir sagen, „er finde es thöricht, sich für andere aufzuopfern und nicht vor allen Dingen das eigene Wohl zu beachten", der sich den Egoismus im stillen zum Lebensprincip erhoben hat und mit Bewußtsein diesem Principe gemäß handelt. Wo wäre aber je eine so niederträchtige Heuchelei erlebt worden, wie die, deren Cicero sich dann schuldig gemacht hätte! Gehandelt hat er sicherlich oft egoistisch, wie ja eine im gewöhnlichen Sinne menschliche Individualexistenz ganz ohne Egoismus gar nicht möglich ist; oft genug hat er auch für Parteiinteressen mit der Kunst des Anwaltes Gründe und Rechtfertigungen

aus den höheren Geboten der Sittlichkeit hergeleitet. Aber welcher Staatsmann ist nie durch die Lage der Verhältnisse zu ähnlichen Unredlichkeiten gezwungen worden? An seiner redlichen Absicht aber, den Grundsätzen, die er mit Würde und Begeisterung verkündigte, gemäß zu handeln, haben wir kein Recht zu zweifeln. Seiner Vaterlandsliebe war Eitelkeit beigemischt; aber auch die schärfste Betrachtung wird sie nicht in Eitelkeit auflösen können. Lassen wir ihm darum das Lob, daß er das Gute gewollt und durch die überzeugungskräftige Art, mit der er es gepriesen, die Liebe zum Guten in vieler anderer Seelen entzündet hat. Wer immer strebend sich bemüht, den dürfen wir freisprechen. Beeinträchtigen wir darum den Segen rein menschlicher antiker Sittlichkeit, den seine Schriften, richtig behandelt, unserer Jugend bringen können, nicht durch eine grelle und über das wahre Mischungsverhältnis täuschende Beleuchtung seiner Fehler. Betrachten wir sein Leben als Ganzes, so kann das Eigennützige seines Strebens nur darin gefunden werden, daß er unter dem Zwange seiner Römernatur seine besten Kräfte, sich selbst zum Ruhme und höchstem Genusse, im Dienste des Staates üben wollte. Von dem aber, was man im engeren Sinne als Egoismus bezeichnet, war er so frei, daß man ihn als eine glänzende Ausnahme von liberaler Verachtung materieller Vorteile in einer Zeit grenzenloser Gier und Habsucht bezeichnen darf. Es spricht immer für den sittlichen Adel einer Natur, wenn wir in ihr Tugenden entdecken, die nicht zeitgemäß sind. Das Lob uneigennütziger Verwaltung oder gar das Lob der Unbestechlichkeit gehört heute in unserem Lande zu den selbstverständlichen Eigenschaften hoher und niederer Staatsbeamten: damals war es eine seltene Ausnahme. In keiner seiner öffentlichen Stellungen aber hat Cicero die Vorteile seiner Lage so ausgenutzt, wie das Herkommen, die öffentliche Meinung und die Gesetze es gestattet hätten. Er hatte offenbar den edlen Ehrgeiz, dem ungeschriebenen Gesetze in sich zu genügen, welches strenger war, als die Gesetze Roms. Deshalb sagt Ranke von seiner Verwaltung der Provinz Cilicien, wiewohl ohne militärische Bedeutung, habe

sie doch einen andern unvergeßlichen Zug: sie sei frei von allen Begehrlichkeiten, von Habsucht und Ehrgeiz. Auch das bezeichnet dieser Historiker als ein Ereignis, daß die Gedanken der griechischen Philosophen in der Mitte der wilden Parteikämpfe in ihm eine Stätte fanden. Man könne, sagt er, den Briefwechsel zwischen Cato und Cicero nicht ohne Teilnahme lesen.

Daß seiner Politik der Erfolg fehlte, und daß es ihm nicht möglich war, seine Ideen über den Staat zu verkörpern, darf ihm in unseren Augen heute nichts von seinen Ehrentiteln nehmen. Er hat die Stellung des einzelnen zum Staate in einer mustergültigen und eindrucksvollen Weise beschrieben. Welches auch die Regierungsform sein mag, stets wird die Sittlichkeit wahrer Bürgertugend in der von Cicero bezeichneten Richtung zu suchen sein. Haben Plato und namentlich Aristoteles, dem jede *πολιτεία ὀρϑή* erscheint, in welcher *τὸ κοινὸν συμφέρον*, nicht *τὸ ἴδιον συμφέρον*, das letzte Ziel ist, auch lange vor ihm dasselbe gesagt, so entwickelt Cicero diesen Gedanken doch mit so viel Frische und Schwung aus seiner Römernatur heraus, daß er wie ein originaler, zum ersten Male in seinem Kopfe geborener Gedanke erscheint. Über das Erfolglose seiner staatsmännischen Thätigkeit dürfen wir uns hinwegsetzen. Andere gefeierte Staatsmänner, die ihrer Zeit klug mit Erfolg gedient haben, sind doch für die ferne Nachwelt unfruchtbar gewesen; Ciceros Licht hingegen hat in eine weite Ferne geleuchtet, und es ist nicht als eine unverdiente Gunst des Zufalls anzusehen, daß er so vielen Jahrhunderten der Hauptrepräsentant römischer Sprache und Denkart gewesen ist. Mit dem Verwirklichen des Gedachten ist es immer eine eigene Sache. So erklärt Goethe, es sei nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; es sei schon genug, wenn es geistig umherschwebe und Übereinstimmung bewirke, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte woge. Man redet heute so viel von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Eroberung Galliens durch Cäsar. Darin nichts als Thaten des Ehrgeizes zu erblicken, wird als eine Sünde gegen den Geist der Geschichte bezeichnet. Was damals allen nur als ein Moment in jener regnandi contentio er-

schien, hat man vom Standpunkte des Erfolges aus in Unternehmungen von weitsichtigster Bedeutsamkeit umidealisiert. Wie viel wirkende Kräfte der Vergangenheit aber entziehen sich dem Blicke des Historikers! Wie geringfügige oder gar nicht voraussehbare oder in der Entfernung gar nicht erkennbare Einflüsse, die gleichfalls in dem weiten Reiche der Möglichkeiten lagen, hätten, an verhängnisvoller Stelle einsetzend, der politischen Geschichte eine Wendung geben können, von welcher sich manche Historiker in ihrer Konstruierfreudigkeit nichts träumen lassen! So rühmt man also Cäsar, daß er in achtjährigen glänzenden Kämpfen einen vier Jahrhunderte vorhaltenden Damm gegen die Überflutung der römisch-hellenischen Civilisation durch die germanischen Barbaren geschaffen habe. Von Cicero, dem ohne Unterlaß Gelesenen und Nachgeahmten, können wir ohne Zweifel in noch zuversichtlicherem Tone behaupten, daß er, die Elemente griechischer und römischer Bildung in sich zusammenfassend und sie in eine schöne und gewinnende Form kleidend, einen länger als tausend Jahre vorhaltenden Damm aufgeworfen hat gegen die Überflutung durch ein Barbarentum, das an großen und originellen Bestandteilen zwar reich war, dem aber noch lange die Reife der Klarheit und Schönheit fehlen sollte.

Drittes Kapitel.

Die Reden Ciceros.

Die Reden Ciceros werden, wie das aus dem politischen Geiste unseres Jahrhunderts durchaus erklärlich ist, seit lange auf unseren Gymnasien vor seinen an bildendem Gehalte unendlich viel reicheren rhetorischen und philosophischen Schriften in einer pädagogisch, wie mir scheint, nicht zu rechtfertigenden Weise bevorzugt. Cicero selbst freilich rühmt sich an erster Stelle seiner öffentlichen und staatsmännischen Thätigkeit und erst an

zweiter Stelle seiner Leistungen als Schriftsteller. Da nun seine Reden vor allem als Früchte seines öffentlichen Wirkens zu betrachten sind, so kann man allerdings zu Gunsten jener Bevorzugung anführen, daß sie sich mit Ciceros eigener Auffassung in Übereinstimmung befindet. Vacare culpa magnum est solacium, schreibt er nach der Schlacht bei Pharsalus in einem Briefe, der für die Verfassung seines Innern besonders charakteristisch ist, praesertim cum habeam duas res, quibus me sustentem, optimarum artium scientiam et maximarum rerum gloriam: quarum altera mihi vivo numquam eripietur, altera ne mortuo quidem. Dieser Ruhm, den er für unentreißbar hielt, ist ihm schon bei Lebzeiten geschmälert worden; seine Beschäftigung mit den Wissenschaften hingegen, von welcher er sich nicht viel mehr, als einen Schmuck und einen Trost für seine individuelle Existenz versprach, hat ihm, trotz aller Anfeindungen auch auf diesem Gebiete, doch einen fernhin leuchtenden Ruhm verschafft.

Die Reden Ciceros sind historische Zeugnisse. Als solche werden sie vor allem heute geschätzt und in den Schulen ausgenutzt. Zu einem großen Teile kann man sie sogar als historische Ereignisse bezeichnen. Thatsachen aber und Ereignisse sich anzueignen, scheint den heutigen Menschen mehr wert zu sein, als den Spuren eines inneren Lebens nachzugehen.

Könnte es als Hauptaufgabe des lateinischen Unterrichts in Prima bezeichnet werden, die Einzelheiten der politischen Geschichte des Altertums, passend ausgewählten Schriftwerken folgend, zum Besitze der Schüler zu machen, so würde den Reden von allem, was Cicero geschrieben, allerdings auch in Prima die erste Stelle gebühren. Sollte dieses Ziel aber wirklich ein hinlänglich würdiges sein? Der politischen Geschichte, dächte ich, darf in den lateinischen Stunden nur eine untergeordnete Rolle zugewiesen werden. In erster Linie soll der altklassische Unterricht, wenn man von dem formalen Gewinne absieht, doch die Denk- und Empfindungsweise der Alten beleuchten. Heißt es da nun nicht die große Anzahl Stunden,

welche doch immer noch dem Lateinischen zugewiesen sind, zum Schaden seiner Schüler mißbrauchen, wenn man in Prima vor allem die Parteibestrebungen beim Ausgange der Republik bis in ihre kleinsten Schwankungen mit einem unendlichen Aufgebote von Namen und Daten vortragen und dem Schüler die unfruchtbare Mühe zumuten wollte, sich das alles genau anzueignen und zu reproduzieren. Dazu würden sich allerdings die Reden Ciceros vortrefflich eignen; ja selbst ein Lehrer, der Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht, wird hier bei der Interpretation oft nicht umhin können, manchem im höhern Sinne gleichgültigen Einzelnen und Einzelsten eine Ausführlichkeit zu widmen, die ihm selbst seine höheren Unterrichtsziele zu beeinträchtigen scheint.

Dazu kommt noch ein anderes Bedenken. Mag man auch noch so vorteilhaft über Ciceros Beredsamkeit denken: seine Reden besitzen fast ausnahmslos Eigenschaften, durch welche die hohe Formvollendung in ihrer Wirkung sehr beeinträchtigt wird. Die Beredsamkeit wurde leicht fade im geschlossenen Raume der Rhetorenschule und oxydierte anderseits ebenso leicht an der Luft der Öffentlichkeit. Wie konnte ein Redner in der damaligen Zeit sich rein erhalten von einem sophistischen Mißbrauche seines Talentes zu Gunsten seiner Partei oder seines Klienten? Die Vorstellung des Redners als eines Beschützers der Unschuld und Rächers der Schuld ist eine hohe und schöne, ließ sich aber nicht in voller Reinheit in einem Jahrhundert verwirklichen, in welchem die natürliche Geradheit und Ehrlichkeit wie eine altfränkische Tugend verlacht wurde. Natürlich erhöhte es den Ruhm des Verteidigers, wenn er durch die Kraft seiner Rede der schwächeren Sache zum Siege verhalf. Einen eklatanten Frevel trotz des Widerstandes einer mächtigen Partei zu rächen, war dem Redner eine große Genugthuung; aber fast ebenso erwünscht war ihm die Gelegenheit, den offenbaren Frevel der Strafe des Gesetzes zu entziehen. Je größer der Frevel, desto herrlicher der Ruhm einer erfolgreichen Verteidigung. Novi ego vos magnos patronos: hominem occidat oportet, qui vestra opera uti velit, schreibt Cicero an Cälius.

Zu denen, welche sich aus Princip nur mit derartigen Verteidigungen befaßten, gehörte Cicero nun allerdings nicht; aber er gehörte auch nicht zu denen, welche aus Princip nur für gerechte Sachen mit ihrer Beredsamkeit eintraten. Bei solchen Grundsätzen hätte er in der damaligen Zeit überhaupt auf den Ruhm eines Redners verzichten müssen. Er selbst betrachtete solche Verteidigungen als etwas, wobei seine moralischen Sympathieen und Antipathieen nicht mit zu reden hatten. Allerdings finden sich unter seinen öffentlichen und privaten Reden einige, in welchen die Worte ihm aus dem Herzen quellen; aber von der Mehrzahl seiner Prozeßreden kann man das nicht sagen. Er betrachtete einen solchen Fall als ein Problem, welches mit geistiger Kraft bewältigt werden soll, und sann demgemäß auf Mittel, das für den gewünschten Erfolg Förderliche in ein möglichst helles Licht zu setzen und anderseits die Argumente des Gegners zu schwächen und wo möglich zu widerlegen, mochten sie auch für ihn selbst unwiderleglich sein. Seiner eigenen Idee von der Beredsamkeit entsprach ja das nicht. In seinen rhetorischen Schriften stellt er die Kunst des Redners in den Dienst der Sittlichkeit; aber bei der Ausübung konnte er selbst sich nicht den leidigen Forderungen der Wirklichkeit entziehen. Als sein Ruhm gemacht war, widerte es ihn an, im Interesse seiner Partei sich mit der Verteidigung von Männern befassen zu müssen, die ihm verächtlich waren. Wie aber hätte er anders, als auf öffentliche Thätigkeit verzichtend, diesen Forderungen damals ausweichen sollen?

So steht es mit den gerichtlichen Reden. Aber auch die politische Beredsamkeit Ciceros kann nicht als eine reine und zuträgliche Kost für unsere Jugend bezeichnet werden. Zwar gehörte Cicero eigentlich zu keiner Partei; aber dennoch machen die Erörterungen in seinen Reden nur selten den Eindruck einer unparteiischen, objektiven Darstellung. Er verteidigte das Maßvolle, war aber selbst sehr maßlos in den Angriffen gegen seine Gegner. Was in dieser Richtung aber den Alten für erlaubt galt, dafür fehlt uns heute ein natürliches Verständnis. Nicht bloß in Rom, auch in Athen war die Be-

redsamkeit keine treue Freundin der Wahrheit geblieben. Für erlaubt galt, was gefiel. Geistreichen Verleumdungen klatschte man Beifall; in weiten hämischen Ausführungen war oft kaum ein Körnchen Wahrheit. Man erinnere sich, was Äschines gegen Demosthenes, was Demosthenes gegen Äschines, an offenbaren Unwahrheiten und Übertreibungen vorbringt. Ich bestreite demnach, daß Ciceros Reden recht lebendige Zeitgemälde sind. Allerdings versetzen sie uns, wenn sie auch meist erst nachträglich niedergeschrieben wurden, mitten in eine anschauliche Wirklichkeit. Leider aber bieten sie, wie dazu in der Beredsamkeit eine verhängnisvolle Tendenz lag, statt Porträts Karikaturen, statt treuer Schilderungen von Zuständen effektvolle, zugespitzte, auf bestimmte Absichten berechnete Darstellungen. Die Freude an der schönen Form war in den alten Zuhörern leider zu lebhaft, als daß sie durch ihre Entrüstung über sachliche Übertreibungen und Verdrehungen den Redner auf die richtige Bahn hätten zurückrufen wollen. Von den Zeitgenossen waren gewiß viele imstande, den Schmuck der Übertreibungen, sich seiner gleichwohl freuend, abzustreifen und die Darstellung des Redners auf die bescheidene Wahrheit zurückzuführen. Auch wir sind heute noch hinlänglich über die Vorgänge jener Jahre unterrichtet, um diesen Prozeß der Objektivierung ausführen zu können; aber für eine Erklärung auf der Schule bieten sich hier die größten Schwierigkeiten. Begnügt man sich die Form und das Technische solcher Reden zu erklären, womit ja schon viel geleistet ist, so gewinnt der Schüler nur indirekt aus dem Geiste, welcher die Sprache selbst durchweht, etwas für die Kenntnis der alten Kultur. Strebt man aber dem höheren Ziele der Schulinterpretation zu, welches darin bestände, das vorliegende Stück alter Litteratur wirklich lebendig zu machen, so wird man sich den Weg dahin durch lästige Hindernisse versperrt sehen. Es ist selbstverständlich, daß die Erörterung spezifisch juristischer Fragen nicht in die Schule gehört. Ohne Zweifel aber gehört in den Kreis der humanen Bildung die philosophische Grundlage des Rechts, deren Hauptsätze, diskret herbeigezogen, der Erklärung dieser

Reden, ohne gelehrte Affektation, eine höhere Weihe geben werden. Freilich von diesem „Rechte, welches mit uns geboren ist“, wird nur selten in den Reden Ciceros gehandelt. So wenig er dem Antonius eingestehen will, daß die Philosophie für den Redner nicht allein überflüssig, sondern sogar schädlich sei, hat er doch durch seine Praxis selbst bewiesen, daß man vor den Kindern des Romulus anders einen Prozeß führen müsse, als in dem Idealstaate Platos. Fern zu halten aber von der Schule wäre, oder auf ein Minimum zu beschränken alles, was dem Privatrechte angehört. Das juristische Interesse, welches dieser oder jener Lehrer an solchen Fragen nimmt, berechtigt durchaus nicht, dem Schulziele so offenbar untreu zu werden. Aus dem Familienrechte, aus dem Vormundschafts- und Erbrechte ist durchaus nur anzuführen, was sich mit natürlicher Schärfe des Verstandes begreifen läßt, und auch dies wenige soll man sich hüten, von dem Schüler mit Strenge wieder einzufordern. Die Altertumswissenschaft bietet weit wichtigere Fragen, die mehr verdienen, in die Tiefen des jugendlichen Innern gearbeitet zu werden. Wem man in den Jahren freudig wachsender Bildung die beste Kost vorenthält, wird es zeitlebens zu bereuen haben. Den ersten freudigen Enthusiasmus gilt es mit höchster Besonnenheit auszunutzen, indem man dem Schüler nur Objekte ersten Ranges bietet, die seiner Fassungskraft natürlich zugleich genehm sein müssen. Tausend anderes verdient nachher außerdem noch gelernt zu werden; was aber nach dem ius primi occupantis sich in uns festgesetzt hat, bleibt für das ganze Leben von bestimmendem Einflusse, falls nicht die specielle Begabung für ein anderes Gebiet nachträglich mit Macht dem Denken eine andere Richtung giebt.

Die wahre, aus den Tiefen der Seele quillende Beredsamkeit hat Cicero überhaupt nur selten und kaum je in einer ganzen Rede gezeigt. Er ist der gewaltigste Wortheld — in des Wortes guter Bedeutung, soweit dies Wort eine gute Bedeutung haben kann —; er ist in höherem Sinne ein Redekünstler, als Isokrates einer war; er ist ein Herrscher über die Sprache: aber doch selten nur ist er ein Redner in des Wortes

höchster Bedeutung gewesen und in dem idealen Sinne, welchen er selbst als Theoretiker der Beredsamkeit beilegte. Man kann aus seinen Reden lernen, was es heißt, die Sprache kunstvoll zu gestalten und von den Hilfsmitteln der Technik einen geschickten Gebrauch zu machen, weshalb Eckstein mit Recht den Erklärern von heute ein Eingehen auf das Technische dieser Reden empfiehlt; aber es durchweht sie fast alle und überall ein gewisser Advokatengeist, welchen man nicht zu dem in erster Linie zu Berücksichtigenden rechnen kann, was aus dem Altertum in die Denkweise unserer Jugend geleitet werden soll. Wer damals mit einiger Aussicht auf Erfolg sich dem öffentlichen Leben widmen wollte, mußte seiner Zeit einen starken Tribut zahlen. Zwar hatten schon Sokrates und Plato gegen den Mißbrauch der Beredsamkeit protestiert und als Beredsamkeit nur die gelten lassen, welche dem Guten dient; zwar ist es auch bei den Römern von Cato bis auf Quintilian oft wiederholt worden, der Redner sei vir bonus dicendi peritus: die Macht der Verhältnisse war größer als die gut gemeinte Theorie, und es führte unwiderstehlich trotz alles Widerstrebens jeden ein Stück abwärts, der einmal die Bahn der gerichtlichen und auch der politischen Beredsamkeit damals betreten hatte. Zwar gehörte Cicero keiner Partei an; aber daß er zu einer Partei hinneigte, genügte schon, um den Geist seiner Beredsamkeit zu trüben. War ein Angeklagter selbst unschuldig wie Sokrates, so unterlag er in Rom noch sicherer, als seiner Zeit Sokrates in Athen unterlag, wenn er im Stolze seiner Unschuld die nie ganz ehrliche Beihilfe der rednerischen Kunst verschmähte. So hoch man also auch geneigt sein möchte, die Reden Ciceros als direkte Stimmen aus dem Altertum zu schätzen, so sind sie doch anderseits keine zuverlässigen und objektiv die Verhältnisse darstellenden Zeugen. Naive Ehrlichkeit ist in der öffentlichen Beredsamkeit aller Zeiten selten gewesen. Um Erfolge zu erringen, mußte der Redner klug mit den Verhältnissen rechnen können und durfte es mit der Wahrheit nicht so gar genau nehmen. Wie Ciceros gefeiertste Reden kein treues Bild der Verhältnisse bieten, aus welchen sie herausgewachsen sind, so bieten

sie auch keine klaren und lebenatmenden Porträts der Männer, welche sie verteidigen und verherrlichen, noch derer, welche sie tadeln und angreifen. Im Charakterisieren sind sie parteiisch, durch und durch, und man darf behaupten, daß wir keinen von Ciceros Zeitgenossen aus seinen Reden so kennen lernen, daß uns sein Bild mit menschenähnlichen Zügen längere Zeit gegenwärtig bleibt. Der Redner hat eben nicht das Interesse, den ganzen Menschen aus den Tiefen seiner Natur heraus zu schildern, wie der große Dichter bei der Behandlung historischer Charaktere dazu in sich die Nötigung empfindet: er zeigt die Seiten, welche zu beleuchten seinem Zwecke dienlich ist, und er beleuchtet sie grell, ja durch Verschweigen der mildernden Umstände und durch leises Verstärken und passendes Gruppieren bringt er etwas eigentümlich Verzerrtes, wenngleich für seine augenblicklichen Zwecke Wirkungsvolles zustande. Man muß die Tendenz Ciceros in jeder Rede kennen, um die Darstellung und die Beurteilung des Dargestellten selbst beurteilen zu können. Welche Kunst der Interpretation gehört aber dazu, das Schiefe solcher Darstellungen für das Auge des Schülers gerade zu rücken! Die Jugend wird im Lichte naiver Ehrlichkeit betrachten wollen, was für diese Beleuchtung nicht gemacht ist. Darum vor allem ist auch die vielgerühmte Sestiana keine Rede, die man ohne Zögern mit seinen Schülern lesen kann. Wo Cicero hier von seinen Feinden spricht, wandelt ihm der Haß alle Bilder in Karikaturen, und umgekehrt ist das Lob, welches er seinen Freunden spendet, von einer unbezeichnenden Nichtigkeit. Aus den erörterten Gründen bin ich der Meinung, daß den Reden Ciceros auf der obersten Stufe des Gymnasiums nicht die erste Stelle gebührt. Wenn man sie aber mit seinen Schülern liest — und der Zutritt kann ihnen aus mehreren Gründen nicht verwehrt werden —, so soll man der Versuchung widerstehen, dem Juristischen, Staatsrechtlichen und auch dem Historischen bei der Erklärung eine Ausführlichkeit zu widmen, welche sich aus dem humanistischen Bildungsideale nicht rechtfertigen läßt. Die Schule soll sich dem Fortschritte der Wissenschaft nicht verschließen; aber sie darf sich durch das Interesse, mit welchem

die Fachwissenschaft aus der unendlichen Fülle des Stofflichen gerade jetzt besondere Teile mit Methode und Hingebung durchforscht, nicht ihrer unwandelbaren Hauptaufgabe entfremden lassen.

Über die Auswahl, welche für die Schule unter den Reden Ciceros zu treffen sei, gehen die Meinungen immer noch auseinander. Zu lesen, sagt Eckstein, seien nur Reden, die entweder für die Geschichte Ciceros oder für die Geschichte Roms von Bedeutung seien. Auszuschließen sei also die Rede pro Archia poeta, auch die pro Roscio Amerino, weil rein privatrechtliche Reden nicht in die Schule gehörten. Von den heute in den Schulen wenig beachteteten empfiehlt er, wie mir scheint, mit vollem Rechte die divinatio in Caecilium als ein Meisterstück polemischer Beredsamkeit, das einen Platz in der Schule verdiene. Nach Nägelsbach (Gymnasialpädagogik S. 123) gehören nicht in die Schule: pro Archia poeta, pro Deiotaro, pro Ligario, pro Quinctio, pro Caecina, pro Roscio comoedo, pro Flacco, pro Cluentio. Zu lesen seien nur die historischen Staatsreden und die historischen Kriminalreden. Mit besonderer Feierlichkeit wird der Sestiana Erwähnung gethan. Diese dürfe freilich nur in einer sehr guten Klasse gelesen werden; sie beleuchte die Geschichte seiner Politik und die Idee der römischen Verfassung. Besonders geeignet für Prima scheint vielen ferner die Rede pro Murena. Hirschfelder (Zscht. f. G. W. XXVII, S. 251) geht soweit zu behaupten, sie verdiene in Prima mehr gelesen zu werden, als alle philosophischen Schriften. Doch betrachten wir die einzelnen Reden genauer.

Zu den lesenswertesten Reden Ciceros glaube ich die Rede pro Sex. Roscio Amerino rechnen zu müssen. Kühn bleibt das Unterfangen des jungen Redners immerhin, wenn auch das Wagnis nach allseitiger Aufklärung der Verhältnisse heute etwas weniger groß erscheint, als früher. Was diese Rede auszeichnet und vor allem für das Studium unserer Jugend geeignet erscheinen läßt, ist die sittliche Wärme und Wahrheit, mit welcher er seinen Klienten verteidigt. „Der jugendliche Cicero“, sagt Halm, „erscheint in ihr noch ganz im Gewande der Unschuld;

„die tiefe Überzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache hebt „und belebt seinen Ausdruck; keine seiner Äußerungen verrät, „daß er dem Interesse einer Partei diene oder den bloßen „Advokaten spiele; er vergißt fast in dem Bewußtsein seines „Rechtes die mächtige Partei, die ihm höhnend und drohend „gegenübersteht.“ Die Rede hatte einen außerordentlichen Erfolg: Cicero schien nunmehr jedem Prozesse gewachsen. Er selbst, auf der Höhe der Technik angelangt, urteilt etwas kühl über diese glänzende Erstlingsrede. Wirklich geschmacklose Überladungen aber sind nur wenige in der Rede, und die starke Anspannung des Ausdrucks entspricht recht gut der Größe des Gegenstandes. Wenn er selbst später inne wurde, daß diese seine jugendliche Beredsamkeit nequaquam satis deferbuisse und fortfährt: sunt enim omnia sicut adolescentis non tam re et maturitate quam spe et exspectatione laudati, so legt er dabei den Maßstab höchster Formvollendung an, den er inzwischen gewonnen hatte. Er steht dieser Rede später ähnlich gegenüber, wie Goethe seinem Götz. Wie dieser aber in vollendeteren Dichtungen der späteren Zeit die urpoetische Frische dieses Jugendproduktes keineswegs in gleich freundlicher Helle zu den Eigenschaften einer höheren Kunstentwickelung hinzuzufügen vermochte, so hat auch Cicero nie wieder in seinen Reden ein so reines sittliches Pathos gezeigt. Das ist ein hoher Vorzug, neben welchem einige, wirklich nicht zahlreiche Übertreibungen, welche den Anfänger verraten, kaum ins Gewicht fallen dürfen.

Auch die Rede pro Archia poeta darf sich die Schule nicht entgehen lassen. Ich wiederhole, was ich über diese Rede in einem Aufsatze der Zscht f. G.-W. gesagt habe. Sie ist für die Geschichte Roms allerdings von geringer Bedeutung und so gut wie bedeutungslos für die Geschichte Ciceros; aber dennoch ist sie die Schulrede κατ᾽ ἐξοχήν. Aus beredtem und berufenem Munde tönt hier dem Schüler das Lob der humanen Bildung, zu welcher ihm der Verkehr mit den Geisteswerken des Altertums verhelfen soll. Ist das alles auch extra causam, so handelt es sich doch dabei um einen großen, ewig interessanten Gegenstand. Wie schön und wahr ist der Enthusiasmus, mit

welchem hier von den Wissenschaften, von der Poesie, von dem Ruhme geredet wird? Dem Manne, der auf der Höhe der modernen Bildung steht, genügt vielleicht diese Behandlung der geistigen Interessen und des Ruhmes nicht: für den Jüngling kann man sich nichts Anregenderes und Stärkenderes denken, als eine so warme, stolz steigende, überall von einem festen Glauben an die Macht des Guten und Schönen durchwehte Darstellung in einer so fein und dem römischen Geiste durchaus gemäß gestalteten Sprache. Bedeutungslos ferner mag diese Rede sein für die äußere Geschichte Ciceros: sie ist aber durchaus nicht bedeutungslos für die Erkenntnis seines inneren Lebens. Verlohnt es sich denn nicht, daß der Schüler erfahre, was Cicero unter remissio humanissima et liberalissima versteht, wie er über das Verhältnis von natura und doctrina dachte, welches in seinen Augen das Ideal menschlicher Entwicklung war (illud nescio quid praeclarum ac singulare), welche Bedeutung er der Poesie beimaß für die menschliche Bildung im allgemeinen und für die Bildung des Redners im besonderen? Und verlohnt es sich nicht, dieser Verherrlichung des Ruhmes nachzudenken? Hängt diese Rede auch nicht mit den großen Ereignissen aus Ciceros Leben zusammen, so wirft sie doch ein helles und freundliches Licht auf die treibenden Hauptkräfte seiner Seele. Ihm selbst scheint seine Liebe zum Ruhme nimis acer fortasse, verum tamen honestus. Die Liebe zum Ruhme galt ihm als der reinste Antrieb zur Tugend, und er konnte sich keinen sittlichen Adel ohne jene Liebe denken. Trahimur omnes studio laudis et optimus quisque maxime gloria ducitur.

Ferner sind den Schülern und der Schule durchaus zu gönnen die Verrinen, vor allem die vierte und fünfte nebst der divinatio in Caecilium. Ich stimme dem begeisterten Lobe, welches diesen Reden in dem Buche von Aly (S. 28) gespendet wird, durchaus bei. „So lange die Empfänglichkeit für die Macht der menschlichen Rede, so lange der Sinn für den Schutz der Schwächeren gegen den Stärkeren nicht ausgestorben ist, wird man die Verrinen bewundern, die zu den hervorragendsten

Leistungen auf oratorischem Felde zählen. Sie legen nicht nur Zeugnis ab für die hohe Vollendung der Form, die Cicero mit eisernem Fleiße sich angeignet hatte, sie setzen auch seine Pflichttreue, seinen Mut, sein Taktgefühl in das hellste Licht. Sie gewähren zugleich einen Einblick in die verschiedensten Gebiete altrömischen Lebens. Die Schäden der römischen Staatsverwaltung, die Zustände in den Provinzen, die Mannigfaltigkeit der Götterverehrung, der Reichtum an herrlichen Kunstschätzen, Personen aller Stände in treffender Charakteristik, diese und andere Gesichtspunkte verleihen den Verrinen jenen unvergänglichen Wert, der nur durch die Fülle stilistischer Vorzüge jeder Art aufgewogen wird. Es giebt kein genus dicendi, das nicht in den Verrinen mustergiltig vertreten wäre; es giebt keinen Ton in dem umfangreichen Register menschlicher Stimmungen, der nicht angeschlagen würde ...." „Selbst der mißgünstigste Beurteiler muß zugeben, daß der Leser trotz des ausgedehnten Umfanges nie ermattet; so vortrefflich hat es der Redner verstanden, Pathos und Ethos zu verteilen, Ernst und Scherz zu mischen, Zorn und Mitleid zu erregen. Unsere Phantasie wird nicht weniger beschäftigt als unser sittliches Gefühl, während unsere Denkkraft die Kunst des Redners aufmerksam verfolgt. Cicero hat sich mit diesen Reden ein Denkmal gesetzt, dauernder als Erz." Ähnlich klingt, was ein französischer Herausgeber, E. Thomas, über diese Reden sagt. „On y voit paraître, peut-être mieux qu'en aucun de ses écrits, l'un des traits les plus marqués de son talent, je veux dire cette heureuse exubérance qui répandait sur les sujets les plus divers les flots d'une parole harmonieuse, qui semblait tout connaître et qui pouvait tout dire, qui toujours voulait et presque toujours savait plaire. D'autre part on trouverait facilement dans les Verrines, Cicéron lui-même en faisait la remarque, toutes les formes de l'éloquence, ou, pour être plus exact, toutes les formes que son éloquence devait revêtir: l'esprit et la passion, l'ironie mordante, l'indignation sincère à côté des tours et des détours d'une dialectique subtile, toutes les véhémences et aussi presque

toutes les élégances. Le fond même de ces discours est un des plus riches qu'on puisse trouver. Qu'on songe à tout ce qu'ils nous ont appris sur l'administration romaine. Les grands ouvrages sur ce sujet sont comme un commentaire perpétuel des Verrines. A lire cependant ces harangues, on se douterait à peine de tout ce qu'elles contiennent de faits, de renseignements, de détails précis, tant il y a de variété, de naturel dans l'exposition; tant il y a d'art dans la composition, tant cette riche matière a été distribuée avec une extrême clarté.". Gewiß, diese Lobsprüche sind verdient. Daß die Verrinen in den Kanon der Schullektüre gehören, ist demnach sicher; aber sie gehören nach Obersekunda. Für die Klassenlektüre wenigstens bieten sie in Prima keine hinlänglich nahrhafte Kost.

Zu den am meisten in den Schulen gelesenen Reden gehört die von Cicero während seiner Prätur gehaltene Rede de imperio Cn. Pompei. Die historischen Ereignisse, welche ihren Kern bilden, sind allerdings von hinlänglicher äußerer Größe, aber innerlich sind sie zu unbedeutend, um neben dem, was in Geschichtsstunden darüber gesagt worden ist, noch in so viel lateinischen Stunden eine eingehende Behandlung zu verdienen. Von einer wirklichen Charakteristik des Pompejus oder gar des Mithridates ist darin auch nicht die Rede. Übrigens ist Pompejus ein sprechendes Beispiel dafür, daß einer inmitten und an der Spitze großer Ereignisse gestanden haben, d. h. ein äußerlich großer Mann gewesen sein kann, ohne darum das geringste Anrecht zu haben, daß sein Bild kommenden Geschlechtern in lebensvoller Klarheit gezeigt werde. Die Geschichte muß natürlich alle äußere Größe achten; die fremdsprachlichen Lektürestunden aber sollen dem innerlich Bedeutsamen zusteuern. Formelle Vorzüge freilich besitzt diese Rede in großer Menge. Ihre Beredsamkeit kann allerdings einer fernen, fremden Zeit nicht in die Seele dringen, aber sie ist ein schulmäßiges Muster einer kunstvoll gestalteten Rede. Da sie außerdem von geringem Umfange ist, kann sie, falls man das Historische darin nicht mit einer unschulmäßigen Breite behandelt, recht gut mit

Untersekundanern gelesen werden. Politisierende Besprechungen, um die schwankenden Grenzen der damaligen Parteien scharf zu bestimmen, lenken von den Aufgaben der Schule ab und können in den Seelen fünfzehn- und sechzehnjähriger Schüler unmöglich ein Echo erwecken.

Auch die berühmten Catilinarischen Reden wird man der Schule nicht warm empfehlen können. Revolutionäre Zeiten verdienen allerdings in erster Linie genau studiert zu werden. Manches, was während der friedlichen Zustände mit leichter Hülle überdeckt war, wird dann dem Auge offenbar. Bei solchem Anblick gewinnt man viel für die Kenntnis eines Volkes und der Menschheit überhaupt. Auch ist es, selbst für die Schule, sehr lohnend, zu betrachten, nach welchen, aus der menschlichen Eigentümlichkeit erklärbaren Gesetzen die Krisen im Leben der Völker eintreten und sich vollziehen. Diese Verschwörung des Catilina aber entbehrt der wahren Größe, so drückend sie auch einige Zeit auf dem Staate lastete. So interessant diese Verschwörung für den Historiker sein mag, so kann man doch ganz und gar nicht sagen, daß sie aus der leidenschaftlichen Empörung über eine unerträglich gewordene Ungerechtigkeit der bestehenden Verhältnisse geboren sei. Deshalb bietet sie auch nicht das erhabene Bild eines Sturmes, sondern ist vielmehr einem ekelhaften, aus verdorbenen Säften des Staatskörpers entstandenen Geschwüre vergleichbar. Es will mir fast scheinen, als versündige man sich an der Jugend, wenn man, anstatt solche Dinge in einer Geschichtsstunde kurz abzuthun, die historischen Dokumente dieser Verschwörung langsam lesend und erklärend, ein ganzes Semester hindurch Schüler dieses Alters dabei festhält.

Anders steht es mit der in demselben Jahre gehaltenen Rede pro Murena. Sie bietet nicht das historische Interesse der hochpathetischen Reden gegen Catilina, aber man rühmt mit Recht ihren glücklichen Humor, ihre Urbanität. Entspricht sie aber den Bedürfnissen der Schule? Hat sie irgendwie reiche Beziehungen zu dem, was uns in pädagogischer Hinsicht am Altertum wichtig erscheinen muß? Ich glaube, man muß

darauf mit nein antworten. Was können wir für unsere Ziele aus dieser Verteidigung eines wegen Wahlumtriebe Angeklagten gewinnen? Die Behandlung des Gegenstandes, gestehe ich, ist geistreich und unterhaltend. Die Gegenüberstellung des Juristen Sulpicius und des Soldaten Murena hat sogar ein psychologisches Interesse, und der Spott über den Formelkram der Juristen und die weltfremde Weisheit der Stoiker ist ergötzlich. Auch lernt man aus dieser Rede, wie es bei den Wahlen in Rom zuging. Ist diese Seite des öffentlichen Lebens aber hinlänglich wichtig, um neben Horaz die Lektürestunden eines ganzen Semesters in der obersten Klasse damit zu füllen? Schwerlich! Ich verstehe es vollkommen, wenn ein Gelehrter sich über den frischen Ton dieser Rede freut; sie hat aber eine zu geringe Gedanken erweckende und in die Seele dringende Kraft, um einen Ehrenplatz im Kanon der Schullektüre beanspruchen zu können.

Auch die überschwenglich gepriesene Rede pro Sestio kann ich für die Schule nicht brauchbar finden. Zwar umspannt diese Rede einen weiteren und wichtigeren Kreis des öffentlichen Lebens; aber es scheint doch nicht gerechtfertigt, das Unerquickliche der damaligen städtischen und politischen Zustände dem Schüler aus nächster Nähe zu zeigen, zumal da dies nur mit Vernachlässigung von pädagogisch weit wichtigeren Seiten des Altertums geschehen könnte. Dazu kommt ein zweiter Grund. Die Verherrlichung, welche Cicero in dieser Rede sich selbst und seiner Sache weiht, muß den Schüler ironisch stimmen und ihn geneigt machen, den von fern herüberklingenden Stimmen des Tadels sein Ohr zu leihen. So lange man in Cicero den großen Redner, den großen Schriftsteller, den großen Patrioten und Staatsmann ohne hämische Nebengedanken verehrte, durfte man die Sestiana vielleicht mit Schülern lesen; heute aber wird, wer einer pietätvollen Auffassung dieses für die Schule unentbehrlichen Schriftstellers wieder zum Durchbruch verhelfen will, gut thun, diese Rede geradezu vermeiden, weil es so sehr schwer ist, die Wirkung eines solchen Selbstlobes zu neutralisieren. Wer Großes vollbracht hat, darf

sich dessen bewußt sein, ja er darf gelegentlich daran erinnern. Hier aber liegt eine eitle Selbstbespiegelung vor, gegen welche sich jeder gesund Empfindende auflehnt. Wie anders wirkt es, wenn Demosthenes, nachdem er weit ausholend die Bestürzung geschildert, die in Athen sich aller auf die Kunde von der Einnahme Elateas bemächtigt hatte, in seiner Kranzrede dem ratlosen Schweigen der andern (πολλάκις τοῦ κήρυκος ἐρωτῶντος οὐδὲν μᾶλλον ἀνίστατ' οὐδείς) sein kluges und mutiges Auftreten mit stolzen Worten gegenüberstellt: Ἐφάνην τοίνυν οὗτος ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ἐγώ καὶ παρελθὼν εἶπον εἰς ὑμᾶς! Wie anders wirkt es auch, wenn bei Thucydides (II, 60) Perikles auf die unverdienten Anklagen der Athener mit folgenden stolzen Worten antwortet: Ἐμοὶ τοιούτῳ ἀνδρὶ ὀργίζεσθε ὃς οὐδενὸς οἴομαι ἥσσων εἶναι γνῶναί τε τὰ δέοντα καὶ ἑρμηνεῦσαι ταῦτα, φιλόπολίς τε καὶ χρημάτων κρείσσων! Vor allem aber soll man kurz sein, wenn man von seinen eigenen Verdiensten reden muß. Demosthenes hat recht, wenn er sagt: Φύσει πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπάρχει τῶν μὲν λοιδοριῶν καὶ τῶν κατηγοριῶν ἀκούειν ἡδέως, τοῖς ἐπαινοῦσι δ' αὐτοὺς ἄχθεσθαι.

Zu Gunsten der Sestiana kann man anführen, daß sie weite Ausblicke eröffnet und mit politischen Betrachtungen der vornehmsten Art schließt. Im Gegensatz zu den falschen Freunden des Volkes werden in feierlichster Rede die Optimaten als die Stützen des Staates verherrlicht. Aber alles dieses findet sich weit klarer und glücklicher ausgedrückt in Ciceros philosophischen Schriften wieder, in welchen politische Betrachtungen aller Art einen weiten Raum einnehmen und die zugleich von patriotischen Empfindungen durchweht sind. Man rühmt es ferner an den Reden, daß sie anschauliche Bilder römischen Lebens bieten. So läßt uns die Rede pro Sestio gewissermaßen an den Schauspielen in Rom teilnehmen. Aber auch dieses ist kein den Reden eigentümlicher Vorzug: auch die philosophischen Schriften Ciceros wimmeln von Beziehungen auf alle einigermaßen wichtigen Punkte aus der Oberfläche des römischen Lebens. Es muß in unserem realistischen Zeitalter freilich immer wieder bemerkt werden, daß

die sogenannten Realien als Ingredienz treffliche Dienste leisten können, daß sie aber, zur Substanz des Unterrichts gemacht, nur die flache Neugierde befriedigen, aber keine seelenerregende Kraft haben können. Übrigens sind sie an Bedeutsamkeit untereinander sehr verschieden: es giebt deren, welche wichtige Regungen der antiken Seele symbolisch darstellen, aber es giebt auch andere, welche als zufällige Gestaltungen gelten müssen oder in welchen wenigstens nur noch in ganz matter, kaum noch leserlicher Schrift etwas von der eigentümlichen Denkart des betreffenden Volkes geschrieben steht. Was diese zweite Klasse betrifft, so gehören sie allerdings ebenfalls in ein Kompendium der römischen Staats-, Kriegs- und Privataltertümer, aber in der Schule soll man derartiges nur besprechen, wenn der Text des erklärten Schriftstellers dazu an einer besonderen Stelle geradezu eine Nötigung enthält. Auch dieses endlose, wenig bezeichnende Detail des äußeren Lebens scheint freilich unentbehrlich, wenn man die Worte der antiken Schriftsteller in lebendige Gegenwart umsetzen will. Man verspreche sich jedoch nicht zu viel von der Fülle des beschreibenden Details. Was Lessing im Laokoon von der beschreibenden Dichtung sagt, gilt auch von den beschreibenden Realien, durch welche man einem Litteraturwerke anschauliche Wirklichkeit zu geben sucht. Die Masse der wohlverbürgten einzelnen Züge macht es nicht, weil der konzentrierende Blick nach der Enumeration, um mich der Worte Lessings zu bedienen, doch kein bei allen übereinstimmendes Bild giebt. Wo es also, wie in der Schule, nicht auf gelehrte Feststellung realer Gewohnheiten, sondern auf eine lebendige einheitliche Anschauung ankommt, wird man gut thun, nur so viel Realien zu bieten, als nötig ist, um der Thätigkeit der ausmalenden und schaffenden Phantasie die Richtung zu weisen. Mehr geben hieße für den genannten Zweck weniger bieten, weil, so beschwert, die Phantasie des Schülers, auf deren Beihilfe alles ankommt, erlahmen würde.

Auch die berühmte Rede pro Milone ist trotz aller formellen Vorzüge schwerlich imstande einen heutigen Menschen tief zu erregen und einen Stachel in seiner Seele zurückzu-

lassen. Rechnen wir es aber zu den Aufgaben des lateinischen Unterrichts, die heillosen Zustände des damaligen Roms aus dem Berichte eines Zeitgenossen kennen zu lehren, so eignet sich dazu keine andere Rede besser, als diese. Jedenfalls wird man sie der Form nach bewunderungswürdig und dem Inhalte nach sehr interessant nennen müssen. Daß sie aber dem Leser Gedanken von nennenswerter Keimkraft in die Seele werfe, wird niemand behaupten können.

Von den drei kleinen, vor Cäsar gehaltenen Reden, pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro, nimmt in künstlerischer Hinsicht die pro Ligario die erste Stelle ein, aber psychologisch und darum auch pädagogisch am bemerkenswertesten ist die pro Marcello, deren Echtheit ohne Grund angezweifelt worden ist. Ein Charakter, wie der des M. Marcellus, der es verschmähte, den Cäsar um Verzeihung anzuflehen, und fern von Rom, in Mitylene, sich glücklich schätzte, so viel Verhaßtes nun nicht mehr mit eigenen Augen sehen zu brauchen, verdient, daß man sich in ihn vertieft. Als Cäsar ihm dennoch, ihm, seinem erbittertsten Feinde, auf Bitten der Freunde Verzeihung gewährte, entströmte Ciceros Lippen fast wider Willen diese Dankesrede. So überwältigt war er durch diesen Akt der Großmut, der ihm weit über allen kriegerischen Ruhm zu gehen schien. Was er freilich über das kostbare Leben Cäsars sagt, von welchem der Staat noch so viel zu erwarten habe, mutet eigentümlich an, wenn man an den Jubel denkt, mit welchem bald darauf derselbe Cicero die Iden des März begrüßte.

Da die rein privatrechtlichen Reden für die Schule unmöglich in Betracht kommen können, so bleiben nur noch die Reden pro Sulla, pro Plancio und die sogenannten Philippischen übrig. Die zuerst genannte gehört der Form nach zu den besten Reden Ciceros und kann ihrem Inhalte nach als ein bedeutendes historisches Dokument gelten. Sie gehört demnach in den engsten Kreis der für die Schule allenfalls brauchbaren. Die Rede pro Plancio hat sogar etwas Sympathisches. Preist sie doch die Dankbarkeit als Mutter aller übrigen Tugenden. Alle anderen Reden aber werden durch

Echtheit und Größe des Hasses überragt durch die gegen Antonius gehaltenen Philippischen Reden, von welchen die erste und zweite bisher mit Recht von den Schulen bevorzugt worden sind. Neben diesen ist die kurze siebente von besonderer Kraft und Schönheit, so daß man sich wundern muß, weshalb man sie nicht längst den beiden ersten ebenbürtig gefunden hat. Auch die dritte verdiente wohl in der Schule behandelt zu werden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Reden der alten Historiker. Was eben den Ciceronischen Reden vorgeworfen wurde, daß es ihren Gegenständen bei aller äußeren Größe doch an jener inneren Bedeutsamkeit fehle, welche allein ihnen auch bei einer fernen Nachwelt eine über die Form sich hinauserstreckende Bewunderung sichern könne, gilt natürlich nicht von den Reden, durch welche die Meister der alten Geschichtschreibung, die griechischen wie die römischen, ihre Erzählung unterbrechen. Diesen ist mit Recht stets ein bevorzugendes Interesse gewidmet worden. Sind es doch nicht bloß glanzvolle Schaustücke, den Sternen vergleichbar, wie Cicero sagen würde, welche über den dunkeln Himmel gesät sind. Nein, trotzdem diese Reden, jedenfalls in der Form, wie sie sich darbieten, nicht authentisch sind, betrachtet man sie doch als etwas Substanzielleres, Interessanteres und Lehrreicheres als die Erzählung ringsherum, von deren Nüchternheit und Langweiligkeit sie sich oft wie eine blühende Oase abheben. Es ist nicht leicht, den Genuß, welchen diese Reden gewähren, mit klaren Gründen zu rechtfertigen. Zwar sind die Reden der einzelnen Historiker sehr von einander verschieden. Bei dem einen waltet die Erfindung und die dichterische Gestaltungskraft offenbar freier, bei dem andern zeigt sich ein gewissenhaftes Streben, sich innerhalb der Grenzen der Überlieferung zu halten. Der eine verfährt dabei mit der psychologischen Kunst des Dichters, der andere benutzt diese Gelegenheiten um philosophische Gedanken hervorleuchten zu lassen, noch andere machen politische Ideen zur Seele solcher Reden. Heute findet man nur noch in historischen Schriften, welche für die erste Jugend bestimmt sind, in direkter Anführung Reden, deren Wortlaut der Verfasser nicht verbürgen kann.

Wie kommt es, daß ein Mittel, welches die heutigen Historiker als ihrer unwürdig verschmähen, sich bei den Alten einer unangefochtenen Beliebtheit erfreute? Offenbar weil die geschichtlichen Darstellungen erst in unserer Zeit den Charakter der nüchternen und strengen Wissenschaft angenommen haben. Den Alten aber steht diese Gewohnheit, selbstkomponierte Reden bei wichtigen Gelegenheiten in die Erzählung einzuflechten, sehr gut. Eines schickt sich nicht für alle. Daß selbst die gewissenhaftesten unter ihren Geschichtschreibern ohne Skrupel nach diesem Mittel griffen, um ihren Stoff zu durchgeistigen und zu beleben, beweist, daß ihnen nicht von ferne der Gedanke aufstieg, als versündigten sie sich damit gegen die Wahrheit. Sehr bezeichnend ist die Definition, welche Quintilian von der Geschichtschreibung giebt: er nennt sie ein carmen solutum, d. h. Poesie in Prosa. Wir wissen, daß die Geschichte sich aus der epischen Poesie herausgebildet hat. Was Wunder, daß sie lange manches von der Darstellungsart des Dichters beibehielt? Bei der Erzählung von Vorgängen die dabei beteiligten Personen direkt redend einzuführen und sie ihrem Charakter und der Situation gemäß sprechen zu lassen, ist auch heute allen Erzählenden natürlich, und niemand ist ein so ängstlicher Freund der Wahrheit, daß er wie über eine Lüge errötete, wenn er sich bewußt wird, daß seine direkten Anführungen nicht wörtlich mit dem in Wirklichkeit Gesagten zusammenstimmen. Aber man kann noch weit mehr zur Rechtfertigung jener Gewohnheit vorbringen. Jede auf litterarische Eigenschaften Anspruch erhebende Vorführung vergangener Ereignisse ist eine Gestaltung, mag der Erzählende auch mit noch so gewissenhafter Methode vorher die Quellen durchforscht haben. Zum Gestalten aber gehört etwas von der Thätigkeit des Dichters. Selbst wenn der Geschichtschreiber noch so ausführlich erzählt, muß er doch fortwährend die lästige Breite der wirklichen Ereignisse zu bändigen und zu umrahmen suchen. Außerdem gehört es mit zu seiner Aufgabe, den Sinn des Geschehenen zu enthüllen, die treibenden Kräfte hinter den Ereignissen und die Motive der handelnden Personen bloßzulegen. Unsere Histo-

riker thun dies reflektierend; die Alten in ihrem naiven und jugendlichen Sinne griffen zu einem Mittel, welches der Thätigkeit des Dichters abgelauscht war, indem sie an bedeutungsvollen Stellen direkte Reden einschalteten und sicherlich oft genug selbst da, wo ihnen ihre Quellen nicht einmal meldeten, daß überhaupt eine Rede gehalten worden war. Hätte ihnen nun selbst der Wortlaut der wirklich gehaltenen Rede zur Verfügung gestanden, so würde er unbearbeitet weder zu ihren Absichten, noch zu dem Gesamtcharakter ihrer Darstellung gepaßt haben. Darum gaben sie diesen Reden nicht bloß litterarische Vorzüge, die sie in Wirklichkeit wohl nur selten werden gehabt haben, sondern machten sie zugleich durch eine stärker ausgeprägte Leidenschaft und einen größeren Reichtum an sittlichen, philosophischen oder politischen Gedanken zu einem hellen Mittelpunkte, von welchem nach allen Seiten der geschilderten Vorgänge Strahlen ausströmten. Das ist fürwahr ein Vorzug, für den sie keine Verzeihung zu erbetteln nötig haben, wie man ja auch zu allen Zeiten in jenen Reden der alten Historiker die Gipfelpunkte ihrer Kunst erblickt hat. Oder sind sie etwa bloße rhetorische Prunkstücke, diese zahlreichen Reden bei Livius? Sie enthalten alles, was in der Seele eines Römers lebte. Mögen sie also auch noch so weit von der Wirklichkeit sich entfernen, so sind sie doch aus dem römischen Kollektivbewußtsein geboren und zeigen, indem sie zugleich durch ihre hoch über das Gewöhnliche gesteigerte Sprache etwas von der zwingenden Wirkung des wahren Dichterwortes gewinnen, welchen Maßstab der ideale Römer bei der Beurteilung sittlicher und politischer Verhältnisse anlegte. Freilich hat Livius sich dabei eines Anachronismus schuldig gemacht, weil er auch den Menschen einer dumpferen, weiter zurückliegenden Vergangenheit das geklärte Bewußtsein seiner Zeit und seiner eigenen Bildung giebt. Nehmen diese eingestreuten Reden nun vollends die Richtung zum Religiösen und Philosophischen, wie bei Herodot, so kann man sie fast den Chören in der Tragödie vergleichen, welche doch dem flüchtigen Hinnehmen entgegenarbeiten und die Idee des Dargestellten, losgelöst von

dem Körperhaften der Handlung, in die Seelen der Zuschauer hinabsteigen lassen. Den Geist ferner Zeiten und fremder Menschen treu in solchen Reden zu wahren, war freilich nicht Sache der antiken Historiker. Aber jedenfalls spiegelt sich in diesen Glanzpunkten ihrer Erzählung mit ganz besonderer Deutlichkeit die antike Denk- und Empfindungsweise überhaupt. Deshalb lernt der Leser Besseres aus diesen eigentlich unhistorischen Reden, als wo der Geschichtschreiber ausführlich die Ereignisse eines Krieges erzählt. Für die Zwecke der Schule nun vollends kann man sich gar nichts Geeigneteres wünschen, als solche Beleuchtungen historischer Stoffe.

Wenn irgendetwas geeignet ist, die Meinung zu widerlegen, daß jene Reden nur einer Verirrung und, so zu sagen, einer kindischen Freude am Rhetorischen ihren Ursprung verdanken, so ist es dieses, daß auch Thucydides, dessen Gründlichkeit und strenge Wahrheitsliebe doch niemand in Zweifel ziehen wird, sich dieses Mittels in solchem Umfange bedient hat. Seine Reden werden freilich viel leichter, als die bei Herodot und Livius, vor den Augen des heutigen Historikers Gnade finden; aber auch sie sind doch in Anlehnung an das wirklich Gesagte von ihm frei komponiert, zum Zwecke einer bestimmten Wirkung, welche nicht durchaus mit der von dem wirklichen Redner bei der betreffenden Gelegenheit beabsichtigten übereinstimmt. Thucydides gesteht selbst (I, 22), daß es ihm nicht möglich gewesen sei, das Gesagte wörtlich wiederzugeben (*τὴν ἀκρίβειαν αὐτὴν τῶν λεχθέντων διαμνημονεῦσαι*), er habe aber jeden so reden lassen, wie es den Umständen angemessen gewesen sei und sei bemüht gewesen, dem leitenden Hauptgedanken möglichst nahe zu bleiben (*ὡς δ' ἂν ἐδόκουν ἐμοὶ ἕκαστοι περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστ' εἰπεῖν, ἐχομένῳ ὅτι ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων, οὕτως εἴρηται*). Dieser Hauptgedanke ist aber mit einer frei schaffenden und sich offenbar nicht ängstlich an das Material, welches ihm seine eigene Erinnerung oder der Bericht anderer zur Verfügung stellte, anklammernden Kunst ausgeführt. Auch hat er augenscheinlich vieles, was der wirkliche Redner zu erwähnen

gar nicht nötig hatte, in diese Reden hineingezogen, um auf die Vorgänge ein helleres Licht fallen zu lassen. Auf diese Weise gelingt es ihm, die treibenden Kräfte jener politischen Ereignisse nach außen zu kehren und ihre Seele zu enthüllen. Wer demnach nur gnädig einräumt, daß die Reden bei Thucydides, weil aus ihnen nicht, wie so oft bei Herodot und Livius, bloß der Gedanke des Schriftstellers zu uns spricht, als Surrogat für die wirklichen Reden, denen sie gewissenhaft nachgebildet seien, mit Dank hingenommen werden müssen, der verweigert damit eigentlich der vornehmsten Eigenschaft dieses Historikers die schuldige Anerkennung. Diese Reden sind, um es gerade herauszusagen, etwas weit Besseres und Höheres, als ihre Gegenbilder in der Wirklichkeit überhaupt sein konnten, und wenn der Historiker nicht bloß zuverlässiges Material bieten, sondern zugleich durch die Art seiner Darbietung in dem Geiste des Lesers eine klare und richtige Auffassung der politischen Vorgänge anbahnen soll, so wird man gestehen müssen, daß Thucydides dieses Ziel vor allem durch seine Reden erreicht hat.

Weder neben den Reden der hervorragenden Historiker, welche mit Gedanken gesättigt sind und als Kompositionen einer höheren Art gelten müssen, kann Cicero bestehen, noch auch neben den wirlich gehaltenen Reden des praktischen Staatsmannes Demosthenes. Gleichwohl entspricht Cicero mehr dem südländischen Ideale der Beredsamkeit, wenn man die Attiker ausnimmt, die nach seinem eigenen Urteile perfecta iudicii sanitate waren. Besitzt er doch mehr Feuer, größere Klangfülle, prächtiger sich entfaltende Perioden, als Demosthenes. Freilich ist dieses Feuer nicht sowohl wärmend als leuchtend. Auch das Ohr der römischen Hörer mag durch diese mit höchster Kunst geregelte Klangfülle wie berauscht worden sein; uns Nordländer, die wir „den redlichen Gewinn suchen", vermag dieser Aufwand von Glanz und Klang nicht sonderlich zu erregen. „Cicero war nichts als Advokat", sagt Mommsen, „und kein guter Advokat. Er verstand es, seine Sacherzählung anekdotenhaft pikant vorzutragen, wenn nicht das Gefühl, doch die Sentimentalität seiner

Zuhörer zu erregen und durch Witze oder Witzeleien meist persönlicher Art das trockene Geschäft der Rechtspflege zu erheitern." „Es muß der absolute Mangel politischen Sinnes in der staatsrechtlichen, juristischer Deduktion in den Gerichtsreden, der pflichtvergessene, die Sache stets über dem Anwalt aus den Augen verlierende Egoismus, die gräßliche Gedankenöde jeden Leser der Ciceronischen Reden von Herz und Geschmack empören." Ich bin weit entfernt diesem maßlos harten Urteile beizustimmen, doch, durch zehn dividiert, möchte es nicht ganz der Berechtigung zu entbehren scheinen. Vor allem aber muß man, um nicht das Unmögliche zu verlangen, folgendes bedenken. Wirkliche Reden wollen gesprochen, wollen vorgetragen sein. Werden sie nachträglich so, wie sie gehalten wurden, veröffentlicht, ohne aus Reden für Hörer vorher in Reden für Leser umgewandelt zu sein, so muß alles zu lang, zu gedehnt, zu wortfreudig erscheinen. Umgearbeitet hat Cicero nun freilich seine Reden, als er sie niederschrieb; aber, anstatt zusammenzuziehen, hat er vielmehr alle rhetorischen Register aufgezogen, um einen noch gefälligeren Rhythmus, um ein noch stärkeres Tönen und Brausen hervorzubringen. Die Form hat dadurch allerdings an Kunst gewonnen, aber das Mißverhältnis zwischen dem nirgends in diesen Reden bedeutenden Inhalt und dem großen Aufwande von Worten und rhetorischen Ausdrucksmitteln ist so noch größer und auffälliger geworden. Als Theoretiker lehrt er ausdrücklich, daß die höchste Schönheit der Form nicht in der Stärke und Fülle, sondern in der strengen Angemessenheit des Ausdrucks zu suchen ist. Daß er selbst aber als Redner diesem Gesetze Rechnung trage, kann man leider nicht zugeben: valeamus pondere, scheint er vielmehr stets mit Quintilian zu denken. Welch ein Gegensatz in dieser Hinsicht zwischen ihm und Demosthenes! Dieser besitzt weder das hochgesteigerte Pathos, noch die geistreiche Kunstfertigkeit Ciceros, aber im Gegensatz zu ihm macht er stets den Eindruck eines, dem es nur um die Sache zu thun ist. Auch Demosthenes beherrscht die Mittel der Rhetorik, aber er verwendet sie in so diskreter Weise, daß nie ein Redner, sondern stets ein um alles andere

unbekümmerter Staatsmann zu uns zu sprechen scheint, der die ganze Kraft seines Geistes aufbietet, um die Entschließungen seiner Zuhörer in die richtige Bahn zu lenken. Man muß freilich bedenken, daß Demosthenes zu einem für feinere Nuancen empfänglicheren Publikum redete. Um in Rom als Redner Erfolg zu haben, mußte man stets volle Töne anschlagen. Noch heute ist das unter jenem Himmel dem Charakter des Volkes wie der Sprache gemäß. „Durch die Größe des Ausdrucks, die das italische Volksleben an sich trägt", sagt V. Hehn in seinem Buche über Italien, „erheben sich alltägliche Genrescenen zu historischen Bildern, in eine höhere Kunstsphäre.... Der junge Bursche auf dem Bilde der Schnitter kann wohl ein Telemachos oder Antilochos sein, er kann ein Orestes werden, wenn ihn der Wahn der Leidenschaft ergreift; dieser alte venetianische Fischer, fern über das Meer blickend — aus ihm spricht ein Columbus; jener schlafende, von einem Weibe bewachte Räuber — ist er nicht ein todmüder Held, den die Übermacht verfolgt, der sich aber nicht fangen lassen, sondern im Kampfe fallen wird?" Der Klangluxus der heutigen italienischen Sprache und die tragische Plastik der Haltung, welche dort die einfachsten Leute aus dem Volke auch bei geringfügigen Veranlassungen zeigen, sind trotz aller modernen Beimischungen doch ein Erbteil aus der alten Zeit. Was den Nordländer kaum aus seiner bequemen Lässigkeit aufrüttelt, äußert sich bei dem Italiener in leidenschaftlichen Gebärden, in edlen, königlichen Bewegungen, in machtvoll anschwellenden Worten. Das mahnt zur Nachsicht gegen das fehlerhafte Zuviel der Ciceronischen Beredsamkeit. Darüber aber, denke ich, darf man nicht hinwegsehen, daß diese Reden zu wenig Substanzielles enthalten, als daß man sie unserer Jugend als Hauptnahrung in den lateinischen Stunden bieten dürfte, und daß sie Zustände und historische Ereignisse beleuchten, welche auf eine eingehendere Behandlung, als der Geschichtsunterricht ihnen gewähren kann, keinerlei Anspruch haben.

Viertes Kapitel.

Die Briefe Ciceros.

Eine eben erschienene Programmabhandlung von Gidionsen („Ciceros Briefe als Schullektüre," Königl. Domschule zu Schleswig, 1892, Progr. Nr. 286) bringt eine interessante Zusammenstellung der wechselnden Schicksale dieses Zweiges der Schullektüre. „Die Briefe Ciceros", heißt es dort, „sind mehrere Jahrhunderte fleißig gelesen worden, wenn auch weniger, „als die meisten anderen seiner Schriften. Wie geschätzt sie „als Stilmuster waren, erfahren wir von einem Rhetor des „zweiten Jahrhunderts.[1]) Mehr und mehr erlahmten dann „in den Stürmen der Völkerwanderung und der folgenden, alles „wandelnden Zeiten die litterarischen Studien, und wo sie, wie „unter Karl d. Gr., auf fremdem oder fremdgewordenem Boden, vorübergehend einmal wiederauflebten, blieb, der Lage „der Dinge entsprechend, in der es zunächst darauf ankam, den „köstlichen Besitz eines gebildeten Organs für den Gedankenausdruck überhaupt nur zu sichern, das dürftige Ziel alles „Fleißes: Erwerbung einer möglichst großen Fertigkeit im „Lateinsprechen in gebundener und ungebundener Rede. Hält „man diese fest, so sieht man, wie mit der „Wiedergeburt" der „klassischen Studien — eben der Vater des „Humanismus", „Petrarca, ist es gewesen, der zuerst, um 1340, Briefe von „Cicero „entdeckte", und ein philologisches Herz begreift das „Entzücken, mit welchem er in seinen Briefen davon spricht — „wie, mein' ich, mit diesem, für die gesamte europäische Kulturentwicklung so wichtig gewordenen Wiederaufleben insonderheit der lateinischen Studien der Faden des Gesichtspunktes, „der Tendenz ebenda wieder anknüpft, wo er abgerissen war „Natürlich! Mußte doch die Gewinnung einer gereinigten, echten

---

1) Fronto ad M. Antonin. p. 107: „Omnes Ciceronis epistulas legendas censeo, mea sententia vel magis quam omnes eius orationes; epistulis Ciceronis nihil est perfectius."

„Latinität im Gegensatz zur sprachlichen Barbarei der Scho-
„lastik — wie sie durch die wieder ans Licht gezogenen Texte
„erst möglich wurde, so auch als das zunächst mit allem Eifer
„anzustrebende Ziel erscheinen. Je mehr dabei die Verwen-
„dung der Sprache als allgemeinen Verkehrsmittels der wissen-
„schaftlichen Welt, die ja auch kein anderes gehabt hätte, ins
„Auge gefaßt wurde, desto wichtiger wurden die Briefe Ciceros,
„neben Terenz, als Vorbild der dem mündlichen wie dem
„schriftlichen Verkehr dienenden Rede. Die weitläufige Epistolo-
„graphie der Humanisten entwickelte sich im unmittelbaren An-
„schluß an Cicero. Erasmus wollte in den Schulen am meisten
„den Briefstil, natürlich den lateinischen, gepflegt sehen, für
„den er vortreffliche Anweisungen gab, und besonders die
„selbständige Variation von Originalvorlagen empfahl. P. Ma-
„nutius, selbst ein Meister des Briefstils, unterstützte das Ver-
„ständnis der Ciceronischen Briefe nicht wenig durch seinen
„geschmackvollen und sachkundigen, noch jetzt brauchbaren Kom-
„mentar. Muret empfahl ihr Studium — zwar auch um des
„Inhalts, in erster Linie jedoch um der Form willen: kein
„anderes fördere in gleichem Grade die Aneignung einer reinen
„und korrekten Sprache, der Grundlage aller Beredsamkeit.
„Melanchthon, der Praeceptor Germaniæ, von Haus aus Hu-
„manist, nahm in den Lehrplan der unter seinem Einfluß um-
„gestalteten oder neu eingerichteten höheren Schulen, zutreffend
„„Lateinschulen" genannt, Ciceros Briefe als stehende Lektüre
„auf. Es war das nach dem Lehrziel und dem Unterrichts-
„betrieb derselben nur natürlich; insbesondere natürlich von
„Melanchthon, der, seiner ganzen Geistesart nach, auf den klaren
„und deutlichen Ausdruck und die logische Gedankenverbindung
„das Hauptgewicht legte, von der rednerisch schönen Darstellung
„weniger hielt. Sein Vorgang blieb für die Dauer maß-
„gebend. Der berühmte Schulmann J. Sturm (in der zweiten
„Hälfte des 16. Jahrhunderts) ließ in seiner achten, siebenten
„und sechsten Klasse — es sind unsere mittleren — an Ciceros
„Briefen unablässig das Konstruieren, das Bilden von Sätzen
„und Perioden, das Lateinsprechen üben; seine Auswahl (1585)

„blieb, neben zahlreichen andern, noch bis ins 18. Jahrhundert „ein beliebtes Schulbuch. Denn auch noch in diesem behaup„teten die Briefe, von dem Wechsel der Autoritäten und dem „Eindringen neuer Strömungen nicht berührt, ihren bevor„zugten Platz in der Schullektüre. Wenn um die Wende des „Jahrhunderts F. A. Wolf verlangte, die Lektüre solle chrono„logisch sein und „zu Ciceros Biographie dienen", so darf man „darin wohl, was die Briefe angeht, ein erstes Anzeichen jener „Umbiegung von dem formalistischen zum historischen — man „könnte auch sagen: realistischen — Gesichtspunkt der Lektüre „erblicken, die, schon damals seit lange vorbereitet, im neuen „Jahrhundert, das ja in hervorragendem Sinne ein „historisches" „zu werden sich anschickte, mehr und mehr durchdringen und „schließlich zur ausgesprochenen Anerkennung gelangen sollte. „Um dieselbe Zeit (1804) glaubte K. G. Schelle, der bereits „ganz in diesem Sinne die Alten nicht bloß ihrer Sprachen, „sondern ihres Geistes wegen studiert sehen wollte, Ciceros „Briefe als Schullektüre aus der entschiedensten Überzeugung „von ihrer durch nichts andres zu ersetzenden Bildungsfähig„keit in Schutz nehmen zu müssen. Es war nämlich eben„vorher, wohl zum erstenmal, ein nachdrücklicher Einspruch „gegen dieselben erhoben worden, der sich auf zweierlei stützte: „einerseits enthielten sie — inhaltlich — zu viele Schwierig„keiten, um von der Jugend recht verstanden werden zu können, „anderseits sei es pädagogisch nicht ratsam, dieser die vielen „in den Briefen vorkommenden Beispiele menschlicher Schlech„tigkeit vorzuführen. Man sieht, wie auch dieser Einspruch „über den Formalismus hinaus ist und lediglich den Inhalt „ins Auge faßt. Matthiae, der 1816 eine der Forderung „F. A. Wolfs entsprechende Auswahl herausgab, wies nach, „daß von den beiden Einwänden der erstere eine Auswahl „nicht treffe, der letztere auf durchaus eingebildeten Befürch„tungen beruhe. Eine nicht genug zu schätzende Förderung „der also eingeleiteten geschichtlichen Auslegung brachte sodann „weiter das Buch von Abeken (1835); reichhaltigste Beleh„rung in derselben Richtung wenige Jahre nachher das große

„Drumannsche Geschichtswerk, in welchem zum erstenmal die „in den Briefen vorliegende Fundgrube für die Zeitgeschichte „gründlich und vollständig ausgenutzt erschien, und das Nägels-„bach, weil es in der Einzelforschung unübertrefflich sei, in „der Hand jedes Cicero-Erklärers sehen wollte, wenngleich der „Verfasser, wie ihm Brückner nachgewiesen, den Cicero selbst „unrecht beurteilt habe. Auf solche Hilfsmittel gestützt, konnten „die seitdem erschienenen Schulausgaben für die sachliche Er-„klärung weit mehr leisten, als dies früher möglich gewesen „war. Die wiederholten Auflagen derselben könnten darauf „schließen lassen, daß die Briefe immer noch fleißig gelesen „würden; dennoch dürfte dies, vielleicht unter dem Einfluß der „Seyffertschen Richtung, welche die abhandelnden Schriften in „den Vordergrund drängte, in geringerem Umfange der Fall „sein, als in der älteren Zeit. In dem ausführlichen Lehr-„plan, welchen die erste Ausgabe von Wieses V. u. G. (1864) „als Beispiel eines solchen mitteilte, waren sie noch für Prima „mit angesetzt. Daß die letzten dreißig Jahre auch die hier „vorliegende Frage in den Bereich der pädagogischen Erörte-„rung gezogen haben, kann nur natürlich erscheinen. Schrader „spricht sich folgendermaßen aus: „Die Lektüre der Ciceronischen „Briefe ist für Secunda weder dem Inhalt noch der Sprache „nach zu schwer; will man sie nach Prima verlegen, so wird „sie hier gedrängter und im wesentlichen kursorisch zu hand-„haben sein. Keinesfalls sollten sie überhaupt auf dem Gym-„nasium fehlen, da sie für das Verständnis des Cicero als „Staatsmann, Mensch und Schriftsteller unentbehrlich und be-„sonders geeignet sind, unsere Jugend gegen verkehrte Auf-„fassungen dieses hochgebildeten und patriotischen Mannes zu „schützen". Die Begründung könnte glücklicher sein: sie ist, von „anderm zu schweigen, etwas eng. Auch scheint H. Schiller einen „solchen Erfolg der Lektüre für wenig gesichert zu halten, wenn „er bemerkt, bei der Beurteilung der Individualität des Ver-„fassers sei bei der Benutzung der Briefe große Vorsicht nötig. „Eine heikle Aufgabe! Viel Zeit will dieser Pädagog auf die „Briefe überhaupt nicht verwendet wissen. In den Verhand-

„lungen der Direktorenversammlungen ist in Band 21 von „Ciceros Briefen die Rede. Der Referent glaubt nicht, daß „der Wert dieser Lektüre dem der übrigen Schriften Ciceros „gleichkomme: ein Überblick über das ganze Gebiet sei nicht „möglich, und die einzelnen Stücke hätten vielfach nur be- „schränkte Bedeutung, indes sei es immerhin zulässig, einige „Briefe zu lesen und daneben für die Skripta zu verwenden, „schon damit die Schüler auch diese Litteratur kennen lernten. „Andere Stimmen legen den Briefen doch eine größere Wichtig- „keit bei: keine Gelegenheit sei so gut, das römische Staats- „leben zu veranschaulichen. Die Mehrheit findet sie wünschens- „wert. Das Neueste ist dann, daß in den soeben erschienenen „Lehrplänen Ciceros Briefe als Prosa-Lektüre für Unterprima „angesetzt sind."

Man sieht, daß Ciceros Briefe früher eifriger gelesen wurden, als in der letzten Zeit, worüber man sich bei dem lebhaften historischen und politischen Interesse unserer Zeit, welchem sie doch so vieles bieten, höchlichst wundern darf. Aber eben aus dieser Überfülle des historisch und politisch Interessanten und Erklärenswerten scheint es herzuleiten, daß man sie für die Zwecke der Schule in der letzten Zeit so wenig ausgenutzt hat. Früher ging man an tausend Schwierigkeiten der Sacherklärung leichten Fußes vorüber, begnügte sich die Hauptsachen zu erfassen und wendete das Hauptinteresse der unnachahmlichen Grazie und natürlichen Leichtigkeit der Form zu. Diese Briefe führen außerdem tiefer in das private und individuelle Leben der Römer ein, als irgendeine Litteraturgattung, mit Ausnahme der Komiker. So lange man also ernstlich bemüht war, das Lateinische sich nicht bloß zum Zwecke gelehrter Mitteilungen, sondern zum gelehrten mündlichen und auch schriftlichen Verkehr überhaupt anzueignen, mußte man Ciceros Briefen gerade ein besonderes Interesse zuwenden. Diese letzte Absicht fällt heute weg. Bei der leicht zu verletzenden Empfindlichkeit des wissenschaftlichen Gewissens aber treten die großen Schwierigkeiten, die hier eine genaue Sacherklärung bietet, besonders deutlich hervor. Das hat wohl

viele abgeschreckt, sie mit ihren Schülern zu lesen. „Briefe als Eingebungen des Augenblicks und Mitteilungen des Schreibers zu einem bestimmten Zwecke mag der Mann studieren", sagt Eckstein, „bei dem Schüler nimmt die sachliche Erklärung zu viel Zeit in Anspruch." Ein großer Teil dieser Briefe ist allerdings so eng mit den Tagesereignissen verknüpft, daß man jene Periode der römischen Geschichte in einer für die Schule unstatthaften Ausführlichkeit erörtern müßte, um alle Beziehungen klar zu legen.

Für den, welchem die Ereignisse jener Zeit nicht bloß im allgemeinen bekannt sind und der außerdem das Lateinische hinlänglich beherrscht, um derartiges schnell lesen und dabei ihre geistreiche, flackernde Beweglichkeit sicher nachempfinden zu können, sind diese Briefe allerdings in einem nicht gewöhnlichen Grade interessant. In diesem Falle aber befinden sich die Schüler nicht. Diese buchstabieren sich solche Briefe zusammen und haben die größte Mühe, sich das Gelesene zu beleben. Denn man täusche sich nicht: um richtig verstanden zu werden, haben diese Briefe sehr viel zu ihrer Erklärung nötig. Leider aber verflüchtigt sich wieder ihr eigentümlicher Reiz, wenn man sie einer schulmäßig schwerfälligen und sich lange beim einzelnen aufhaltenden Interpretation unterwirft. Mit wahrem Verständnis und wirklichem Genusse wird nur der diese Briefe lesen, welcher klar alle Beziehungen des Gesagten gleich durchschaut und alle Nuancen der Stimmungstöne beinahe ebenso sicher trifft, wie der selbst, an den sie gerichtet waren. Allerdings sehen wir in ihnen fast stets sehr flüchtige Stimmungen und Situationen festgehalten. Dennoch führen sie, richtig erfaßt, näher an die antike Wirklichkeit heran, als irgendwelche anderen Litteraturdenkmäler. Aber leider zeigen sie sich der Erklärung entschieden rebellisch. Man muß eben die ganze, oft schier endlose Verzweigtheit ihrer Beziehungen aufdecken, um sie zum Leben zu erwecken. Nur mit mäßiger Kunst interpretiert, bleiben sie in weit höherem Grade tot, als alles andere, was wir sonst unseren Schülern vorsetzen. Vor allem aber gilt es auch dieses zu bedenken, daß sie trotz der außer-

ordentlichen Schwierigkeiten, welche sie bieten, doch nur als leichte Zukost gelten können. Es kann doch wohl nicht als eine ernste Aufgabe des Gymnasiums betrachtet werden, mit diesem innerlich so bedeutungslosen Detail der politischen Parteikämpfe am Ausgange der Republik bekannt zu machen. Der Wechsel, der sich damals in der Form des Staates vollzog, ist bedeutungsvoll, aber doch nur aus der Ferne betrachtet, wo die Richtung seiner Bewegung sich dem Auge klar darstellt. Eine politische Korrespondenz jedoch, in welcher sich das ganze Hinundherschwanken und all die kleinen Ränke der Parteien spiegeln, wird für den mit diesen Vorgängen vertrauten Gelehrten einen hohen Reiz haben, aber auf die Schüler wird sie nicht sonderlich aufklärend wirken. Bloß politische Briefe möchten überhaupt pädagogisch nicht ergiebig genug sein, um auf einen Ehrenplatz im Unterrichtssysteme Anspruch zu haben. Früher stand man diesem Briefwechsel übrigens günstiger gegenüber. Man besaß weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Vertrautheit mit dem Altertume, und vor allem mehr Vertrautheit mit dem Lateinischen selbst. Deshalb hatte man auch weniger Mühe, sich Ciceros Briefe zum Leben zu erwecken.

Aus zwei Gründen also eignen sich heute, wo wir mit der Zeit haushalten müssen, Ciceros Briefe nicht mehr für die Schule: sie bieten, aus dem pädagogischen Gefühlspunkte betrachtet, dem Geiste eine nicht hinlänglich würdige Nahrung, und die Schwierigkeiten, welche ihre Erklärung bietet, stehen in keinem Verhältnisse zum Ertrage. Es ist selbstverständlich, daß damit nichts gegen diese Briefe überhaupt gesagt sein soll. Der Form nach gehören sie zu den vollkommenen Mustern dieser leichten, die Grenzen der Litteratur nur eben streifenden Gattung, und, was den Inhalt betrifft, so sind sie für den Gelehrten in mehr als einer Beziehung nicht bloß unterhaltend, sondern auch unterrichtend.

Cicero, als Redner öffentlich seine Sache führend, trägt, wie jeder öffentlich Redende und vor vieler Augen Handelnde, die Maske der Würde, zeigt ein os ad gravitatem compositum: in diesen Briefen aber, welche er nicht für Fremde ge-

schrieben hat, zeigt er sich, wenigstens wo er an vertraute Freunde schreibt, natürlich und ist oft von einer Naivetät, die selbst Freunden gegenüber an Unklugheit grenzt. Man hat seit Cornelius Nepos oft diese Briefe als historische Urkunden gepriesen, welche den, der sie zu lesen verstehe, unmittelbar in die Zeit, in welcher sie entstanden seien, versetzten. Noch bemerkenswerter erscheinen sie mir in psychologischer Hinsicht. Nur ist es nicht zu billigen, daß man sie bisher fast nur zu Anklagen gegen Cicero ausgebeutet hat. Es wäre allerdings grundfalsch, wenn man die Aufklärungen, welche sie uns über seine geheimeren Gedanken gewähren, verschmähen wollte, weil er ja, so offenherzig plaudernd, mit seinen Freunden allein zu sein glaubte. Sie sind uns erhalten, und wir haben ein Recht, sie uns für die Erkenntnis seiner Zeit, wie seiner selbst, mit Aufbietung alles Scharfsinnes zu nutze zu machen. In dem gewöhnlichen Sinne kann man gegen berühmte Tote nicht indiskret sein. Sie sollen nicht vergeblich gelebt haben, und wir dürfen deshalb ihren Spuren nachgehen, auch wo sie selbst nicht wünschen würden, daß wir ihnen nachgingen. Aber wir sind es ihnen auch schuldig, pietätvoll bei der Beurteilung ihres sittlichen Wertes den Umständen Rechnung zu tragen, unter welchen sie in Briefen, ohne es zu wollen, die geheime Geschichte ihres Lebens geschrieben haben.

Die meisten halten selbst in vertrauten Kreisen, ohne immer heucheln zu wollen, mit ihren ersten Gedanken und Empfindungen zurück. Ja es giebt zahllose Grade des Zurückhaltens bis zu einer förmlichen offiziellen Mitteilung. Es liegt in der Natur der Menschen, nur für fremde Augen, und wären es auch die Augen eines Freundes, Bearbeitetes ihre Feder niederschreiben zu lassen. Wenige sogar sehen klar genug in ihrem eigenen Wesen, um ihre wahren Motive selbst richtig zu erkennen. Des Egoistischen seiner Handlungsweise schämt sich jeder unwillkürlich, und, ihm selbst unbewußt, treibt ihn diese natürliche Scham, sich sein eigenes Bild zu verschönern. In der Schnelligkeit des Gespräches hält es schwerer, das Innere zu verhüllen. Auch Briefe werden sorglos und schnell

und ohne Scheu vor fremder Beurteilung geschrieben; aber immerhin bereitet doch das Niederschreiben einen Verzug, den die menschliche Eitelkeit des Schreibenden flugs, ohne fälschen zu wollen, zu Fälschungen ausnutzt. Lebhafte Menschen geben sich im Gespräche leichter Blößen, als langsam oder auch ungeschickt Redende. Dem entsprechend werden auch die Briefe derer, welche nicht ohne Mühe für den Gedanken das richtige Wort finden, der spähenden Beobachtung weniger Menschlichkeiten bieten. Dank seiner angeborenen Leichtigkeit und infolge seiner mit unerhörtem Fleiße betriebenen stilistischen Übungen war für Cicero die Arbeit des Formulierens, zumal in Briefen, welche doch nicht dem höchsten Ideale zustreben, eine verschwindend kleine. Was Wunder, daß seine vertrauten Briefe die gewinnendste Eigenschaft dieser Gattung, den Reiz einer ungekünstelten Unmittelbarkeit in einem Grade, wie die Briefe weniger großer Männer, besitzen. Cicero, sagt Gaston Boissier, gäbe aufdämmernden Gedanken Gestalt. Was den Kopf so flüchtig durchzucke, gewinne, schnell niedergeschrieben, auf dem Papiere oft eine Bedeutung und eine körperhafte Wirklichkeit, die es durchaus nicht gehabt hätte. Solche offenherzigen Bekenntnisse müßten aus einer tiefen Kenntnis der menschlichen Natur heraus, welche zum Verzeihen geneigt macht, beurteilt werden. Flüchtige Übertreibungen, fährt derselbe Gelehrte fort, beweisen nichts. Um diese Briefe zu verstehen, muß man für Nuancen Sinn haben und auch wissen, zu welchen Zugeständnissen die Notwendigkeit des Zusammenlebens zwingt. All sein Philosophieren hatte den Cicero nicht dahin gebracht, seine Empfindlichkeit, wenn man das Wort in seiner weitesten Bedeutung nimmt, zurückzudrängen. Er wallt leicht auf, ist schnell bereit, das Beste zu hoffen, und verzweifelt eben so schnell. Sein Lieben und Hassen, ohne gerade tief zu sein, äußert sich ungestüm und reißt ihn zunächst für eine Weile über das vernünftige und gerechte Maß hinaus. Man kann die Eitelkeit und die Ruhmsucht aus den Motiven seines Handelns nicht hinweginterpretieren; aber man hat kein Recht, darin seine einzigen oder auch nur seine hauptsächlichsten Motive zu er-

blicken. Es sei ferne von uns, den Cicero zu einem Heros der Sittlichkeit machen zu wollen. Aber seine Briefe, als mühelos und schnell entstandene Kinder des Augenblicks, welche oft nur eine flüchtige Stimmung reflektieren, müssen jedem, der die Menschen nicht bloß aus den Büchern kennt, ein heiliges Anrecht auf rücksichtsvolle Beurteilung zu haben scheinen. Daß ihnen ihre anmutige und geistreiche Leichtigkeit einen ehrenvollen Platz unter den besten Litteraturdenkmälern aller Zeiten sichert, kann niemand in den Sinn kommen zu leugnen.

In erster Linie pflegt bei Auswahlen für die Schulen das historische Interesse berücksichtigt zu werden. Vor allem scheinen solche Briefe gelesen werden zu müssen, in welchen die großen Zeitereignisse wiederhallen. Die Ereignisse, welche der Schüler einfach als geworden, oder nur nach den hauptsächlichsten Momenten ihrer Entwicklung kennen gelernt hat, liegen aber in diesen Briefen in die ganze Breite ihres allmählichen Entstehens auseinandergedehnt. Diesen genauen Werdeprozeß zu verfolgen, ist für den Historiker allerdings von der größten Wichtigkeit; aber der langsam und wenig lesende Schüler fühlt sich gar häufig bei Einzelheiten festgehalten, welche ihm bei seiner nur summarischen Kenntnis der römischen Geschichte noch nicht zur Geschichte zu gehören scheinen. Briefe also, welche nur aus der Geschichte der wechselvollen Tagespolitik erklärt werden können, gehören wohl unter allen Umständen nicht in die Schule, weil sie für eine gründliche Erklärung übermäßig viel Zeit beanspruchen und die Geschichtskenntnis des Schülers überdies viel mehr verwirren, als vervollständigen und aufklären würden.

Ohne Zweifel aber würde man jene Briefe mit größerem Vorteil lesen lassen können, welche sich direkt auf die Ereignisse beziehen, die auch, der Hauptsache nach wenigstens, aus dem Geschichtsunterricht bekannt sind. Dazu könnte sich die dritte, recht zahlreiche Klasse politisch im wesentlichen indifferenter Briefe gesellen. Mögen sich unter diesen auch solche finden, welche durchaus gleichgültige Mitteilungen enthalten, so darf man doch den Wert dieser Briefe für die Erkenntnis des Alter-

tums nicht unterschätzen. Gerade diese führen uns näher an die Personen des Altertums heran, als die eigentlich politischen. Auf die erwünschte Gelegenheit, welche sie oft bieten, die Kenntnis der Realien zu erweitern, ist nicht so gar großes Gewicht zu legen. Diese Dinge interessieren den Schüler wohl einen Augenblick, auch mag ihm ein Recht auf Mitteilungen voll farbigerer Anschaulichkeit inmitten der strengen Geistesarbeit des Unterrichts zugestanden werden; aber derartiges darf bei Gefahr der Verflachung und Zerstreuung nie mehr als ein Ingredienz des Unterrichts sein. Höher aber sind die Briefe anzuschlagen, welche mit dem individuellen, unmittelbaren Empfinden der Alten bekannt machen. Dieser Gewinn wäre größer, als wenn der Schüler ein wirkliches Zeitereignis sich in einer andern Klasse von Briefen im Kopfe Ciceros spiegeln sieht. Zu den folgenschwersten Irrtümern unserer Zeit, aus welchen viel ungerecht lobende und ungerecht tadelnde Urteile geflossen sind, gehört eben dieser, daß jedes Geistesprodukt in dem Maße Anspruch auf hingebende Berücksichtigung bei einer fernen Nachwelt hat, als es eng mit den großen Thatsachen der politischen Geschichte verwachsen sei. Ganz im Gegenteil sind uns die bloß individuellen Briefe Ciceros, zu denen sich nichts Historisches anmerken läßt, oft lehrreicher für die Erkenntnis des Altertums, als seine durch parteiische Liebe und parteiischen Haß gefärbte politische Korrespondenz.

Nicht bloß auf die politischen Ereignisse, in welche Cicero verflochten war, werfen diese Briefe ein helles, wenn auch nie ganz reines Licht, sondern auch auf seinen Charakter. Nicht bloß als Staatsmann, sondern auch als Mensch lernen wir ihn hier kennen. Wer selbst von einer so unverlierbaren Beständigkeit und Vernünftigkeit ist, daß ihn alle sorglos übermütigen Übertreibungen, alle übereilten Einfälle, alle Aufwallungen eines lebhaften Naturells, alle Ausbrüche persönlicher Eitelkeit beleidigen, der muß jedem mündlichen und brieflichen Gespräche fern bleiben. Wer aber fähig ist, die Substanz eines Charakters von dem Accessorischen, das sich Arabesken gleich hinzugesellt, zu sondern, wird Ciceros Briefe

nicht bloß hochhalten wegen der Belehrung, welche sie ihm über die damalige Zeit und über Cicero selbst bieten, sondern er wird ihnen auch das lebhafteste psychologische Interesse abgewinnen. Und zwar wird dies nicht jenes Interesse sein, mit welchem wir an sich widerwärtige, aber bedeutungsvolle und sprechende sittliche Phänomene betrachten, sondern mit sympathischem Interesse wird, wer Menschlichkeiten menschlich zu beurteilen und zu verzeihen versteht, auch diese Briefe lesen. So deutlich sich übrigens hier, was dem Streben Ciceros Egoistisches und Eitles beigemischt war, verrät, so tragen sie doch, wenn man sie als Ganzes überschaut, bei aller Vertraulichkeit das Gepräge der Würde. Von einem wirklichen Sichgehenlassen ist weder hinsichtlich des Sittlichen, noch im sprachlichen Ausdrucke die Rede. Die Familiarität artet nie in Formlosigkeit aus, und ebensowenig enthüllt Cicero hier je mit cynischer Offenheit, sich ihrer rühmend, gemeine egoistische Motive, die er für die Vorstellung im öffentlichen Leben erst lügnerisch hätte drapieren müssen. Aber wir stehen hier überall den Ursprüngen seines Wollens näher und kommen darum allerdings auch hier und da an einem trüben Bächlein vorbei, das sich in den später so imposanten Strom ergossen hat. Deutlicher, als irgendetwas, beweist der Ton, welcher im allgemeinen selbst in den vertrautesten Briefen Ciceros herrscht, daß er an sein Ideal glaubte. Die Tugend war für ihn offenbar kein leerer Schall, wenn er auch nicht berufen war, ein rigidus satelles derselben zu werden. Es gab für ihn sittliche Wahrheiten, welche keinem Zweifel zugänglich waren, und wenn er selbst in vertrauten Briefen manches, was uns heute bei einer psychologischen Analyse als vorwiegend egoistisch erscheint, als vorwiegend sittlich hinstellt, so darf man das weder aus einer bewußten, noch auch aus einer angeborenen Heuchelei erklären, sondern vielmehr aus einem durchaus menschlichen Irrtume seiner höher strebenden Natur. Vielleicht ist es nicht überflüssig, zu bemerken, daß man sich bei der Lektüre von Ciceros Briefen vor Schülern nicht in subtile Untersuchungen über die genaue Abfassungszeit einlassen darf. Wenn sich solch ein

Schriftstück nicht sichtbar einem bestimmten Jahre einordnet, so hat man nicht nötig, mit jenem Aufwande von Zeit und Kraft, welcher für derartige Betrachtungen nötig ist, genau nach dem Zeitpunkte der Abfassung zu forschen. Soll natürlich das Gymnasium auch nicht bloß lehren, sondern vielmehr methodisch lehren, so ist es doch eine arge und den Spott wie den Unwillen auch des wirklich gebildeten Publikums herausfordernde Verirrung, wenn so unterrichtet wird, als sollten die Schüler schon hier an die Methode philologischer Spezialuntersuchungen gewöhnt werden. Auf der Universität mag der Professor ganze Wochen lang tagtäglich eine Stunde darauf verwenden, um durch scharfsinnige Kombinationen und Aufbietung eines ungeheuren Materials den Abfassungsaugenblick eines einzigen winzigen und nichtssagenden Briefes festzustellen: auf dem Gymnasium muß die Ausführlichkeit der Betrachtung zu dem eigenen Werte des betrachteten Gegenstandes stets in richtigem Verhältnis stehen. Überhaupt kann man es nicht oft genug wiederholen, daß früher oder später das klassische Bildungsideal dem Sturme des öffentlichen Unwillens völlig unterliegen wird, wenn man nicht endlich lernt, statt in eine unendliche Breite sich mit seinen Erklärungen zu zerstreuen, die ewig frischen und als Gegengewicht gegen Verzerrungen unserer Kultur auch heute noch unentbehrlichen Litteraturdenkmäler der Alten aus ihrer Tiefe zu erfassen. Eine unpassende und ablenkende Ausführlichkeit findet man in Schulausgaben nicht selten auch den Personen zweiten bis zehnten Ranges gewidmet, welche die politische Bühne betreten haben. Es pflegt über jeden, dessen in einem Briefe Erwähnung gethan wird, alles angemerkt zu werden, was man über ihn irgendwoher weiß. Wozu das Gedächtnis des Schülers mit so viel gleichgültigen Daten und Einzelheiten über Geburt, Tod und Amtsverwaltung von Personen beschweren, welche der Weltgeschichte nicht angehören und anderseits uns ihrem Charakter nach zu wenig bekannt sind, um ein warmes Interesse zu verdienen? Trägt überdies das Wissen dieser angemerkten Einzelheiten, wie das meistens der Fall ist, auch nicht das Geringste zum tieferen

Verständnis des behandelten Briefes bei, so kann man in derartigen Anmerkungen nichts als ein aufdringliches und störendes Einmischen von etwas Fremdartigem erblicken. Für die Schule kommt es vielmehr darauf an, diese Gelegenheit auszunutzen, mit den hervorragendsten Männern von damals in intimen und bis zum Erfassen ihrer Persönlichkeit führenden Verkehr zu treten. Nicht bloß Ciceros geistiges Bild müßte man also hier zu gewinnen suchen, sondern auch die hauptsächlichsten Vertreter der damaligen Gesellschaft sich und dem Schüler zu Charakterbildern mit scharfen, klaren Umrissen herausarbeiten. Dafür bieten Ciceros Briefe allerdings eine ergiebige Quelle. Aus solcher Nähe spricht sonst nirgends das Altertum zu uns.

Fünftes Kapitel.

1. Die rhetorischen Schriften.

Wiewohl sich in den rhetorischen Jugendschriften Ciceros entschieden originelle Stücke finden, welche überdies für die unverdrossene Gründlichkeit seiner Übungen beredtes Zeugnis ablegen, so kommen doch für die Schule nur die drei rhetorischen Hauptwerke seiner reifen Periode, die Bücher de oratore, der Orator und der Brutus, in Betracht. Dazu gesellt sich als eine vortreffliche Formulierung seines Hauptgedankens die kurze Schrift de optumo genere oratorum, welche bekanntlich als Einleitung den von ihm als Muster vollendeter Beredsamkeit übersetzten Reden des Demosthenes und Äschines de corona vorausgeschickt war. Man darf in diesen und den philosophischen Schriften wohl die Blüte von Ciceros schriftstellerischer Thätigkeit erblicken. Aber nicht bloß wegen ihrer hohen Formvollendung verdienen sie den Reden und Briefen in Prima vorgezogen zu werden: es sind mit dem edelsten Bildungsgehalte gesättigte und zusammenfassende Schriften in des Wortes bester Bedeutung.

Zunächst gilt es zu bedenken, daß diese Schriften von einer viel größeren Bedeutung sind, als man zunächst nach ihrem Titel glauben sollte. Es handelt sich hier um mehr als um den Redner und die Beredsamkeit: das antike Bildungsideal überhaupt lernt man aus diesen Büchern kennen. Ihre Beziehungen sind die vielseitigsten. Sie umspannen den Kreis aller geistigen und öffentlichen Interessen des Altertums. Nicht bloß beleuchten sie im Sinne der Alten den Ursprung, das Wesen und den Zweck des Staates, nicht bloß machen sie mit den bedeutendsten römischen und griechischen Institutionen bekannt, sondern sie zeigen uns alle Elemente, welche zur antiken Humanität gehörten. Vor allem sind Ciceros rhetorische Schriften auch mit der Philosophie eng verwachsen, wie er ja selbst als Redner mehr den Akademikern, als dem Unterrichte der Rhetoren zu verdanken glaubte. Schließlich werfen sie leuchtende Strahlen in fast alle Gebiete der alten Litteratur und suchen zugleich mit gewissenhaftester Klarheit nach den Grundbegriffen jener Wissenschaft des Schönen.

In diesen Schriften reflektiert das Altertum, nachdem es sich allseitig erfüllt hat, mit Besonnenheit über sich selbst. Ohne je in den trockenen Ton eines Kompendiums zu verfallen, verbreitet sich die Besprechung über alles, was einen auf der Höhe antiker Bildung mit Bewußtsein Weilenden interessieren konnte. Auch hören wir hier nicht Urteile, welche beim Durchgange durch viele Generationen, wie dies in den meisten zusammenfassenden Werken von heute der Fall ist, alle Naivetät und Originalität eingebüßt haben: die Behandlung ist trotz der Belesenheit und Gelehrsamkeit des Schreibenden nicht eine gelehrte, sondern eine naive, so wie sie es in den besten Büchern aus der klassischen Griechenzeit ist. Cicero stützt sich freilich auf die Gedanken anderer und würde nimmermehr, ohne die Werke vieler Rhetoren und Philosophen gelesen zu haben, mit solcher Bestimmtheit und mit solcher Weite des Gesichtskreises als erster über die Beredsamkeit haben schreiben können; aber er erörtert diese Gedanken doch mit einer Frische, wie sie nur derjenige seiner Darstellung zu geben vermag, der das von anderen Ge-

fundene von neuem aus sich hat entstehen lassen und durch selbständige Zuthaten aus seinem eigenen Geiste vervollständigt.

Cicero erblickte in dem Ideal des Redners, wie er ihn mit des Geistes Auge schaute, die Vollendung der menschlichen Natur überhaupt. Wie den Stoikern sich die Idee der Menschheit in ihrem Weisen erfüllte, so glaubt Cicero, daß die menschliche Natur, nachdem sie die vorbereitenden Stadien durchlaufen hat, in dem Redner, so wie er ihn faßt, ihren Abschluß findet. In der Sprache offenbart sich ja am schönsten die vernünftige Natur des Menschen. Von allen seinen Schöpfungen ist sie sein eigenstes Werk. Der Schluß also bietet sich von selbst dar, daß derjenige am besten seine menschliche Natur entfaltet hat, welcher die hervorragendste menschliche Eigentümlichkeit in sich zur Vollkommenheit ausgebildet hat. Form ohne Inhalt aber ist unmöglich, und der höchsten Schönheit der Form soll der würdigste Inhalt entsprechen. Deshalb muß der Redner, um vollkommen zu sein, alles dem menschlichen Geiste zugängliche Wissen in sich vereinigen. Hierbei ist jedoch eine Einschränkung zu machen. Alle Kenntnisse, welche Cicero von seinem Redner fordert, liegen mit Ausnahme der Rechtswissenschaft, in welcher dieser allerdings gleichfalls gründlich zu Hause sein soll, in dem Kreise der eigentlichen humanen Bildung. Auch die Principien der Rechtswissenschaft fließen freilich aus der staatenbildenden Tendenz der menschlichen Natur; eine Kenntnis der einzelnen Gesetze und juristischen Verhältnisse aber war nicht sowohl aus der Idee der Beredsamkeit heraus eine Notwendigkeit, als eine Forderung der Praxis, weil in diesen Kreisen sich doch die öffentliche Beredsamkeit bewegen mußte. Wenn Cicero also will, daß sein Redner alles wisse, so leitet sich diese Forderung nicht sowohl daraus her, weil dem Redner über alles zu reden zugemutet werden kann, sondern weil es dem wahren Menschen ziemt, sich alles anzueignen, was durch echt menschlichen Gebrauch menschlicher Fähigkeiten gefunden ist und findbar ist. Damals gerade konnte eine solche Forderung allenfalls noch erfüllbar scheinen, und im Grunde muß auch heute noch an ihr festgehalten werden, wenn man ein Ideal menschlicher Bildung aufstellt. Nur würde

man in unserem überreichen Jahrhundert deutlicher zwischen der unendlichen Breite des Wissens, über dessen ganze Fläche sich kein einzelner ausdehnen kann und der relativen Einfachheit der wenig zahlreichen Principien zu unterscheiden haben. Wer im Besitze dieser aber ist, der besitzt der δύναμις nach auch die Fülle des Einzelnen.

Zu dieser Forderung der geistigen Vollkommenheit muß sich, damit das Ideal der menschlichen Natur vollständig sei, jene andere Forderung gesellen, daß in dem Redner auch die sittliche Anlage des Menschen zur Reife gelange. Allerdings erblickt Cicero in der Beredsamkeit vornehmlich die intellektuelle Blüte des Menschen; aber auch nach der Seite des Sittlichen hin bleibt er die Erörterungen nicht ganz schuldig. Als Schüler der Philosophen war er von einem Zusammenhange der Tugenden unter einander überzeugt. Eine dianoetische Tugend konnte auch nach ihm nicht in ernsten Widerstreit geraten mit einer ethischen Tugend: die Klugheit, sich loslösend von der Gerechtigkeit, sinkt ihm zur Schlauheit herab. Die Würde des Redners erscheint also dann erst in ihrem vollen Glanze, wenn er mit den Waffen seiner echt menschlichen Kunst für die Gerechtigkeit kämpft und die Ungerechtigkeit bekämpft. Wer sie mißbraucht, um ungerechte Siege zu erringen, verdient nicht den Ehrennamen eines Redners. Als Römer aber konnte Cicero nicht in dem ruhenden Besitze des Wissens und in der bloßen Verwendung des Erworbenen zum Zwecke der Selbstveredlung das höchste Ziel erblicken, sondern die voll entfaltete menschliche Kraft wollte er im Dienste einer guten Sache verwendet sehen; darin aber zeigt sich die Beschränktheit seines römischen Denkens, daß er nicht über dem Ideal seines Redners, der doch nur dem öffentlichen und staatlichen Leben der Gegenwart dient, das Ideal des Schriftstellers erblickte, als eines Bildners des gegenwärtigen Geschlechtes und mehr noch der kommenden Generationen.

So geriet er in Widerspruch mit seinem hohen Ziele. Für seinen Ausgang bedurfte es allerdings nicht eines so gewaltigen Anlaufes. Was Antonius dem Crassus im ersten

Buche de oratore erwidert, ist weniger flach, als es den meisten Interpreten scheint. Eine so hoch gesteigerte Kultur, wie sie Crassus verlangt, ist nicht allein nicht förderlich für die praktischen Zwecke des Redners, sondern hindert sie sogar. Wer so hoch gestiegen ist, eignet sich nicht mehr zum öffentlichen Redner, wenn er nicht zugleich die Gewandtheit besitzt, sich eines Teils seines Besitzes zu Gunsten einer Aufgabe niederen Ranges zu entlasten und herabzusteigen. Ja Cicero selbst hat den Principien des Crassus nicht gemäß gehandelt. Ganz wie Crassus selbst und Antonius, hat er seine feine Bildung und seine Philosophie, wenn er öffentlich redete, bei Seite gelassen und mit einfacheren und sicherern Mitteln gewirkt. Nun gesteht freilich auch Crassus, daß der vollendete Redner, zum Volke redend, nicht den ganzen Apparat seiner Bildung zur Schau stellen dürfe; aber er verficht doch die Meinung, daß diese philosophische und universale Bildung die unsichtbare Seele der wahren Beredsamkeit sei. Auch dies aber kann nicht zugestanden werden. Nicht bloß ist die leidige Wirklichkeit stets sehr reich an Hemmnissen, welche eine reine Erfüllung des Ideals erschweren, sondern die von ihr gestellten Forderungen harmonieren überhaupt nicht mit dem Wesen jener idealen Beredsamkeit. Für die Zwecke des praktischen und politischen Lebens genügt eben ein untergeordneter Teil der menschlichen Geisteskraft. Es ist also nicht wahr, daß sich in der Beredsamkeit als solcher alle intellektuellen Leistungen und Vollkommenheiten des Menschen resümieren. Wenigstens gilt dies nicht von den beiden Formen der öffentlichen Beredsamkeit, der gerichtlichen und der politischen, welche doch der Römer Cicero allein als echte Beredsamkeit gelten läßt. Mit mehr Recht könnte man sagen, daß der vollendete Schriftsteller der vollendete Mensch sei. Was dem Menschen zu denken und empfinden bestimmt ist, dafür sucht er in Worten einen adäquaten Ausdruck und führt so die Anlage zur Verwirklichung. Böte das öffentliche Leben regelmäßige Gelegenheiten zu einem derartigen Gedankenausdruck, so würde der Redner über den Schriftsteller zu setzen sein, weil das gesprochene Wort ein=

dringlicher ist, als das geschriebene. Eine solche Beredsamkeit aber würde der epideiktischen Gattung angehören, in welcher Cicero doch nur einen Schatten der wahren Beredsamkeit erblickt. Daß diese nur ergötze und nichts als ein müßiges Spiel des Geistes sei zur Unterhaltung der Zuhörer, ist ein Vorurteil, welches in der Zeit des erregten politischen Triebes begreiflich ist, welchem man aber heute, nachdem so viel edle Früchte fern von dem Lärm des Tages in der Stille des individuellen Strebens gereift sind, nicht mehr beistimmen kann. Fehlt dieser epideiktischen Beredsamkeit auch der direkte Impuls zu Handlungen großen Maßstabes, so übt sie doch, wenn sie echt ist und nicht bloß aus eitler Redefreudigkeit geboren, einen indirekten Einfluß auch auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens. Die klugen Entschlüsse des Staatsmannes und das tapfere Schwert des Feldherrn schaffen ihr ein Feld für die Verwirklichung ihrer Lehren. Denn nur im geordneten und sicheren Staate können die Früchte der Weisheit und Humanität reifen. Der politische und gerichtliche Redner stellt aber das Gebäude nur im Rohbau her: zu einem Ausbau im edleren Stile müssen vornehmere Kräfte herbeigezogen werden. Diesen jedoch werden die Bedingungen einer öffentlichen, redenden Bethätigung fehlen, so lange die große Masse des Volkes eben den Charakter einer großen Masse trägt.

Wir sehen also, daß die rhetorischen Bücher Ciceros weit mehr bieten, als wozu sie sich durch ihren Titel anheischig machen. Dadurch kommt zunächst eine Verwirrung über den Leser; diese muß sich aber bald in ein freudiges Erstaunen über die Gedankenfülle und Vielseitigkeit des Gebotenen auflösen. Auch Schriften über die Beredsamkeit im gewöhnlichen Sinne würden ja bei der hohen Bedeutung, welche der feine Forminstinkt der Alten der kunstvollen Form beilegte, für uns von dem größten Interesse sein. Aber dennoch müßte man sehr sorgfältig erwägen, wie weit es geraten sei, auf der Schule mit dem Detail der rhetorischen Technik bekannt zu machen. Hier aber wird die Beredsamkeit als höchste und eigenartigste Blüte des antiken Geistes betrachtet, als resümierende Er=

scheinung antiker Intellektualität und Sittlichkeit. Darum gebührt diesen rhetorischen Schriften ein Platz im Vordergrunde der Gymnasiallektüre.

In erster Linie sei das litterarhistorische Interesse betont, welches diese Schriften gewähren. Es ist eine betrübende Erfahrung, daß Laien von einigem Bildungstriebe aus abgeleiteten Quellen oft mehr von der alten Litteratur wissen, als angehende Studenten, nachdem sie mindestens neun Jahre lang bemüht gewesen sind, die Mittel zu erwerben, womit man zu den Quellen steigt. Das deutet auf einen Fehler unserer Interpretationsmethode und auf verkehrte Auswahl der Lektüre. Von einer systematischen Behandlung der wichtigsten Erscheinungen aus der alten Litteratur kann auf der Schule allerdings nicht die Rede sein; auch ist es zu widerraten, wie dies z. B. bei der Interpretation von Quintilians zehntem Buche möglich wäre, in unaufhörlichen Exkursen sich in selbständige litterarische Erörterungen zu verlieren. Sicherlich aber soll man die Gelegenheit, mit den wichtigsten Typen der Litteratur bekannt zu machen, nicht vorübergehen lassen, wo sie, wie in den rhetorischen Schriften Ciceros und auch in den Episteln, ja selbst in den Oden des Horaz, ohne Vernachlässigung des Wesentlichsten gar nicht umgangen werden kann. Der Charakter der Beredsamkeit des Lysias z. B. muß dem Schüler klar werden auf dieser Stufe, selbst wenn er in Obersekunda keine Rede des Lysias gelesen haben sollte. Isokrates hat er vielleicht auch nicht direkt kennen gelernt; dennoch muß er ihn jetzt indirekt kennen lernen. Ebenso kann man nicht gründlich bei der Erklärung der rhetorischen Schriften verfahren, ohne das Wesen der Sophistik gründlich zu erörtern. Die Eindrücke ferner, welche in Prima aus den Reden des Demosthenes gewonnen werden, dürfen auch für die lateinischen Stunden nicht verloren sein. Selbst Äschines wird man zu erwähnen und im Gegensatz zu Demosthenes zu charakterisieren Gelegenheit finden. Man braucht bei alledem nur in die Fußstapfen Ciceros treten. Von hervorragender Bedeutung für das richtige und scharfe Erfassen jenes ästhetischen Hauptgesetzes, welchem alles in Ciceros rhetorischen

Schriften zustrebt, sind seine Beurteilungen des Lysias und des Isokrates.

Lysias wird auch von ihm als ein wahrer Redner anerkannt. Er rühmt ihm alle Haupteigenschaften eines guten Darstellers nach, und das feine Lob, welches er ihm zu teil werden läßt, beweist klar, wie weit er davon entfernt war, das Schöne mit dem Aufgeputzten und Starken zu verwechseln. Lysias' Nachahmer in Rom, findet Cicero, trafen mit ihrer Bewunderung und Nachahmung nicht die seltenen Vorzüge dieses Redners. Seine schlichte, knappe, schmucklose Art (*συντομία, λέξις λιτή, ἀφελής, συνεσπασμένη*) gefiel ihnen. So ungefähr hofften sie auch reden zu können. Aber sie ahnten nicht, wie viel Anmut dieser Lysias zugleich besitzt. Nichts findet Cicero selbst schwerer, nachzuahmen als gerade diesen einfachen Stil, welcher ohne kunstvolle Rhythmik, ohne Bilder, ohne merklichen Schmuck, durch die höhere Kraft der Wahrheit und Angemessenheit gefällt und dem Kenner bald eben deshalb so bewunderungswürdig erscheint, weil nichts bei ihm auf den Schein berechnet ist. Den Nachahmern des Lysias ging es damals ähnlich, aber nach der entgegengesetzten Seite, wie den Nachahmern La Fontaines zu Lessings Zeiten in Deutschland: das eigentümlich Feine seiner Art erreichten sie nicht, und Lysias' Einfachheit artete bei ihnen in die trockenste Nüchternheit aus. Für den Redner *κατ' ἐξοχήν* aber kann Cicero ihn doch nicht gelten lassen, weil er nur die eine von den mehreren möglichen Formen der Beredsamkeit beherrscht. Die gemeinsame Haupteigenschaft aller Attiker, die ungeschwächte Fülle der Gesundheit, besitzt er so gut wie Demosthenes; aber diesem gebührt doch vor allen anderen der Preis, weil er, dessen Beredsamkeit für gewöhnlich einen höheren Flug nahm, wo es nötig war, auch einfach zu reden verstand, während Lysias nie gezeigt hat, daß er auch die starke und erhabene Rede zu handhaben wußte.

Cicero selbst besaß eine angeborene Neigung zur vollen Darstellung. Als Jüngling bewunderte er die nicht immer geschmackvolle Fülle des Hortensius, und erst auf seiner Reise durch Griechenland und Asien lernte er Stärke und Schwulst,

attische Gesundheit der Rede und asianische Übertreibungen unterscheiden. Nach seinem eigenen Geständnis war es der berühmte Molo, welcher seinen Geschmack reinigte und den üppigen Strom seiner jugendlichen Rede eindämmte. Als ein anderer fast kehrte er damals nach zweijähriger Abwesenheit nach Rom zurück. Auch seine ganze nachfolgende Beredsamkeit freilich hat nach unserem Urteile heute Neigung, eine zu hoch gesteigerte und zu volle Sprache zu reden. In seinen rhetorischen Schriften aber scheidet Cicero scharf und klar das Feine der wahren Einfachheit von der matten und langweiligen Trockenheit. In ebenso bestimmten Worten warnt er, den anmutigen, gewinnenden Schmuck der mittleren Beredsamkeit, welche nach dem Vorgange der Griechen auch floridum genus (ἀνθηρὸν γένος) genannt wurde, nicht in ein süßliches und affektiertes Getändele ausarten zu lassen. Noch entschiedener verwirft er die schwülstige, bombastische Redeweise, welche das fehlerhafte Gegenstück (παρέκβασις) der hohen Beredsamkeit ist. Das Zuviel scheint ihm überhaupt ein größerer Fehler zu sein, als das Zuwenig, den er jedoch bei einem jugendlichen Anfänger natürlicher und weniger bedenklich findet, als die ausgedörrte Magerkeit der Rede.

Trotz des langen Zwischenraumes lauten die Urteile über die hervorragenden Erscheinungen der alten Litteratur heute übereinstimmend mit denen Ciceros. Auch nachdem der moderne Geschmack selbständig geworden ist, hat man nichts Wesentliches an der Auffassung, welche in diesen rhetorischen Schriften niedergelegt ist, zu ändern gefunden. Nur über einen griechischen Schriftsteller wird heute mit Entschiedenheit anders geurteilt, über Isokrates, welchen Cicero in einem bezeichnenden Gegensatze zu seinem vielgeliebten Brutus offen bewunderte und den Vater der Beredsamkeit nannte. Heute pflegt Isokrates für einen nichtigen Wortkünstler gehalten zu werden, welchem der Gedanke im Vergleich zu der tadellosen Glätte der Form als etwas Nebensächliches galt. Merkwürdigerweise ist nach Ciceros eigener Lehre dieses gerade der ästhetische Fehler κατ' ἐξοχήν, wie wir oben gesehen haben. Dem Isokrates, gesteht man

heute, fehle es nicht an Gedanken, aber sie verschwänden in dem breiten Strome seiner glatten und mit stets auffälliger Kunst ausgearbeiteten Worte. Daß Cicero ihn nicht für einen wahren Redner gelten ließ, ändert wenig an dem Lobe, welches er seiner Darstellung spendet. Ängstlichkeit und die Schwäche seiner Stimme verhinderten bekanntlich den Isokrates am öffentlichen Auftreten. Das würde man seinen geschriebenen Reden anmerken, auch wenn man es nicht wüßte. So findet es denn Cicero begreiflich, daß sie nicht den kecken Mut wirklich gehaltener Reden atmen und mehr an die Scheinkämpfe der Palästra als an den ernsten Kampf erinnern. Dem entspricht es, daß sie eine eigentümliche Mittelstellung einnehmen zwischen der glanzvollen, aber friedlichen Schönheit der epideiktischen und der strafferen Spannung der symbuleutischen Beredsamkeit, so jedoch, daß sie der ersteren, von den echten Römern verachteten Gattung näher standen. Aber Cicero rechnet den Isokrates doch trotz der Ängstlichkeit, mit welcher seine Aufmerksamkeit auf die Form vornehmlich gerichtet ist, zu denen, welchen es, im Gegensatz zu den Sophisten, Ernst war, etwas zu sagen, und stimmt dem Sokrates im Phädrus bei, daß in der Seele dieses Mannes etwas Philosophisches sei. Freilich um die Wärme des an mehr als einer Stelle dem Isokrates von Cicero gespendeten Lobes begreiflich zu finden, darf man nicht übersehen, daß in diesem Lobe etwas Tendenziöses ist. Uns heute, die wir an einen peinlichen Kultus der Form und an ein bloßes Spielen mit den Klangmitteln und Kunststücken der Rhetorik nicht gewöhnt sind, scheint Isokrates schon des Guten zu viel zu thun. Cicero aber konnte damals finden, daß dieser im Vergleich zu Gorgias und seinen Nachahmern zuerst alle diese Zierlichkeiten mit Maß gebraucht habe. Aber es ist bezeichnend, daß er ihn nicht als ein Muster der Nachahmung, sondern als ein Studienobjekt empfiehlt, um den Formsinn zu wecken und zu stärken. An seinen Reden, meint er, könne man die Darstellungsmittel und vor allem den Rhythmus der gebildeten Sprache studieren. Isokrates ist also in seinen Augen ein sehr lehrreiches aka=

demisches Modell, wie er kein tadelloseres der lernbegierigen Jugend zu empfehlen wußte, um sie in die Bahn der strengen Schönheit zu lenken. Rühmt er ihm damit aber auch die hinreißende, herzrührende und erschütternde Wirkung der echten und lebendigen Schönheit nach?

Litterarhistorische Besprechungen haben heute mit einem Vorurteil zu kämpfen. Es ist ein vortrefflicher Grundsatz, nicht Urteile über Geisteswerke mitzuteilen, sondern sie vielmehr vom Schüler im geregelten Verkehre mit diesen Werken gewinnen zu lassen. Aber läßt sich das ohne Zugeständnisse an die perhorrescierte entgegengesetzte Methode durchführen? Auch die Pädagogik, wenn man sie im weiteren Sinne nimmt als Kunst nicht bloß Knaben und Jünglinge, sondern überhaupt Unfertige zu bilden, hat ihre Antinomieen. Nur diejenige Erkenntnis ist einerseits gründlich und fruchtbar, welche von uns selbst, wenn auch unter fremder Anleitung, am erkannten Objekte gewonnen ist; anderseits muß auch der Selbständigste und Arbeitskräftigste zahllose litterarische Urteile aus fremdem Munde entgegennehmen, wenn er zu jener überschauenden Universalität gelangen will, zu der nicht bloß die moderne Bildung hindrängt, sondern zu welcher wirklich in den Tiefen unserer geistigen Natur ein kräftiger Antrieb liegt. Wäre Universalität nur ein konventionelles Bildungsideal, das einige vielseitige und unruhige Naturen, wie etwa Herder und die Schlegel, aus ihrer zufälligen Individualität Gesetze für die Gesamtheit herleitend, auf den Thron gehoben hätten, so wäre es möglich, streng alle nicht von uns selbst gefundenen litterarischen Urteile von uns fern zu halten. So aber drängt uns alles, — und besäßen wir die stolzeste Verachtung aller Entlehnungen —, das stets Unfertige und Lückenhafte unseres erworbenen Wissens durch Einreihung fremder Wissenselemente zu vervollständigen. Nur wenige freilich, denen kein holder Schleier ihre natürlichen und menschlichsten Unvollkommenheiten verdeckt, haben ein klares Bewußtsein davon, wie viel aus ihren geistigen Vorräten durch Erbschaft herübergenommen oder aus öffentlichen, allgemein zugänglichen Gedankenniederlagen bezogen ist.

Nun ist es aber möglich, auch das abwesende Objekt gegenwärtig zu machen. Lessing, Herder, die Schlegel haben es durch ihre Kritiken bewiesen. Von ihnen und ähnlichen kann man die Kunst lernen, aus den nicht gelesenen Teilen der alten Litteratur seinen Schülern das wenige auf der Schule Gelesene zu vervollständigen, damit der klassische Unterricht, nachdem ihm der größte Teil der Jugendkraft so viele Jahre hindurch gewidmet worden ist, seine Zöglinge mit einem leidlich vollständigen Bilde des antiken Geisteslebens entlasse.

Ein gewaltiger Zwischenraum trennt die litterarischen Urteile in unseren gewöhnlichen Gesamtdarstellungen von solchen, welche, wie die Ciceros, von einem geistvollen Manne im direkten, hingebenden Verkehre mit mehr oder weniger geistesverwandten Schriftstellern gewonnen sind. Derartige Urteile haben nichts erquält Geistreiches und sind vielmehr der reine Niederschlag der von einer verständnisfähigen Natur empfangenen und ohne trübende Nebeneinflüsse verarbeiteten Eindrücke. Eine einzige Zeile, so gewonnen und glücklich außerdem von einem, der des Wortes im höheren Sinne mächtig ist, formuliert, wirkt tiefer als weitschweifige Darstellungen gewöhnlichen Schlages, welche durch Breite zu ersetzen suchen, was ihnen an markiger, bezeichnender Kraft abgeht. Man kann nicht behaupten, daß Ciceros Urteile über die Häupter der griechischen und römischen Litteratur immer die Hauptsache erschöpfen; aber dieses Lob kann man ihnen spenden, daß sie stets mit Ruhe gereift und aus einem hochgebildeten Geiste herausgewachsen sind. Man erwäge doch auch nur, unter wie günstigen Bedingungen Römer, wie Cicero, Atticus und Brutus, sich dem Studium fremder Geisteswerke hingeben konnten. Wie wenige unter uns können sich heute in den Jahren, in welchen ihre Seele darnach lechzt, geistige Beziehungen anzuknüpfen, mit einer unentkräfteten Frische heilsamen Einwirkungen der Litteratur, Kunst und Philosophie überlassen! Auf dem Wege zu dem Gegenstande unserer Sehnsucht raunt uns die Kritik und die eigentliche Wissenschaft allerhand Verwirrendes ins Ohr, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten schafft sie, und wenn wir uns tapfer hindurchgearbeitet haben,

fühlen wir oft zu unserem Schmerze, daß das erste edle Feuer und die zu einem ganz reinem Erfassen durchaus nötige Unbefangenheit verloren gegangen sind. Nicht die eitle Sucht, mit der erworbenen Gelehrsamkeit prunken oder durch neue Urteile glänzen zu wollen, trieb den Cicero die Griechen zu lesen und wieder zu lesen, sondern allein das Bedürfnis, in der Hingabe an verwandte Geister sich echt menschliche Bildung zu erwerben. Im brieflichen und mündlichen Verkehre mit den besten unter seinen Freunden klärten sich dann diese Urteile, um schließlich in der letzten, vorwiegend schriftstellerischen Periode seines Lebens eine reife Gestalt zu gewinnen. Ciceros Urteile über andere Schriftsteller sind in der edelsten Hingabe an das Wesentlichste in ihrem Wesen gewonnen, ihnen ist nichts von der Qual eigentlich gelehrter, in tausend Büchern mit geschäftiger Zerstreuung unaufhörlich nachschlagender Arbeit beigemischt; auch sind sie nicht unter dem Banne litterarischer Modeurteile gewonnen, noch durch Parteigeist getrübt. Nirgends überdies begegnen wir abgeblaßten, journalistischen Phrasen. War doch die römische Sprache bisher zu solchem Zwecke noch nicht verwendet worden. Ciceros litterarischer Kritik sich hingebend, wird der Schüler nicht verführt, phrasenhaft zu loben und altklug und respektlos abzusprechen, sondern hier lernt er verstehend zu bewundern. Überdies muß der schöne jugendliche Enthusiasmus, der sich auch in den späteren Jahren Ciceros zur Reife seines litterarischen Urteils gesellt, eine echte Liebe zur Litteratur und ein sehnsüchtiges Verlangen erwecken, die gepriesenen Schätze selbst kennen zu lernen, während die abstrakte Vornehmheit moderner litterarischer Urteile leicht eine sehr wenig heilsame Beruhigung in den Gemütern zurückläßt.

Als rhetorische Schriften freilich sind diese Schriften nur von geringer Bedeutung für die Bildung unserer Jugend. Das mag paradox klingen. Doch darf man es nicht aus dem Auge lassen, bei Gefahr, sich auf Abwege zu verlieren oder aus der Fülle des Gebotenen eine unpassende Auswahl zu treffen. Die eigentliche Technik der Beredsamkeit allerdings hat Cicero in den drei Hauptschriften seiner reifen Periode nicht mit jener

ermüdenden Ausführlichkeit behandelt, welche ihr in den eigentlichen rhetorischen Handbüchern gewidmet war. Wo die gewöhnlichen Rhetoren aufhörten, fängt er im Grunde erst an. Gleichwohl bringt auch er noch vieles in jeder der drei Hauptschriften und in jedem einzelnen der drei Bücher de oratore, was den Schüler tiefer in das Studium der alten Redekunst einzudringen nötigt, als ohne Vernachlässigung wichtigerer Seiten des Altertums möglich ist. Auch die Einzelheiten der rhetorischen Technik freilich läßt Cicero im Lichte einer höheren Betrachtung erscheinen, so daß man wohl behaupten kann, es gäbe in seinen rhetorischen Schriften keine langweiligen Stellen, sondern alles daraus müsse den gebildeten Mann im höchsten Grade interessieren. Nur von einem Abschnitte muß man zugestehen, daß er außerhalb des rein menschlichen Interesses liegt und deshalb dem Schüler vorenthalten werden muß. Ich meine jene Stelle aus dem ersten Buche de oratore (35, 160—47, 204), wo Crassus nachweist, wie unentbehrlich für den Redner eine gründliche Kenntnis der Rechtswissenschaft sei. Indessen finden sich auch in allen übrigen Teilen Abschnitte, wo die Darstellung für die Bedürfnisse des Schülers zu technisch wird. Rhetorik aber in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu lehren, kann nicht zu den Aufgaben des Gymnasiums gerechnet werden. Zur Rhetorik rechnet Cicero jedoch nicht bloß die Stilistik, sondern auch die Hauptprobleme der Psychologie, Pädagogik und Ästhetik, sowie auch der Politik. Ganz gewiß faßt er den Begriff mit Unrecht so weit; aber der Name ist unwesentlich. Wir haben also jedenfalls unter dem Namen rhetorischer Schriften von ihm klassisch geschriebene und im gründlichsten Nachdenken gereifte Bücher, in denen alle höheren Interessen des gebildeten Altertums zu einem schönen Gesamtbilde vereinigt sind, und denen sich selbst aus der griechischen Litteratur kein Werk von einer gleich glücklichen Vielseitigkeit gegenüberstellen läßt. Auch die Neueren denken bei bei dem Worte Rhetorik nicht ausschließlich oder vornehmlich an die eigentliche Beredsamkeit oder an Rednerkünste, sondern erblicken in ihr die Kunst der prosaischen wie der poetischen

Darstellung. Wackernagel faßt sie geradezu als Theorie der Prosa.

Mit Recht bevorzugt man, wie die Programme zeigen, den Orator und das erste Buch de oratore. Wer an dem Satze festhält, daß nur zusammenhängende Ganze gelesen werden dürfen, kann auch in der That keine andere Wahl treffen. Dieser Satz aber ist ein Vorurteil vergangener Zeiten und wird nur noch bisweilen mit mehr scheinbaren, als stichhaltigen Gründen verfochten. Es ließe sich aus den drei rhetorischen Schriften eine Zusammenstellung von Abschnitten machen, mit welcher den Bedürfnissen des Schülers besser gedient wäre, als mit dem zusammenhängenden Ganzen des ersten Buches de oratore oder des Orator, wie auf der andern Seite niemand leugnen wird, daß sich in diesen beiden Ganzen Teile finden, welche sich nicht bloß für die Interpretation auf der Schule weniger eignen, sondern welche man auch loslösen kann, ohne daß der Sinn des Ganzen dadurch verdunkelt wird. Stellt man aber aus verschiedenen Teilen der drei Schriften Abschnitte in einer für die Bedürfnisse eines Semesters etwa ausreichenden Anzahl und Ausdehnung zusammen, so wird man natürlich diese Teile aus dem Sinne des Ganzen heraus erklären und namentlich den Anfängen durch passende Vorbemerkungen das Befremdende und Unvermittelte nehmen müssen. Jedenfalls ist es nicht dasselbe, den Schüler aus einer wohlgeordneten Schrift einige Glanzstellen naschen zu lassen, oder ihm aus einer reichen und nicht zu bewältigenden Fülle unter steter Hinweisung auf das Ganze hervorragend Wichtiges zu bieten. Eine allgemeingültige Auswahl aber läßt sich auch aus dem Grunde nicht aufstellen, weil die besonderen Bedürfnisse der jedesmaligen Schülergeneration dabei berücksichtigt werden müssen. Sind die Schüler z. B. aus anderen Einleitungen Ciceros über die Gründe, die er für seine schriftstellerische Thätigkeit angiebt, unterrichtet, ist ihnen aus dem Anfange des dritten Buches über die Pflichten z. B. bekannt, wie er über seine Muße dachte, so kann man die Eingangskapitel aus dem ersten Buche de oratore ungelesen lassen. Aus der ganzen

Erörterung des Crassus im ersten Buche wüßte ich zwar nichts, was nicht ein hingebendes Interesse verdiente, mit Ausnahme des oben bezeichneten juristischen Abschnitts, der nicht in die Schule gehört; aber es lassen sich doch Abschnitte daraus bezeichnen, deren Gedankengehalt man ohne offenbare Digressionen in die Interpretation anderer, gelesener Stücke aufnehmen könnte. Die einleitenden Kapitel sind allerdings die grundlegenden, und wenn man die erste, größere Hälfte des ersten Buches bis zu dem Punkte, wo des Antonius Gegenrede beginnt (§ 209), gründlich erklärt hätte, würde viel damit geleistet sein; aber man würde doch, am Ende des Semesters angekommen, sich gestehen müssen, daß wesentliche Teile aus diesem Gedankenkreise Ciceros dem Schüler noch fehlen. Zur Ausfüllung dieser Lücke würde es sich empfehlen, Abschnitte aus dem zweiten und dritten Buche, aus dem Orator und aus dem Brutus heranzuziehen, und lieber einige Teile aus dem Vortrage des Crassus, welcher die wichtigsten Punkte bis zum Schlusse des dreißigsten Kapitels erörtert hat, fallen zu lassen.

Auch die Abschnitte freilich, wo ein Gegenstand von untergeordnetem Interesse behandelt wird, bieten Geistvolles in unübertrefflicher Form. So haben z. B. die weitläuftigen Erörterungen über den Begriff der ars im ersten Buche durchaus nichts Unfruchtbares und Langweiliges. Hier beleuchtet Cicero ja das Wesen einer systematischen Behandlung (ad artem redigere) und zeigt mit mustergültiger Klarheit, wie Wissensstoff sich in Wissenschaft umsetzt. Aber es ist nicht schwer, den Inhalt dieses Abschnittes lichtvoll zu rekapitulieren und dadurch für die Interpretation noch wichtigerer Stellen Zeit zu gewinnen. Zusammenzufassen, ohne Wesentliches fallen zu lassen, ist eine Kunst, auf die jeder sich verstehen sollte, und die man aus eben diesem Abschnitte lernen kann.

Selbst solche Teile übrigens, welche die eigentliche Technik der alten Beredsamkeit behandeln, glänzen in einem höheren Lichte. Im einunddreißigsten und zweiunddreißigsten Kapitel z. B. rekapituliert Crassus die in den Rhetorenschulen gelehrte Theorie. Die Schlußbemerkungen über das Verhältnis zwischen

Theorie und Ausübung verdienen doch gewiß die gründlichste Erörterung. Ein Satz, wie jener, in welchem die Betrachtung des Crassus gipfelt: non eloquentiam ex artificio, sed artificium ex eloquentia natum esse muß dem Schüler in seiner ganzen Tragweite klar werden. Damit wird ihm ein κτῆμα ἐς ἀεί gegeben, während lange und subtile Erörterungen über nicht mehr vorhandene Reden des Crassus, über ihre Abfassungszeit, über die politische Tendenz seiner Rede de colonia Narbonensi, seiner suasio legis Serviliae, seiner censoria contra Cn. Domitium collegam oratio ihm nur mit Mühe für kurze Zeit gegenwärtig erhalten werden können.

Entbehrlich ferner für die Zwecke der Schule, wenn auch an sich nicht uninteressant, sind die Kapitel 27—30 des ersten Buches, welche von der Befangenheit selbst großer Redner beim Beginne ihrer Reden handeln. Die eigentümlichen und zahlreichen Schwierigkeiten der wahren Beredsamkeit sind ja schon in den Anfangskapiteln erörtert worden, und das Neue und, so zu sagen, Persönliche, was hier hinzukommt, wird gegen wichtigere Abschnitte zurückstehen müssen.

Was die Architektonik der ganzen Schrift betrifft, so leugne ich nicht die geschickte Gruppierung und Verteilung der Rollen, finde aber doch, daß man zu viel Aufsehen davon macht. Als Beispiel eines kunstvollen Dialogs, wie diejenigen Dialoge Platos, in welchen die Gedanken mit psychologischer Notwendigkeit aus scharf gezeichneten Charakteren sich herausspinnen, kann man diese Schrift nicht gelten lassen. Vorwiegend entwickelt einer seine Meinung in fortlaufender Rede, und wenn er auch seiner Natur und Überzeugung gemäß redet, so drängt doch das Interesse für die vorgetragenen Gedanken völlig die Teilnahme für die redende Person zurück. Aus diesem Grunde ist zu fürchten, daß der Schüler durch Mitteilung des Materials, welches wir über Crassus, Antonius, P. Sulpicius Rufus, C. Aurelius Cotta, Q. Mucius Scaevola, Q. Lutatius Catulus, C. Julius Caesar Strabo besitzen, nicht gefördert, sondern von der Vertiefung in die Hauptsache abgelenkt wird. Man mag das Leben dieser Männer in aller Kürze zu den großen und leidvollen Er-

eignissen der Zeit, welcher sie angehörten und in der sie auch eine Rolle gespielt haben, in Beziehung setzen; aber alle die besonderen kleinen Nachrichten über ihre Lebensschicksale und über ihre verschollene Beredsamkeit gehören nicht auf die Schule, wie ja überdies auch niemand bisher imstande gewesen ist, aus jenen zum großen Teile von Cicero selbst überlieferten Einzelheiten, bei dem Mangel aller direkten Aufklärungen aus ihren eigenen Schriften, sich ein klares und lebensvolles Bild zu gestalten. Es ist demnach Zeitverschwendung, wenn nach dieser Seite ein gewisses, sehr bescheidenes Maß überschritten wird. Von den römischen Rednern vor Cicero braucht der Schüler nicht viel mehr als die Namen erfahren. Will man, um nicht andauernd abstrakt zu verfahren, den Erörterungen über die Beredsamkeit die hauptsächlichsten Typen wirklicher Redner gegenüberstellen, so wird man sich mit Zugrundelegung der litterarhistorischen Notizen und Abschnitte bei Cicero den Musterbildern der Griechen zuwenden müssen, mit welchen ein Schüler dieser Stufe doch nicht mehr ganz unbekannt sein kann.

Außerdem entsteht ein schiefes Bild, wenn man zu stark die Verwandtschaft der vorgetragenen Gedanken mit der menschlichen und rednerischen Individualität ihres Vertreters in diesen Büchern betont. Im Grunde sind sie ja alle das Sprachrohr Ciceros. Eine gewisse geistige Ähnlichkeit genügt ihm, um den Crassus zum Vertreter der höchsten, idealsten Auffassung vom Redner, welche durchaus die seinige war, zu machen und den Antonius den entgegengesetzten Standpunkt vertreten zu lassen. Dieser freie Gebrauch also, welchen Cicero selbst von ihrer geistigen und sittlichen Eigentümlichkeit macht, um für seine eigenen Gedanken eine objektivere Form der Mitteilung zu gewinnen, steht in einer Art von Widerspruch mit dem genauen Forschen nach den Realitäten aus ihrem Leben, soweit solches nämlich mit dem Anspruche auftritt, Beiträge zum Verständnis der Ciceronischen Schrift zu liefern. Es ist das im Grunde dieselbe Verkehrtheit, durch welche die Forscher auf dem Gebiete der modernen Litteraturen heute nicht minder sich selbst unter einander, als dem vertrauensseligen und urteilslosen Laien

ein unbefangenes Erfassen unserer großen Litteraturdenkmäler unmöglich machen. Man sieht sie mit gieriger Hand Stoff auf Stoff häufen, um z. B. die Entstehungsgeschichte eines Goetheschen Werkes klarzulegen, und dann ihre herbeigeschleppten Realien zum Hauptmomente der Erklärung für die freie und sich nur an derartige Gelegenheiten anlehnende Schöpfung des Dichters machen, was um so verwunderlicher ist, als ebendieser ihr Goethe an vielen Stellen seiner Briefe und seiner Gespräche mit Eckermann vor solcher mehr zerstreuenden als aufklärenden Gründlichkeit warnt.

Das zweite und dritte Buch de oratore erreichen allerdings nicht die Höhe des Gedankenniveaus im ersten Buche; aber auch hier strebt doch alles einer philosophischen Auffassung zu, und selbst die Einzelheiten der rhetorischen Technik werden im Lichte einer höheren Wissenschaft gezeigt. Dabei schöpfen sie fortwährend aus dem reinsten geistigen Ertrage des Altertums und bieten dies alles, unbeschadet der größten Gründlichkeit, im Tone der feinsten Urbanität. Nirgends, auch nicht da, wo sie auf die Einzelheiten der inventio, der elocutio, des Rhythmus eingehen, verfallen sie in eine geistlose, stofffreudige Gelehrsamkeit.

Der Orator bietet eine einheitliche Behandlung der Hauptsachen. Die drei Bücher de oratore sind der bequemen und um schnelle Erreichung des Hauptziels wenig besorgten Breite eines Epos zu vergleichen, wohingegen der orator mit dem schnellen Flusse des Dramas und geschlossen, wie das Drama, seinem höchsten Ziele zustrebt. Cicero selbst giebt dieses als Unterschied zwischen den beiden Werken an: in den Büchern de oratore wolle er lehren und den Weg zur wahren Beredsamkeit zeigen, in dem Orator aber handele es sich nicht um Unterweisung, sondern das Ideal der wahren Beredsamkeit, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Verwirklichung, solle hier beschrieben werden. Dieser Unterschied zeigt sich indessen bei näherer Prüfung als wenig erheblich. Wird doch einerseits auch in den Büchern de oratore, vor allem im ersten Buche, wo Crassus das Wort führt, das Ideal der Beredsam-

keit gezeichnet, während anderseits der Orator zahlreiche Anweisungen enthält, das Ideal zu verwirklichen und auch da, wo er schildert, vielmehr in die Form von Schilderungen gekleidete Lehren bietet. Aber allerdings durchläuft der Orator diese Vorstadien der Bildung viel schneller und giebt dem schon schulmäßig Entwickelten eine Anleitung von dort weiter bis zur Höhe des vollendeten Meisters zu streben. Diese Schrift vor allem bietet demnach eine herrliche Zusammenfassung der Hauptgedanken, wie wir sie uns besser für die Bedürfnisse unserer Schüler nicht wünschen können. Haben wir hier doch nicht den dürren Auszug eines größeren Werkes vor uns, sondern eine neue Behandlung des Gegenstandes, selbständig in der Form und der höchsten Formvollendung mit Erfolg zustrebend und aus einer während der Abfassung des größeren Werkes zur reinsten Klarheit gereiften Einsicht heraus geschrieben. Am besten lernt der Schüler also Ciceros Ideal der Beredsamkeit und der Bildung aus dieser kurzen Schrift kennen. Nirgends liegt hier eine Veranlassung zu Auslassungen vor; nur wird man die lange Schlußerörterung über den oratorischen Rhythmus nicht eingehend interpretieren können. Sie einfach auszulassen, scheint freilich auch nicht geraten. Verlangt man doch auch vom Schüler, daß er bei seinen schriftlichen Arbeiten auch auf den Rat des Ohres höre; sodann ist nichts so geeignet, den Unterschied zwischen dem meist naturalistischen Stile der heute Schreibenden und der kunstvollen, um höchste Vollendung bemühten Gestaltung, die wir namentlich bei den alten Rednern finden, dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen. Nirgends in keinem der beiden Werke, auch nicht da, wo er auf die Feinheiten der elocutio und numerosa oratio eingeht, hat Cicero das Aussehen eines, der traditionelle Vorschriften überliefert. Stets ist er vielmehr bemüht, aus den inneren Nötigungen der menschlichen Natur und namentlich des menschlichen Ohres Vorschriften über die Gestaltung der Rede zu gewinnen.

Der Brutus kann sich an Gehalt nicht von ferne mit den beiden besprochenen Schriften messen. Ihn allein in einem

Semester lesen zu lassen, ist entschieden zu widerraten; ja die Schule würde auf das Buch ganz verzichten können, wenn es nicht einige vorzügliche Episoden enthielte, welche Neues und höchst Bedeutungsvolles zu dem in jenen andern Schriften Behandelten hinzufügen und Dinge betreffen, welche der Schüler zu seinem Vorteile aus Cicero selbst kennen lernen wird. Das Buch bietet bekanntlich eine Geschichte der römischen Beredsamkeit. Zahllose Namen führt es an, beim M. Cato, ja eigentlich schon beim L. Brutus, M. Valerius, Appius Claudius, C. Fabricius anhebend. Dabei ist es bewunderungswürdig, bis zu welchem Grade Cicero seinen undankbaren Stoff zu beleben verstanden hat. Aber er selbst gesteht doch, daß alle diese im höhern Sinne den Namen eines Redners nicht verdienen. So wünschenswert es ist, daß der Schüler aus Ciceros Schriften die Haupttypen der griechischen Beredsamkeit kennen lerne, so gleichgültig ist es, daß er über die Formen der älteren römischen Beredsamkeit, wenn man von Cato (63—69) absieht, auch nur das Geringste erfahre. Von Bedeutung für die Schule sind nur diejenigen römischen Redner, welche in Ciceros eigenen Bildungsgang hineinragen. Aus diesen wäre außer Crassus (143—165) und Antonius (139—143) vor allem Hortensius (229—231) zu nennen. Was die beiden ersten betrifft, so lernt der Schüler die Tendenz ihrer ganzen Beredsamkeit vortrefflich aus den Büchern über den Redner kennen. Empfehlenswert für die Schule ist aus dem Brutus, wenn wir dem Gange der Schrift folgen, die kurze Geschichte der griechischen Beredsamkeit, welche er der endlosen Aufzählung unbedeutender römischer Redner voranschickt (6, 25 — 13, 52). Für den Fall, daß man den Orator und nicht die Bücher de oratore eben gelesen hat, würde aus dem Brutus die Charakteristik der beiden großen Redner der vorciceronischen Periode, des Antonius und des Crassus, eine passende Ergänzung bieten (37, 139 — 45, 165). Von allgemeinem Interesse ferner ist der Exkurs, in welchem das Urteil der Menge in Sachen der Beredsamkeit mit dem Urteile der Kenner verglichen wird (49, 183 — 55, 201). Aus der Menge der römischen Red-

ner ragen ferner hervor Cotta und Sulpicius, deren Charakteristik sich daran schließt (55, 202 — 58, 210). Im Anschluß an C. Licinius Calvus folgt eine Beleuchtung der Neuattiker in Rom (82, 283 — 85, 292), die ebenfalls nicht zu überschlagen ist, es müßten denn ihre von Cicero oft erwähnten Principien im Anschluß an eine andere Stelle erörtert worden sein. Jedenfalls aber ist der Schluß des Brutus zu lesen, wo Cicero der Charakteristik des Hortensius die Geschichte seines eigenen Studien- und Bildungsganges einfügt (88, 301 — 96, 329).

Sind die Hauptgedanken dieser rhetorischen Schriften erörtert, so wird der Schüler, sich zum Genusse und Vorteile, aus Ciceros Munde eine lichtvolle Rekapitulation der Hauptsachen in der kleinen Schrift de optumo genere oratorum finden. Man kann sie nachträglich seinem Privatstudium empfehlen.

Zum Schluß noch einige Worte über die ästhetische Bedeutung der rhetorischen Schriften Ciceros. Den jungen Goethe leitete ein sehr richtiges Gefühl, als er in Leipzig als Student in seiner ästhetischen Ratlosigkeit Ernestis Vorlesungen über Ciceros Orator zu hören beschloß. Freilich wurde er auch dort nicht über das, woran ihm eigentlich lag, aufgeklärt, aber nicht, weil die Schrift Ciceros, sondern weil Ernestis rein philologische Erklärung seinen hohen Erwartungen nicht entsprach. Auf die glückliche Vielseitigkeit gerade dieser Schriften, die aus der Überschätzung der Rhetorik und aus der weiten Fassung dieses Begriffes bei den Alten sich herleitet, ist schon oben hingewiesen worden. Es wird in diesen Schriften nicht bloß die Kunst der Formgebung in der Beredsamkeit gelehrt, sondern die Kunst der Formgebung überhaupt. Auf die eigentlichen rhetorischen Kunstgriffe blickt Cicero wie auf etwas weit hinter ihm Liegendes zurück, das er zur einen Hälfte als bekannt voraussetzt und dessen subtilerer Hälfte er keine ernste Bedeutung beimißt. Ein Hauptproblem aber ist in seinen Augen die Frage nach der wahren Formschönheit. Aus Horaz und Cicero sollte der Schüler als Frucht des klassischen Unterrichts auch eine Einsicht in die Hauptsätze der

Ästhetik davon tragen. Im Anschluß an Lessing werden ihm außerdem in den deutschen Stunden die Hauptlehren der Aristotelischen Poetik mitgeteilt. Aus diesen drei Elementen läßt sich eine elementare Ästhetik zusammensetzen, wie man sie passender für dieses Alter nicht wünschen kann. Was auf diesem Gebiete vor allem gefürchtet wird, das Phrasentum und die schöngeistige, phantastische Ungründlichkeit, liegt hier in weiter Ferne. Im Anschluß an die Worte des griechischen und lateinischen Textes stellt sich von selbst hier eine vorsichtige, methodische und langsame Behandlungsweise ein. Die Gedankenerklärungen erheben sich hier auf der Basis von Wort- und Satzerklärungen. Auch wenn noch so schnell gelesen wird, wird langsam gelesen im Vergleich zu der Schnelligkeit, mit welcher, auch wer langsam liest, deutsch geschriebene Bücher über denselben Gegenstand bewältigt. Indem so der Sinn durch die Verzögerungen der Methode lange bei klar formulierten Sätzen festgehalten und gezwungen wird, nicht flüchtig davon zu nippen, sondern sie zu erschöpfen, muß sich bei einsichtiger Führung als Frucht ein tiefes und unverlierbares Erfassen der Hauptsätze ästhetischer Bildung einstellen. Es gehört mit zu den Aufgaben des klassischen Unterrichts, seine Zöglinge beim Abgange mit einer Einsicht in die Gesetze des Schönen zu entlassen, damit sie beim Heraustreten Festigkeit genug besitzen, um nicht in unserem kritisierenden und ästhetisierenden Zeitalter dem Urteile Unberufener widerstandslos zum Raube zu fallen. Auch auf diesem Felde aber sind die Alten von einer so mustergültigen Einfachheit des Denkens, daß sich für die Bildung der Jugend keine reinere Quelle finden läßt. Freilich muß als Ziel vorschweben, diese oft so harmlos klingenden Sätze mit der Vornehmheit des modernen Denkens zu versöhnen und durch eindringende Interpretation zu zeigen, von welcher Tragweite sie sind, und daß sie meist mehr bieten, als sie zu bieten scheinen.

Woher z. B. kann man eine richtigere und klarere Grundanschauung über die Formschönheit gewinnen, als aus diesen rhetorischen Schriften Ciceros? Man darf sogar bei aller

Anerkennung seiner formellen Vorzüge den Satz aufstellen, daß seine Lehren noch mustergültiger sind, als sein Beispiel. Ist er doch vor allem in seinen Reden wortfreudiger, als mit den Gesetzen strenger Schönheit verträglich ist. Das begreift sich aus seiner phänomenalen Begabung für das Formelle und aus seinen emsig und unablässig von frühester Jugend an gepflegten Übungen. Eine hervorragende Begabung ist selten ohne Einseitigkeit. So bemüht er auch war, seiner Form einen reichen Gehalt hinzuzugesellen, so vielseitige Kenntnisse er sich auch auf allen Gebieten des Wissens erworben hatte, die Freude am Formgeben war doch stets in ihm noch größer, als das ernste Interesse an einer gründlichen Gedankenentwicklung. Ziemlich häufig zeigt sich das in seinen Reden, nur selten aber in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften. Behandelt er doch hier einen Gegenstand, für welchen er ein angeborenes, nicht erst durch das Studium anderer Schriften in seiner regen und aneignungssüchtigen Natur erwecktes Interesse besaß. Keine Nebenrücksichten störten ihn außerdem hier bei der objektiven Entfaltung seiner Gedanken, wie meist in den gerichtlichen und staatsmännischen Reden. So erklärt es sich, daß er auf diesem Gebiete sein Bestes und geradezu Mustergültiges geboten hat.

Formschönheit ohne entsprechenden Gehalt gilt ihm nicht mehr als Schönheit. Die Form muß etwas dem Inhalte Adäquates sein. Obgleich er selbst zu einem vollen Ausdrucke auch bei der Erörterung einfacher Gedanken hinneigte, stellt er doch den Satz auf, daß erst derjenige ein vollkommener Redner sei, der das Unbedeutende einfach, das Mittlere in temporierter Rede, das Erhabene schwungvoll auszudrücken verstehe. Die Angemessenheit des Ausdrucks war ihm also die wahre Schönheit. Aus diesem Grundsatze leitet sich die Vielseitigkeit seines Geschmacks her. Zwischen Einfachheit und glanzloser Trockenheit ist aber scharf zu unterscheiden. Auch die einfachste Sprache soll eine kunstvoll gestaltete sein. Deshalb bewundert er den Lysias, der jenen beschränkten Verehrern der Lysianischen Beredsamkeit damals in Rom so leicht nachzuahmen schien; ja er versichert, diese

geschmackvolle Einfachheit sei das Schwerste von allem. Ebenso will er einen affektierten, zur Unzeit blumenreichen Stil nicht mit einem feinsinnigen Gebrauche des rhetorischen Schmuckes in der mittleren Redegattung verwechselt sehen. Außer Demetrius Phalereus bewundert er als einen Meister in dieser Gattung den auch damals schon viel geschmähten Isokrates, seinem Brutus zum Trotz, wogegen ihm die Sophisten nur läppischen Mißbrauch mit den effektvollen Darstellungsmitteln zu treiben schienen. Von allem das Unsinnigste aber scheint ihm die Abart der erhabenen Redeweise. Prächtig tönende Worte ohne Gedanken oder zur Einkleidung nichtiger Gedanken sind in seinen Augen der Gipfel der Tollheit. Freilich zeigt sich in dieser dritten Redegattung erst die volle Kunst des Redners. Ist der Gegenstand von hinlänglicher Größe, so darf er seine Blitze schleudern, darf Worte in die Seelen werfen, welche zünden, Leidenschaften erregen und die Gemüter der Hörenden willenlos nach seinem Willen lenken.

Auch die einfache Redeweise also bietet mehr, als das für die Gedankenmitteilung durchaus Notwendige. Ihr Zweck ist allerdings, zu lehren. Gebietet man dem Redner aber, ohne fein abgewogene Wahl der Ausdrücke und sich alles den Sinnen wohlgefälligen Schmuckes enthaltend, nur das Notwendigste zu sagen, so verurteilt man ihn zur Nüchternheit und Kunstlosigkeit. Hier aber vor allem darf sich der Schmuck nicht vordrängen, sondern muß seine bescheidensten Formen wählen, damit der eigentümliche Zweck dieser Gattung erreicht werde.

Am meisten von der Kunst im engeren Sinne hat die mittlere Redegattung an sich. Deshalb wohnt ihr aber auch die größte formbildende Kraft inne. Ist es auch ihre eigentümliche Aufgabe, zu ergötzen und zu gefallen, so teilt sie doch diese Aufgabe bis zu einem gewissen Grade mit den beiden andern, diesseits und jenseits liegenden Redegattungen, wie anderseits auch ihr obliegt, zu belehren sowohl als zu erregen. Gefällig soll die Kunst in allen ihren Formen sein. Weder die einfache, noch die erhabene Redeweise kann des Schmuckes, von welcher man in der mittleren Gattung den vielseitigsten

Gebrauch macht, durchaus entbehren. Wer also seine Darstellung zur Kunst erheben will, wird im Studium der mittleren Gattung die häufigsten und fruchtbarsten Gelegenheiten finden, sich wirkungsvolle Mittel zu erwerben.

Wahrhaft groß ist aber erst, wer, wo der große Gegenstand es erfordert, auch die Waffe der erhabenen Beredsamkeit zu führen versteht. Mit ihr erst wird der Gipfel menschlicher Redefähigkeit erreicht.

Bedeutender noch erscheint dies alles, wenn man erwägt, daß es sich dabei nicht bloß um die Formen der Beredsamkeit handelt, sondern um drei Stilgattungen. Mag man immerhin die eigentliche kunstgerechte Beredsamkeit als etwas betrachten, was einer solchen Hingebung, wie Cicero und Quintilian verlangen, nicht wert ist, und was in unserer vielbeschäftigten und unter der Fülle aufgestapelter Schätze keuchenden Zeit nicht mehr mit solchem Aufwande von Kraft gepflegt werden kann, jedenfalls können wir die Stilistik, als die Lehre von der Formgebung, nicht zu dem alten Eisen werfen, ohne in Barbarei zu verfallen. Man betrachte also diese rhetorischen Vorschriften als eine Anleitung nicht sowohl zum Reden, als zum Schreiben und zur Würdigung von Litteraturwerken. Rem tene, verba sequentur ist wie die „Freiheit ein schönes Wort, wer's recht verstände". Es ist ein Wahn, daß die Form neben dem Gedanken kaum ernster Beachtung für wert zu halten sei. In allen Perioden der Litteratur haben nur Werke von wirklich imposanter Fülle und Größe der Gedanken trotz ihrer Formlosigkeit eine nachhaltige Wirkung erzielt. Und auch diese würden noch ganz anders gewirkt haben, wenn sie die Beihilfe der Form weniger stolz verschmäht hätten.

Kann man sich nun eine würdigere und tiefere Auffassung der Form denken, als die Ciceros, dessen Lehre sich dahin zusammenfassen läßt, daß die wahre Formschönheit in der höchsten Angemessenheit des Ausdrucks zu suchen ist? Giebt seine Rhetorik etwa eine Anweisung, durch aufgesetzte Zierrate dürftige Gedanken aufzubauschen und sie in falschem Glanze zu zeigen? Empfiehlt er etwa die geschmückte und starke Rede

als die wirkungsvollste? Versagt er einer gesunden Einfachheit der Sprache seine Anerkennung? Dem Inhalte läßt er vielmehr sein volles Recht zu teil werden. Erst dann aber erreicht der Gedanke seine fertige Reife, wenn er das durchaus entsprechende Wort findet. Formlosen Werken also fehlt, so paradox das klingen mag, eine innere Eigenschaft, weil alle Gedanken ohne die ihrem Werte genau entsprechende Form unvollständig bleiben und etwas mancum atque incohatum sind. Dabei sind sie nicht bloß ein Unfertiges, vom Standpunkte des Lesenden betrachtet, auch dem Schreibenden selbst werden sie erst ganz klar im erfolgreichen Suchen nach dem gemäßesten Ausdruck.

Unter angemessenem Ausdruck versteht Cicero aber nicht bloß die verstandesmäßige Klarheit, welche sich an dem durchaus Unentbehrlichen genügen läßt. Nur für Gegenstände einfachster Art scheint ihm das allenfalls ausreichend. Die wahre Angemessenheit ist ihm vielmehr erst dann erreicht, wenn die Mittel der Sprache in richtigem Verhältnis zu der Art und Würdigkeit der Gegenstände verwendet sind. Nur in Form gekleidet kann der Stoff des Gedankens mitgeteilt werden; ja im Grunde stellt sich die Form auch dem Denkenden zugleich mit dem Gedanken ein, sobald er sich des Gedankens bewußt wird. Mit der Form reift der Gedanke dann selbst und gewinnt seine höchste Schönheit nicht bloß, sondern auch seine höchste Klarheit, wenn aus den reichen Mitteln der Sprache die ihm gemäßesten mit sicherem Geschmacke gewählt werden.

Mit aller nur wünschenswerten Schärfe zieht Cicero die Grenzen zwischen den einzelnen Stilgattungen. Was die modernen Verfasser von Rhetoriken über den deutlichen Stil des Verstandes, den anschaulichen Stil der Einbildung, den leidenschaftlichen Stil des Gefühls sagen, kann sich nicht von ferne an Eindringlichkeit mit seiner Charakteristik der Stilgattungen vergleichen. Spricht hier doch nicht bloß ein gelehrter Kenner rhetorischer Systeme. Wie wenigen, war ihm ja der Sinn für schöne Form eingeboren, und in unermüdlichen und bis in die Zeit seines reifen Mannesalters fortgesetzten Übungen hatte er

eine so große Fülle von Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt, wie sie keiner je wieder besessen hat.

Dabei hält er sich frei von aller doktrinären Pedanterei. Nicht immer scheint es ihm möglich, lange oder während der Dauer einer ganzen Rede die gleiche Stärke und Höhe des Ausdrucks beizubehalten. Nur der besitzt in seinen Augen eine wahre Herrschaft über die Sprache, welcher mit elastischer Leichtigkeit aus der einen Tonart Übergänge in die andere, nunmehr nötige zu finden weiß. In dem Meisterwerke des Demosthenes fand er ein Musterbeispiel jener passend gemischten Rede, welche alle Stufen von der einfachen Klarheit bis zum leidenschaftlichsten Pathos durchläuft.

Führt er auch einzelne als um die Entwicklung der Beredsamkeit besonders verdient an, so ist er doch weit entfernt, die Beredsamkeit nur für eine glückliche Erfindung einzelner zu halten. Sie ist ihm nicht eine konventionelle Potenzierung der von der Natur nur für die Zwecke eines notdürftigen Meinungsaustausches bestimmten Rede, sondern eine von der Natur selbst gewollte Entwicklung der ursprünglich einfachen Anlage, allerdings unter der Führerschaft einzelner hervorragend Begabter. Selbst den feinsten Punkt der rhetorischen Kunst, den Rhythmus, weiß er aus dem natürlichen Bedürfnisse und Wohlgefallen des menschlichen Ohres abzuleiten.

Auch auf die Frage nach dem Verhältnisse zwischen der Natur und dem Genie bieten Ciceros rhetorische Schriften dem Schüler eine zuverlässige und zum Weiterdenken anspornende Antwort. Wiewohl selbst für seine Kunst begabt, wie niemand sonst unter den Römern, hält er doch die Natur nicht für allmächtig; wiewohl selbst durch Studium zum Lehrer dieser Kunst geworden, überschätzt er doch nicht die Kraft der Unterweisung. Die Theorie selbst ist jünger, als die Kunst (artificium ex eloquentia natum). Aber nur dem wenigstens mäßig Begabten kann sie merkliche Dienste leisten (accendi postest eloquentia, non inseri ab arte), wie anderseits auch der glänzend Begabte sie nicht entbehren kann, um zur Höhe der wahren Kunst und zum festen, durch keine verhängnisvollen Zufälligkeiten entreißbaren

Besitze derselben zu gelangen. Alles dieses behält seinen vollen Wert, auch losgelöst von der Beredsamkeit und auf die anderen Gebiete geistiger Thätigkeit übertragen. Horaz sagt in seiner Weise dasselbe; doch scheint er in dem Bestreben, die Willkür und Formlosigkeit falscher Genies zu bekämpfen, der Theorie zu großen Wert beizulegen.[1]) Cicero ist von diesem Scheine frei und ist deshalb dem Schüler an dieser Stelle ein zuverlässigerer Führer. In allen Perioden der Litteratur hat diese Frage eine große Rolle gespielt. Hier erfährt der Schüler aus einem leidenschaftslosen, weder pedantischen, noch zu Gunsten ungebildeter Naturkraft eingenommenen, dabei nicht bloß beredten, sondern auch höchst sachkundigen Munde das über diesen Punkt vor allem Erforderliche. So vorbereitet, wird er den Streit der ästhetischen Principien in der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und auch in unserer Zeit besser verstehen und würdigen können.

Nicht minder hoch anzuschlagen ist die pädagogische Bedeutung dieser rhetorischen Schriften. Deutlicher freilich tritt dieses Moment bei Quintilian hervor, welcher seinen Zögling von den ersten Anfängen treulich bis zum Gipfel der Entwicklung geleitet. Cicero setzt voraus, daß der seinige die ersten, unentbehrlichen Elemente des Wissens in den Rhetorenschulen gelernt hat, und bietet deshalb nur den höheren Kursus. Im Gegensatze zu seinem Bruder Quintus hielt Cicero die Theorie und das methodische Studium in Ehren. Er glaubt an die Kraft des Unterrichts. Freilich lehrt er, daß nur die vorhandene Anlage gekräftigt und gebildet, nicht aber daß die Kunst

1) Natura fieret laudabile carmen an arte
quaesitum est. Ego nec studium sine divite vena,
nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
altera poscit opem res et coniurat amice.
(epist. II, 3, 408—411).

In volleren Tönen redet er freilich an einer anderen Stelle von der Naturkraft des Dichters (sat. I, 4, 43 u. 44):

Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
magna sonaturum, des nominis huius honorem.

des Lehrers für den Mangel aller Befähigung Ersatz bieten kann. Den Schwachen ermutigen diese Schriften deshalb, den Starken warnen sie vor Überhebung. Sie zeigen das Entwicklungsfähige der bescheidenen Anlagen, sie zeigen das Entwicklungsbedürftige der glänzenden Anlagen. Die Bildung wird als etwas hingestellt, welches niemandem durch die Gunst der Geburt einfach zufällt, sondern als eine Frucht, die mühsam auch von dem Begabtesten gezeitigt werden muß, während sie auch dem Schwächeren als Lohn für ein treues, anhaltendes Streben nicht ganz versagt bleibt, ob er sie schon nie in reiffster Schönheit pflücken kann.

Die Kunst des Redners, in welcher ihm die menschliche Natur überhaupt gipfelt, läßt Cicero nun sich nicht aus Fertigkeiten, die jede direkt gelernt sind, zusammensetzen, sondern er läßt sie aus den tiefen Wurzeln einer durchgebildeten Natur herauswachsen. Ist ihm bei dieser Erziehung zum Menschen und Redner die Bildung des Stils eine Hauptsache, so ist es ihm doch noch wichtiger, für die Formgewandtheit ein Gedankensubstrat zu schaffen. Die Kunstgriffe der Erregung genügen ihm nicht; vor allem empfiehlt er seinem Redner das menschlichste aller Studien, das des Menschen. Die menschliche Natur, ihre Fehler und Leidenschaften, ihre Tugenden und ihre Pflichten muß er, um zu wirken, erkannt und in der Tiefe erfaßt haben. Dieses ist das wesentlichste Wissen des Redners, wichtiger noch als die Rechtskenntnis und die Kenntnis der Geschichte. Denn was ihm aus diesen Gebieten fehlt, kann er sich für die Bedürfnisse des einzelnen Prozesses von einem dieser Dinge Kundigen, so zu sagen, leihweise beschaffen; die Kenntnis der menschlichen Natur und Leidenschaft jedoch muß langsam von ihm selbst erworben werden. Zwar hat Antonius recht, wenn er sagt, um Mitleiden und Zorn z. B. zu erregen, komme es nicht darauf an, daß der Redner eine subtile Schuldefinition dieser Affekte zu geben wisse. Aber auf alle Errungenschaften des in den besten Köpfen doch potenzierten Nachdenkens verzichten und sich allein an das dem normalen Verstande Naheliegende halten, heißt auf das Ideal verzichten.

Die Erkenntnis des Menschen, welche das Studium κατ' ἐξοχὴν ist, ist also auch das Hauptstudium des Redners. Die Übungen, welche ihm vorgeschlagen werden, haben neben dem Zwecke, ihn formell zu bilden, auch diesen höhern einer materiellen Bildung. Viel lesen soll z. B. der Redner, mit Urteil prüfend und vorsichtig wählend. Direkten Nutzen für seine Kunst gewährt ihm das Lesen der Redner; aber nicht minder hoch stellt Cicero die indirekten Vorteile, welche seinem Redner, der ja ein fertiger Mensch und nicht bloß ein Redekünstler oder ein routinierter Handwerker sein soll, aus der Beschäftigung mit den andern Litteraturgattungen erwachsen. Auch die Historiker, die Dichter, die Philosophen soll er mit Eifer studieren und sich nicht bloß das unmittelbar für die Absichten der Beredsamkeit Brauchbare aus ihnen nehmen, sondern seine gesamten geistigen Kräfte im Umgange mit ihnen bilden, veredeln und erfrischen. Charakteristisch für Ciceros Denkweise ist besonders, was er zur Empfehlung der Dichter sagt. Hier zeigt sich deutlich das Vornehme seiner Denkart, der es nicht sowohl auf handgreifliche Vorteile, als auf eine ideale Vermenschlichung der gesamten Natur des Lernenden ankam. Die Nüchternheit des praktischen und öffentlichen Lebens, in dessen Dienst doch der Redner treten muß, läßt ihn tägliche Verluste erleiden, die ersetzt werden müssen; die fortwährenden Berührungen mit den Gewöhnlichkeiten des Lebens machen ihn gewöhnlich und trüben den reinen Glanz seiner gebildeten Seele, wenn er nicht in Stunden der Sammlung sich durch ein poetisches Bad gewissermaßen von diesem Staube wieder reinigt. Zeigen ihm doch die Dichter im Spiegel ihrer Kunst, was von Grund aus zu lernen sein höchstes Ziel sein muß, nämlich das Wesen menschlicher Natur und Leidenschaft. Außerdem erfrischen sie seine Einbildungskraft, die ihre Schwungkraft an gewöhnlichen Objekten einbüßt, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit in die Höhe gerissen wird. Sodann breitet der Verkehr mit der Poesie Farbe und Glanz über die Darstellung des Redners. Zwar trennen bestimmte Unterschiede die Sprache des Redners von der des Dichters; aber haben sie auch nicht viel

völlig Gleiches, so haben sie doch viel Ähnliches. Beide reden ja eine merklich potenzierte und künstlich gestaltete Sprache. Beide gebrauchen häufiger und kühner, als es in der Sprache des Umgangs geschieht, die Bildlichkeit des Ausdrucks. Etwas ideal Sinnliches und Anschauliches unterscheidet beider Sprechweise von der Natürlichkeit des normalen Menschen. Ja selbst für den strengen Rhythmus der Poesie findet sich in dem rhetorischen Rhythmus ein Gegenstück. Doch darf der Redner von den Eigentümlichkeiten des Dichters nur einen abgeschwächten Gebrauch machen, eine urteilslose Nachahmung kann ihn sogar zu Verkehrtheiten verführen. Sicher aber ist ihm dieser Vorteil, daß in den Strom seiner Rede durch die Poesie eine wirkungsvolle, den Hörer fesselnde und erfrischende Anschaulichkeit geleitet wird. So wirken auch gymnastische Übungen auf das ganze Aussehen und auf die Haltung, mag immerhin die erworbene Geschicklichkeit keine Gelegenheit finden sich zur Schau zu stellen. In ähnlicher Weise gewinnt der Redner, der dem Worte des Dichters lauscht, eine farbige Diktion, deren Vorzüge von innen heraus entstandene sind und nicht bloß nachgeahmte poetische Kühnheiten. Mit freierem Sinne kann niemand empfehlen, sich die Lektüre zu nutze zu machen. Kein Mosaik von Zierraten, von wohlklingenden Phrasen, von anheimelnden Bildern soll zusammengesucht werden, sondern, auch nachahmend, soll der Redner ein Neuschöpfer sein und sich mit festem Urteile vor dem verführerischen Glanze der Poesie hüten, ohne darum auf alle ihre Vorteile zu verzichten.

Es leuchtet ferner ein, wie fruchtbar diese rhetorischen Schriften für die Theorie des Aufsatzes gemacht werden können. Schon in den mittleren Klassen muß dem Schüler mancherlei bei Gelegenheit seiner Aufsätze gesagt worden sein, was ihn auf die subtilen Abschnitte über die inventio und dispositio in den Büchern über den Redner vorbereitet. Man wird diesen Unterweisungen eine unfehlbare Wirkung nicht nachrühmen dürfen. Aus unfruchtbarem Boden kann keine Huld der Sonne, kein befruchtender Regen eine üppige Segensfülle hervorlocken, aber est quadam prodire tenus, si non datur

ultra. Der Schüler kommt hier zur Einsicht, daß ein Unterschied besteht zwischen einer naturalistischen Schreibgewandtheit und dem wirklichen Entfalten und Gestalten eines Gedankens. Was hier gelehrt wird, ist alles geeignet, die Kraft des Schwachen zu erhöhen, den Geist des Starken aber zu disciplinieren und durch solche Zucht stärker zu machen. Der Aufsatz soll dem Organismus des Körpers ähnlich werden, soll überall engen Zusammenhang und richtige Proportionen zeigen, und jeder seiner Teile soll die eigentümliche Aufgabe dieses Teiles erfüllen. Diese Ordnung, dieser Gestaltungstrieb ist nun allerdings dem normalen Menschen angeboren, und alle Vorschriften über die Kunst der Darstellung sind, wie die Theorie aller Künste, ursprünglich eben nur vortrefflichen Mustern abstrahiert. Aber offenbar verfolgt unsere ganze geistige Entwicklung das Ziel, instinktive Fertigkeiten in bewußtes Thun zu verwandeln. Der geheimen Nebenwirkung des Instinktes kann auch freilich, wer die Theorie studiert hat, nicht entbehren, aber seine glückliche Anlage wird ihm doch durch das Studium in einen festen Besitz (habitus, ἕξις) umgewandelt, auf welchen er in dem entscheidenden Augenblicke zuversichtlicher bauen kann. Einem Volke und einem Zeitalter zumal, welches, wie das heutige, von dem Forminstinkte nur ein schwaches Analogon besitzt, ist ein höherer Grad von Bewußtsein hinsichtlich der Technik des Schreibens zu wünschen, als die Alten bald nötig hatten, nachdem in der gewissenhaften Strenge des Formgebens sich ihnen der Instinkt des Gestaltens gestärkt hatte. Eine Schrift, wie die über den Redner in den Jahren der dämmernden Einsicht für das Höhere richtig gelesen, muß, für den deutschen Jüngling zumal, von der segensreichsten Wirkung sein, weil sie einem schwachen Hauptpunkte in seiner erblichen nationalen Begabung eine Stütze bietet.

Cicero selbst ist weit entfernt, die Kraft dieser Vorschriften zu überschätzen. Er weiß, daß es namentlich für die inventio schwer ist, hinlänglich starke Hebel zu bieten, um aus den Tiefen eines leeren oder hartnäckig verschlossenen Innern Schätze in die Höhe zu fördern. Gleichwohl ist die Topik

mehr als eine Anleitung zum wortreichen Schwatzen, wie Kant sagte. Der normale Mensch besitzt Organe, welche ihm Erfahrungen bereiten. Die Regeln der inventio können zu diesen aufgestapelten Schätzen wenig Neues hinzufügen; aber sie können eine Leichtigkeit erzeugen, sich dieser Schätze bewußt zu werden, das Zusammengeballte auseinander zu legen und das in der Ruhe des Besitzes Eingetrocknete aufquellen zu lassen. Unter der Voraussetzung eines vorhandenen Besitzes ist das etwas. Ähnlich steht es mit der Anordnung des Stoffes. Die Ordnung ist sicherlich kein Traum der Pedanten, noch eine konventionelle Erfindung. Sie ist vielmehr φύσει, und der normale Mensch wird deshalb, auch wenn er nie von der Forderung eines lichtvollen Disponierens gehört hat, aus seinem dunkeln Drange heraus disponiert schreiben. Indessen dieser natürliche Zug zur Ordnung hat nicht die unfehlbare Sicherheit des tierischen Instinktes und bedarf deshalb der Kräftigung durch das Bewußtsein. Diese Übung im Teilen des Mannigfaltigen und im Ordnen wüster Massen kommt nicht bloß dem künftigen Schriftsteller zu gute, sondern wird auf allen Gebieten des geistigen, ja des gewöhnlichen praktischen Lebens sichere Früchte tragen. Der Starke kann solcher Übungen spotten, weil er sich leicht ohne Anweisung durch glückliche Nachahmung das allenfalls Ausreichende erwirbt; aber die große Menge der nur mäßig Begabten wird ihr Können, den Vorschriften der dispositio folgend, wachsen fühlen.

Vor allem aber ist die Behandlung der elocutio bei Cicero geeignet, hohe Vorstellungen vom Schriftstellertum zu erwecken. Nach dem, was Crassus über die Notwendigkeit einer universalen Bildung und über die zu erstrebende Harmonie zwischen Form und Inhalt gesagt hat, kann es niemandem beikommen, in dieser Theorie der schönen Form (ars faciendae orationis) eine Anleitung zu nichtigen Zierlichkeiten zu erblicken. Wir heute haben vor den Alten eine Wissenschaft der Sprache voraus; aber in der Kunst der Gedankengestaltung können sie immer noch unsere Lehrmeister sein. Freilich werden wir heute bei den endlosen Ansprüchen unseres vielgestaltigen Lebens im

Streben nach Formschönheit nicht ungestraft zu weit gehen und uns in Bezug auf manche Eigenschaften der schönen Darstellung, die Cicero auf Regeln gezogen hat, z. B. hinsichtlich des Rhythmus, ruhig auf unsern Instinkt verlassen dürfen. Es genügt für den in moderner Sprache Schreibenden, wenn er gelernt hat, auf das Urteil des Ohres zu hören. Für die feineren Wirkungen, welche die Alten durch den Rhythmus erzielten, sind überdies die modernen Sprachen nicht gemacht, weil dazu eine scharfe Ausprägung der Quantitäten, wie im Lateinischen und Griechischen, nötig ist. Das Vorbild der Alten und die Einzelvorschriften Ciceros haben aber jedenfalls eine in die Höhe ziehende Kraft und sind recht geeignet, vor saloppem Sichgehenlassen zu bewahren.

Indem Ciceros rhetorische Schriften hohe Vorstellungen von der Schriftstellerei überhaupt erwecken und die Einsicht eröffnen, daß diese eine Kunst ist, nähren sie ferner das Verständnis und die Empfindungsfähigkeit für formelle Vorzüge und machen dadurch das Lesen bedeutender Werke lehrreicher zugleich und genußreicher. Deshalb nun gerade freilich sind manche gegen die Rhetorik feindlich gestimmt. Unser Unterricht scheint ihnen schon zu viel des Reflektierten zu enthalten. Sie wollen das Große und Schöne lieber direkt auf die jugendliche Seele wirken lassen, als die Betrachtung dazwischenschieben. Wozu brauche denn alles in die volle Beleuchtung des Bewußtseins gerückt zu werden? Nicht einmal von Poetik wollen sie gesprochen wissen, keine Erläuterungen sollen in der heiligen Hingabe an litterarische Meisterwerke stören.[1]) Wenn man

1) Am nachdrücklichsten wohl verlangt dies R. v. Raumer „Unterricht in der Muttersprache" S. 134. Nach ihm soll an den Meisterwerken der Litteratur überhaupt nichts erklärt werden. Auch Wackernagel in seinem Buche über den Unterricht in der deutschen Sprache will, daß von dem Schüler vielmehr schweigend empfangen und mit Sammlung gelauscht, als über das Dargebotene reflektiert werde. Vgl. Laas, Der deutsche Unterricht S. 93—124. Apelt ferner (Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums) urteilt S. 149 so über Laas kritische Aufsatzthemata: „Es ist der geradeste Weg nicht zur Bildung, sondern zur Verbildung, wenn diese Richtung

nun gar auch noch die Rhetorik behandelt, so scheint ihnen Gefahr, daß die Jugend die Stärke und Sicherheit ihres unmittelbaren Erfassens einbüße und sich an altkluges Geschwätz und naseweises Absprechen gewöhne. Die Schulästhetik soll jedoch nicht sowohl nach Fehlern spähen lehren, als die Vorzüge in ein helleres Licht setzen. Es ist ein schönes Ding um die begeisterte, vertrauensvolle, durch keine kritischen Erwägungen getrübte Hinnahme des Kunstwerks. Aber genießt nicht auch so der ästhetisch Gebildete? Auf der Auffassung des Unmündigen lastet aber der Druck einer dumpfen Unklarheit, und man braucht nicht erst zwanzig Jahre alt zu werden, um in sich das Verlangen nach mehr Licht zu fühlen. Ganz von Übelständen frei ist kein Übergangsstadium, aber schließlich hat doch alle geistige Entwicklung eine um sich greifende Aufhellung des Bewußtseins zur Folge. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß, wer das Wesen und die Gesetze der Kunst erfaßt habe, vor eitler Schulweisheit und innerer Krittelei nicht dazu komme, dem Kunstwerke selbst mit gläubiger Hingabe ins Auge zu schauen. Nicht darauf ferner kommt es an, daß der Schüler über diese Dinge mitzureden fähig werde, sondern daß sich die verschlossenen Poren seiner Seele öffnen, daß er mit heller, freudiger Klarheit, nicht mit dem dumpfen und bald sehr verdrießlich stimmenden Gefühle des Nichtverstehenkönnens dem Litteraturwerke gegenüber stehe.

Es scheint nicht überflüssig, zum Schluß vor einer naheliegenden Verirrung der Erklärung zu warnen. Den Ideengehalt dieser Schriften fruchtbar auszunutzen ist natürlich viel schwerer, als z. B. des längeren und breiteren von der Anklage des Crassus gegen C. Papirius Carbo zu reden, welcher, erst ein Anhänger des Tib. Gracchus, nachher als Consul den L. Opimius verteidigte, auf dessen Veranlassung C. Gracchus getötet worden war, oder sich an die Cimbern und an Marius

---

weiter um sich greift; man macht die Jünglinge frühzeitig zu nachdenklichen Greisen, die nichts mehr unmittelbar auf sich wirken lassen, sondern alles in Reflexion umsetzen.“

zu verlieren, weil M. Antonius den Cn. Papirius Carbo anklagte, weil er sich als Consul im Jahre 113 von den Cimbern bei Noreja hatte besiegen lassen, oder zu erörtern, weshalb P. Sulpicius Rufus von den Optimaten zu Marius überging. Nichts ist wohlfeiler, als derartiges bei der Erklärung breit auszuspinnen. Es handelt sich aber in diesen Schriften um Höheres und Wichtigeres. Die bedeutsamste Eigentümlichkeit des gebildeten Menschen, das dunkel Empfundene und als Gedankenkeim erst in den Tiefen seiner Seele Vorhandene hervorzuziehen, auszubreiten, durch Worte zu gestalten und auch für andere klar, gewinnend und erschütternd zu machen, soll der Schüler hier verstehen, würdigen, und in sich selbst auch pflegen lernen. Grau aber kann diese Theorie nicht scheinen, weil sie sich stets an die berühmten, auch dem Schüler faßbaren Muster der Griechen anlehnt. Die Armut hinsichtlich des Wesentlichen kann nie durch Fülle des Unwesentlichen ersetzt werden. Man enthalte sich also bei der Erklärung dieser Schriften möglichst aller Ausschweifungen in die politische und militärische Geschichte, welche zu allen Zeiten eine breite Rettungsinsel für die Interpretenverlegenheit gewesen ist. Dergleichen ist ganz nützlich und fruchtbar zu wissen; aber es ist doch dem, was hier breit im Mittelpunkte des Interesses dasteht, nicht gleich zu achten.

2. Die Entwicklung des Rhetorischen aus der natürlichen Tendenz der Sprache.

Mit einer Liebe und Geduld ohne gleichen haben die Alten an ihrer Sprache gearbeitet. Von dem Augenblicke an, wo es Schulen gab, stand auch die Sprache im Mittelpunkte des ganzen Unterrichts. Diese Erscheinung aus politischen Gründen vornehmlich herleiten, heißt sie ungenügend erklären. Allerdings war die Redegewandtheit für eine öffentliche Wirksamkeit in den freien Staaten der Alten unentbehrlich, und alle Klugheit, staatsmännische Einsicht, Gewissenhaftigkeit war unvermögend, sich ohne die Beredsamkeit Geltung zu verschaffen;

aber die eigentliche Ursache dieses bevorzugenden Interesses, welches alle Kulturvölker und besonders die Alten der Sprache zugewendet haben, liegt doch tiefer. Von allem, was der menschlichen Eigentümlichkeit entsprossen ist, schien ihnen die Sprache eben das Bedeutsamste und zugleich das für den Menschen am meisten Charakteristische. Die Sprache lernen und in sich bilden, hieß also in ihren Augen sich zum Menschen bilden. Alle politischen Nützlichkeitsgründe wären unvermögend gewesen, das Sprachstudium zu einem so allgemeinen zu machen, ohne diesen philosophischen Grund; ja, im Vergleich zu diesem erscheinen jene anderen nur von nebensächlicher Bedeutung.

Wenn viele etwas mit Eifer treiben, so bleiben die Übertreibungen nie aus: die Rede artete oft in ein nichtiges Gerede aus, und aus der Kunst der Rede wurde nicht selten nichtige Künstelei. Das erweckte dann Widerspruch, und es waren gerade Männer von besonderem Ernst und besonderer Tiefe, welche sich, bald spottend, bald leidenschaftlich tadelnd, gegen die Beredsamkeit auflehnten. Der Gedanke wurde als das allein Wichtige der Form gegenübergestellt und der Form alle selbständige Bedeutung abgesprochen. So wurde die Philosophie die erklärte Feindin der Rhetorik, nachdem sie so lange friedlich mit ihr zusammen gegangen war. Einer besonderen Kunst der Rede, meinte Sokrates, bedürfe es gar nicht: jeder sei in dem, was er wüßte, hinlänglich beredt. Auch Plato behandelt im Gorgias die Beredsamkeit als eine gleißnerische Lügnerin. Aristoteles ferner, des ewigen Geredes über die Form überdrüssig, verlor die Geduld, als auch Isokrates, der feinste aller Redekünstler, mit einem Hilfsbüchlein der Rhetorik hervortrat: um dem überwuchernden Interesse für den Schmuck und die Gestaltung der Rede entgegenzutreten, verlangt er in seiner Rhetorik eine vernünftige und in die Tiefe dringende Behandlung der Sache. Bekannter vielleicht, als alle anderen, sich gegen die Herrschaft der Form auflehnenden Äußerungen ist das Wort des älteren Cato: Rem tene, verba sequentur. Die Beredsamkeit wurde eben von Cato auch zu jenem verderblichen Überfluß an Bildung gerechnet, welcher damals zum Verdruß

aller römisch Gesinnten von Griechenland kommend Italien überflutete.

Aber offenbar giebt es eine zu geringschätzige Verachtung der Form, wie es eine zu weit gehende Sorgfalt in der Form giebt. Weder in dem einen, noch in dem anderen Falle kommt der Gedanke zur vollen Geltung. Denn auch, wer gleichgültig aufs Geratewohl unter die zahllosen Darstellungsmittel greift, einzig beschäftigt, wie er glaubt, mit dem Gedanken, läßt ebendiesem Gedanken nicht sein volles Recht widerfahren, ebensowenig als der andere, welcher dem Glänzenden und schön Klingenden nachjagt und das winzige Stückchen Gold seines harmlosen Gedankens möglichst breit zu schlagen sucht.

Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.

Was hier Geibel vom Gedichte sagt, gilt von jeder Gedankenausprägung. Die wahre Formschönheit, so lehrt auch Cicero in seinen rhetorischen Schriften, ist nicht etwas für sich Bestehendes. Nicht darauf komme es an, daß alles möglichst stark und glänzend ausgedrückt werde, sondern daß eine dem Gedanken möglichst angemessene Form gefunden werde. Wie er den vollkommenen Redner, so dürfen wir den wahren Meister des Stils in demjenigen erblicken, welcher alle Töne anzuschlagen versteht und, seinem Gegenstande stets sich anschmiegend, bald leise, bald stark, bald schmucklos, bald prächtig, bald ruhig, bald leidenschaftlich redet.

Aber auch unter dem Bilde einer innigen Vermählung stellt man sich das Verhältnis zwischen Form und Inhalt noch nicht völlig richtig vor. Jedenfalls bedarf dieses Bild einer Ergänzung. In der genau entsprechenden Form nämlich erst findet der Gedanke seine Vollendung. In diesem Sinne sagt Rückert:

Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.

Erst mit dem richtigen Worte wird die Sache scharf und ganz

erfaßt. Wer es von dieser Seite betrachtet, muß in der That verlegen sein, ob er die Form oder den Gedanken höher anschlagen soll. Die Form umrahmt ja nicht bloß den Gedankenstoff, sondern sie durchdringt und bezwingt ihn: so erst gelangt der Gedanke in uns selbst zur vollen Klarheit, so erst wird er reif für die Mitteilung an andere.

Um für die Würdigung der Form den richtigen Gesichtspunkt zu finden, muß man sich über die Natur unseres Denkens klar werden. Die Sprache war auch im Anfange nicht etwas zu dem Gedanken Hinzugefügtes, sondern sie ist etwas zugleich mit der Empfindung und dem Gedanken Geborenes. Nicht die Nachahmung der Tiere hat den Menschen die Sprache erfinden lassen, nicht willkürlich, mit Bewußtsein und in der Absicht leichter mit seinesgleichen verkehren zu können, hat er sich die Sprache erfunden, sondern sie ist von selbst, aus einem innern Drange seiner Natur heraus entstanden. Das Sprechen ist demnach dem Menschen ebenso natürlich wie das Denken selbst. Früher allerdings glaubte man, wie andere nützliche Erfindungen, habe sich der Mensch auch die künstlich artikulierte Sprache erfunden, als ihm die Gesten, der Gesichtsausdruck und die Stimmintonationen nicht mehr ausreichend erschienen. Stufenweis, sagte man, habe sich dann die Sprache vervollkommnet, und wie aus dem Kanot des Wilden das heutige Schiff, so sei aus aus einer armen, unvollkommenen Ursprache allmählich die heutige reiche geworden. Diese Erklärung war einleuchtend, wie alle rationalistischen Erklärungen, und doch war sie falsch. Erst im vorigen Jahrhundert kamen Hamann und Herder dem wahren Geheimnis auf die Spur. Die Sprache wurde nunmehr nicht mehr wie eine gewöhnliche Erfindung angesehen, welche wir dem Glücke oder dem Scharfsinne eines einzelnen verdanken, sondern als ein notwendiges und für die menschliche Natur im höchsten Grade charakteristisches Erzeugnis. Hat der Mensch sich also auch seine Sprache selbst geschaffen, so kann man doch auch zugleich jene andere Ansicht gelten lassen, nach welcher sie auf göttliche Offenbarung zurückzuführen ist. Denn alles Spontane, d. h. aus einem

dunkeln Triebe des Innern mit Notwendigkeit, aber ohne bestimmte Absicht Geborene, ist gottähnlich, und man hat deshalb gesagt, Gott könne der Urheber der Sprache heißen, weil er alle zur Erfindung derselben notwendigen Eigenschaften in den Menschen gelegt habe.

Die heutige Forschung ist geschäftig auf den niederen Stufen nach Analogieen der Menschennatur zu suchen und betritt so mit kühler Besonnenheit eine Bahn, auf welcher die kühne, ahnungsvolle Poesie zu allen Zeiten gewandelt ist. Überall auf allen Gebieten der Natur glaubt man heute Anklänge an das Menschliche zu vernehmen. Wie hätte man nun in dem Klange, welcher von dem Wesen des Lebens und Seins unzertrennlich scheint, nicht etwas der menschlichen Sprache Verwandtes erblicken sollen? „Fast die ganze Natur", sagt J. Grimm in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache, „ist Lautes und Klanges erfüllt; wie sollte er ihrem edelsten Geschöpfe, dem Menschen, nicht in der Schöpfung erteilt worden sein? Machen die Tiere mit ihrer der Menschensprache gleich endlos verschiedenen Stimme sich nicht unter einander verständlich, erschallt der Vögel mannigfaltiger Gesang nicht durch die Lüfte? Menschliche Einbildung hat den Tieren wirkliche Sprache beigelegt. Die Sage meldet sogar, daß im goldenen Zeitalter alle Tiere noch mit den Menschen traulich gesprochen hätten, daß sie seitdem ihre Sprache nur verhielten, aber im Augenblick des Drangs ausbrechen ließen, wie Bileams Eselin, als ihr Unrecht widerfahren, und der Engel des Herrn erschienen war, das Wort erhob u. s. w." J. Grimm weist sodann darauf hin, daß selbst die sogenannte tote Natur nicht stumm ist. „Unter den Elementen stumm ist nur die träge Erde. Denn die Luft saust und heult, das Feuer sprüht, knistert, prasselt, dem Meer legen wir Rauschen bei, dem Bach Klingeln, Murmeln, Plätschern, ja sein Geriesel dünkt uns ein Schwatzen und Plaudern. Gleich der Erde geben die starren Steine keinen Laut von sich; auch den lebendigen, an den Boden gefesselten, Gangs unfähigen Pflanzen wurde er nicht verliehen: wenn Baumblätter flüstern, ist's der Wind, der sie

von außen rührt.“ Stumm freilich sind anderseits die niederen Glieder der lebendigen Natur. „Die Fische bleiben lautlos; von den Insekten machen sich nur hörbar, die schwirrend im Flug durch ihre Atemlöcher Luft stoßen oder harte Flügeldecken an einander reiben; aus ihrem Innersten durch ihren Mund geht keine Stimme. Aber jedem vollkommneren warmblütigen Tier, Vögeln wie Säugenden, ist immer ein ganz besonderer Laut eigen, mit welchem es seine Empfindungen, wechselsweise des Behagens, der Lust und des Schmerzes, lockend oder scheuchend kund thun kann; einigen unter ihnen und zwar nicht den uns sonst verwandteren vierfüßigen Tieren, sondern voraus dem Gevögel wurde ein klangvoller, meistens anmutiger und herzerfreuender Gesang zugeteilt. Stehen alle Tierlaute nicht der Menschensprache zur Seite? Hat man doch heisere, rauhe, harte Menschensprache dem Gekrächze der Raben, Quaken der Frösche, Bellen der Hunde und Wiehern der Rosse verglichen.“

In dem tönenden Laute also macht sich die Empfindung des Tieres Luft, falls es nicht den niedrigsten Graden dumpfster Empfindung angehört. Dem ähnliche Ausbrüche hat auch noch der civilisierte Mensch. In ihnen hat man die Urelemente der Sprache zu erkennen. Sobald die Empfindung eine gewisse Stärke erreicht, gesellt sich als unwillkürliche Ergänzung dazu der Laut, durch welchen sie, zunächst ohne alle Absicht der Mitteilung, nach außen projiciert wird. Fast kann man sagen, daß ohne dieses begleitende Tönen die Empfindung unvollständig bleibt. Freilich hat der reife Mensch der heutigen gebildeten Gesellschaft, gegen die Natur ankämpfend, sich die unwillkürlichen Empfindungslaute fast abgewöhnt, und er schämt sich dessen, wenn ihn die Empfindung übermannt. Im Schmerze preßt er die Lippen zusammen, seiner Freude gestattet er nicht zu jauchzen, im Zorne poltert er nicht los, unter glatter Oberfläche verbirgt er seine Liebe, seine Bewunderung, seinen Haß, seine Entrüstung. Aber einfache, ungebildete Menschen haben auch heute das Bedürfnis, sich vom Alpdruck jeder Erregung auf dem natürlichen Wege durch ausgestoßene Laute zu erlösen. Noch mächtiger ist dieser Trieb in dem Kinde, in dessen Treiben

sich ja die Anfangszustände unseres Geschlechts überhaupt spiegeln: staunend über seine Lautseligkeit sagen wir wohl, nicht einen Augenblick könne es stille sein.

Doch nicht allein das Gefühl treibt dem Menschen den Laut in die Kehle, auch die zahlreichen anderen Eindrücke, welche weder Freude noch Schmerz schaffen, d. h. selbst die Empfindungen ohne begleitendes Gefühl waren ursprünglich, wie die Beobachtung des Kindes zeigt, von Lauten begleitet, welche in irgendeiner Weise doch dem erregenden Gegenstande entsprachen. Noch in weit höherem Maße, als er es jetzt ist, war der Mensch ursprünglich ein tönendes Wesen. Nur aus dieser Leichtigkeit des Miterklingens erklärt sich der Ursprung der Sprache; aus ebendieser seiner Anlage wird ersichtlich, weshalb gerade die Kunst der Töne, die Musik, eine so tiefgehende Wirkung auf ihn ausübt.

Ist die Sprache nun allerdings ein Naturprodukt, so mußten doch schon ihre ersten Anfänge konventionelle Elemente in großer Zahl aufnehmen. Der Laut, welcher das Gefühl, die Empfindung, die Vorstellung begleitete, war allerdings kein durchaus zufälliger, aber er war auch kein absolut notwendiger. Selbst die Gefühlsausbrüche klangen verschieden. Aus viel mannigfaltigeren Elementen als das Gefühl und die Empfindung aber setzt sich die Vorstellung zusammen. Um so viel weniger also ist es wahrscheinlich, daß bei verschiedenen Gelegenheiten, unabhängig von einander, zur Bezeichnung derselben Vorstellung genau dieselben Laute gebraucht worden seien. Was eben dieselbe Vorstellung scheint, ist nur in ganz seltenen Fällen genau dieselbe. Ja demselben Subjekte kehrt dasselbe Objekt nicht immer dieselben Seiten entgegen. Selbst für das Einfachste, mit gesunden Sinnen sicher und rein Erfaßbare, entstand also eine große Vielheit von Ausdrücken. Freilich entdeckt der fern von der hochgesteigerten und alles umfassenden Kultur Lebende in dem kleinen Umkreise seiner täglichen Anschauungen eine viel größere Mannigfaltigkeit, als der flüchtig darüberhin irrende Blick. Daher bei einfachen Völkern die Fülle verschiedener Ausdrücke zur Bezeichnung derselben Konkreta: so

viel Neues enthüllte immer noch das oft Gesehene. Dreißig Worte für das Renntier, sagt man, habe der Lappländer, fünfhundert Ausdrücke für den Löwen der Araber, zweihundert für die Schlange, über fünftausend für das Kamel. Bedenkt man nun, daß doch zwischen dem bezeichnenden Laute und dem bezeichneten Dinge ein Zusammenhang besteht, so fragt man sich mit Staunen, wie diese einfachen Konkreta, welche, schnell fertig, die moderne Sprache einfürallemal mit demselben Worte zeichnet, jenem kindlichen, zum Denken zwar weniger fähigen, aber für sinnliche Eindrücke empfänglicheren Sinne zu so verschiedenen Bezeichnungen Veranlassung geben konnten. Allerdings finden sich zwischen den zahlreichen Zeichen jener ersten, lautfreudigen Periode immer viele parallele, welche aus denselben Eindrücken heraus von verschiedenen geschaffen sind und von welchen schließlich nur das am deutlichsten ausgeprägte als Sieger übrig bleibt. Aber selbst so müssen wir über jene Fülle staunen. In seinem Kindeszeitalter war der Mensch in Wahrheit ein tönendes Wesen. Wie ein leiser Windhauch schon die Saiten der Harfe ertönen läßt, so entlockten auch die flüchtigsten Eindrücke damals seiner Seele Laut und Klang. In dem Kinde läßt sich noch heute diese Lautseligkeit erkennen. Man sieht, es würde den Prozeß der Sprachschöpfung von neuem beginnen, wenn seine Versuche nicht früh durch die fertige Sprache, welche sich ihm zu bequemem Gebrauche darbietet, zum Stillstand gebracht würden. In dem Munde des Erwachsenen ist heute die Sprache freilich ein bloßes konventionelles Zeichenwerk, und nur in der Seele der Auserwählten, welche zu Führern der Litteratur werden, lebt von jenem uralten und echt menschlichen Triebe, Lautzeichen zu schaffen, immer noch etwas fort.

Was die Empfindungslaute betrifft, so hat der Gebildete von heute sie sich fast abgewöhnt. Gewiß war das schwer. Denn sie gleichen den unwillkürlichen Reflexbewegungen. Es scheint ihm kindisch und unziemend, sich Laute, welche er nicht die bewußte Absicht gehabt hat auszusprechen, abpressen zu lassen. Wer derartige Laute ausstieß, erschien sich selbst und den anderen bald ein Unterliegender. Die Manneswürde gebot diese

unwillkürlichen Laute des Schmerzes, der Freude, des Erstaunens unterdrücken zu lernen und der Empfindung ihren natürlichen Ausgang zu versperren. Jenes Schweigen der ersten Menschen bedeutete eine todähnliche Ruhe des Innern; mit diesem Schweigen hingegen eroberte sich der Mensch etwas, was ihm von Natur versagt schien. Hier berührt sich die Civilisation mit dem Mannesideal barbarischer Völker, welche damit prahlten, der überwältigenden Empfindung siegreich Trotz bieten zu können. Nur wollten jene Barbaren die Empfindung überhaupt in sich ertöten und kannten nur diesen Weg, zu höherer Bildung zu gelangen, während heute die maßvolle Bekämpfung der naiven und unmittelbaren Empfindungsäußerungen nur ein Glied in einer langen Kette ähnlicher Glieder ist.

Eigentliche Empfindungslaute, welche ein unmittelbarer Ausdruck der Freude, des Schmerzes, des Erstaunens, des Bedauerns, der Entrüstung u. s. w. sind, finden sich aber in allen gebildeten Sprachen nur sehr wenige. Auch sind sie nur die Vorläufer der menschlichen Rede und durchaus dem Schreie der tierischen Stimme vergleichbar. Die Sprache würde nicht entstanden sein, wenn nicht schon die zahlreichen Eindrücke, welche noch außerhalb der eigentlichen Empfindung liegen, die Kraft hätten, Laute hervorzulocken. Ohne meist weder angenehm, noch unangenehm zu sein, bereiteten die Eindrücke, welche von allen Seiten die Sinne und den Geist bestürmen, ein Gefühl der Spannung, gegen welches der Laut ankämpfte und welches eine Wirkung herausforderte. Man hat deshalb mit Recht gesagt, durch den Ausdruck würde die Seele von dem empfangenen Eindrucke erlöst und über den empfangenen Stoff erhoben. Zunächst zwar erfolgte wohl auf den Eindruck ein bloßer, unbestimmter Empfindungslaut. Aber diese gleichmäßige Äußerung, mit welcher die Seele da auf tausend doch verschiedene Eindrücke antwortete, konnte auf die Dauer nicht genügen. Es war natürlich, daß man das Besondere dieses einzelnen Falles kenntlicher machen wollte, und nun erst fing man an, wirkliche Namen zu schaffen. Eine besonders dring-

liche Aufforderung durch einen Laut ein Abbild des Dinges zu schaffen, lag in den Eindrücken des Gehörsinnes. In diesem Falle wurde das Empfangene als Echo gewissermaßen zurückgeworfen, ohne daß es einer Verarbeitung und eines Übergangs in eine andere Art bedurft hätte. In der Folge aber hat es sich die Sprache wenig angelegen sein lassen, diesen Weg weiter zu verfolgen; ja selbst die Dichter haben nur mit großer Vorsicht direkte Lautwahrnehmungen verwendet. Fast will es uns heute scheinen, als sei es ein kindisches Beginnen, den gehörten Naturlaut in seiner eigenen Sprache zu wiederholen. Selbst die Klangwirkungen der Dichter machen, wie viele Beispiele bei Bürger beweisen, den Eindruck des Kindischen, wenn sie rein sinnlich bleiben, von so herrlicher Wirkung sie auch sind, als Ingredienzien zur Färbung des Gedankens verwendet.

Viel zahlreicher und zugleich viel schwieriger durch den Laut zu bewältigen waren die Eindrücke der anderen Sinne. Das Empfangene mußte hier in einer anderen Sprache wiedergegeben werden. Um das Geheimnisvolle dieses Vorganges zu begreifen, muß man sich klar machen, daß der Laut doch auch in diesen Fällen stets ein angemessener Laut sein will. Es genügt dem menschlichen Geiste nicht, für all das Verschiedene, was an die Pforten seiner Sinne klopft, sich verschiedene, willkürliche Zeichen zu wählen: er will vielmehr für die Sachen sich entsprechende Lautbilder schaffen. Allerdings mußte zu diesem Zwecke die Sprache der anderen Sinne in die Sprache des Klanges umgesetzt werden. Denn die meist längst verdunkelten Urelemente der Wörter waren Lautnachahmungen, welche in der Mehrzahl der Fälle das in anderer Sprache Gesagte übersetzt boten. Um die ganze Tiefe und Fülle der stellvertretenden Kraft zu ergründen, welche in den elementaren Lauten liegt, müßten wir neben der Denkleichtigkeit des modernen Menschen auch die feine und vielseitige sinnliche Reizbarkeit der ältesten Menschengeschlechter haben. Im Grunde aber beruht auf dieser Eigentümlichkeit des Lautes, zu einem verdeutlichenden Stellvertreter von allem werden zu können, auch die durch keine verständig klaren Reden auszuschöpfende Tiefe der Musik.

So lange aber das sinnliche Element in der Auffassung des Menschen in üppiger Fülle überwog, konnte von einer feineren und geistigeren Ausbildung der Sprache nicht die Rede sein. Wer alles, was er erwirbt, in Form von klingenden Münzen festhalten möchte, kann zwar recht reich werden, aber ein ungeheures Vermögen kann er nur erwerben, wenn er sich an andeutenden, wenn auch vollgültigen Stellvertretern seines Besitzes genügen läßt. Ungeheuer aber ist der Reichtum, welcher in einer fertigen, wohlausgebildeten und für alle Fälle ausreichenden Sprache angehäuft ist. Immer mehr im Laufe ihrer Entwicklung verzichtete die Sprache auf eine direkte, dem sinnlichen Eindrucke sich annähernde Nachahmung und wurde so zu einem allegorischen Abbilde der Dinge. Aber auch heute erblickt nur der stumpfe und ganz ungebildete Sinn in ihr eine bloße Sammlung zufälliger Zeichen. Wo man sie auch genauer prüft, fast stets findet man sie geheimer Weisheit voll. Unzählige überraschend richtige Anschauungen, geläuterte Erfahrungen und Urteile finden sich in ihr ausgeprägt, und nicht bloß an ihrer Oberfläche bietet sie ein Bild der Vernunft und Gesetzmäßigkeit. Wer einmal versucht hat, in ihre Tiefen zu steigen, den zieht es immer wieder dorthin zurück, und in zweifelhaften Fällen befragt er die Sprache wie ein Orakel, im voraus überzeugt, daß in ihr die widerstrebenden Meinungen nach langem Hinundherpendeln bei ihrem Schwerpunkte in der Mitte angelangt sind. So wird das Sprachstudium zu dem genußreichsten und zugleich zu dem belehrendsten, weil es in sich einen unausschöpflichen Vorrat edler und geklärter Weisheit von ewig menschlichem Interesse birgt.

Für eigentliche Gedankenausprägungen wurde die Sprache auf einer späteren Entwicklungsstufe erst ergiebig gemacht, nachdem sie durch mannigfaltige Ableitungen fähig geworden war, die logischen Beziehungen zu einem klaren Ausdruck zu bringen. So sonderte sich das bloß Ähnliche, das Wort wurde beweglicher, die Sprache wurde geistiger und charakteristischer. Das war ein Fortschritt zugleich und ein Rückschritt. Je nachdem man sie von der einen oder von der anderen Seite be-

trachtete, hat man geklagt, daß die Sprache von ihrer ursprünglichen Vollkommenheit herabgesunken sei, oder hat es bewundernd anerkannt, daß sie sich geistiger ausgebildet hat und schrittweise fähig geworden ist, den sich steigernden Gedankenreichtum zu bewältigen. Allerdings hat sie von ihrer Formfülle und von ihrer anheimelnden Sinnlichkeit je länger je mehr verloren. Dadurch aber ist sie beweglicher geworden und der unkörperlichen Natur des Gedankens verwandter. Es ist deshalb unverständig über ihren Verfall zu klagen. Dieser Verfall ist von dem Fortschritte nicht zu trennen, und die Entwicklung ist eine organische gewesen und zugleich eine in die Höhe strebende. In ihrem Jugendzeitalter wandelt die Sprache wie durch blumige Thäler, einen farbigen und duftigen Weg, dessen Aussichten aber beschränkt sind. Allmählich windet sich der Weg in die Höhe. Die Vegetation verliert ihre Fülle, ihre Farbenpracht; aber ringsum wird es klarer, und inmitten aller Öde und Erstorbenheit lohnt oben eine entzückende Weitsicht nach allen Seiten, und kühle Klarheit drängt sich ohne Unterlaß an unsere Sinne. Es ist begreiflich, daß der Mensch, auch Neues gewinnend, nur ungern auf seinen früheren Besitz verzichtet. Die bloße Verständlichkeit genügt uns auch heute nicht an der Sprache. Unsere Dichter hüten wie ein Kleinod alles, was an sinnlichen und zur Phantasie sprechenden Elementen in der Sprache noch vorhanden ist, und auch die Prosa schöpft an dieser Quelle der Verjüngung, um einen höheren Grad von Anschaulichkeit zu erzielen, zumal dann, wenn sie neben der bloßen sachlichen Mitteilung zugleich auch durch Vorzüge der Form wirken will. Wer aber die ganze sinnliche Frische und Fülle kennen lernen will, deren die Sprache fähig ist, der muß zu den Sprachdenkmälern zurückkehren, welche aus der Jugend des Menschengeschlechts übrig sind. Freilich wäre es übereilt, aus jener Veränderung, die im Laufe der Jahrtausende vor sich gehen mußte, schließen zu wollen, es sei die moderne Sprache überhaupt für die Poesie nicht mehr tauglich. Wie der Greis wohl die Seligkeit der Jugendfrische, welche er nicht mehr besitzt, überschätzt und darüber seine Vorzüge vergißt, so

hat man sich auch in unserem Jahrhunderte zu einem übertriebenen Lobe jener alten Sprache hinreißen lassen. Die Linguisten namentlich, voll Bewunderung über die quellende Formfülle der alten Sprache, waren im ganzen wenig geneigt, der modernen Sprache die gebührende Anerkennung zu teil werden zu lassen. J. Grimm freilich erklärt in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache, daß an die Stelle der alten Gaben und Mittel in der Sprache etwas anderes getreten ist. Was die Brauchbarkeit unserer heutigen Sprache für die Poesie z. B. betrifft, so kann man dem wenig klaren Lobe, mit welchem die Sinnlichkeit der homerischen Darstellung oft gepriesen ist, diese Behauptung gegenüberstellen, daß unsere heutige Poesie über mannigfaltigere und tiefer in die Seele dringende Darstellungsmittel gebietet als jene, daß sie mit ihren weniger farbigen Sprachelementen dennoch Anschauliches zustande bringt und durch die Beimischung seelischer Elemente oft poetische Wirkungen erzielt, welche der sinnlich-naiven Poesie jener alten Zeiten durchaus unbekannt waren.

Die Sprache war ursprünglich etwas Werdendes und Entstehendes, während sie heute etwas Gemachtes, Fertiges und einfach zu Lernendes ist. In dem Augenblicke freilich, wo sie uns in den ältesten Litteraturdenkmälern erscheint, war sie trotz der Biegsamkeit ihrer Formen, auch schon der Hauptsache nach fest geworden. Anderseits ist auch nicht einmal in der heutigen Sprache der Werde- und Wandlungsprozeß zum Abschluß gelangt. Sie folgt eben nur dem überall in der Natur herrschenden Entwickelungsgesetze: im Anfange ist alles beschleunigter, und ist der Punkt der Reife, wie man sagt, erreicht, so werden die Wandlungen so langsam, daß sie als solche kaum noch erkennbar sind. So weit wir also auch unsere Blicke zurückwenden, überall erscheint uns die Sprache, von den in jeder einzelnen Periode stets wenig zahlreichen Neuschöpfungen abgesehen, als etwas Fertiges und von außen an den Menschen Herantretendes. Der innige Zusammenhang, welcher einst, nach der heute herrschenden Ansicht von dem Ursprunge der Sprache, zwischen dem Laute und dem durch den

Laut Bezeichneten bestand, scheint schon in den ältesten Zeiten gelockert und heute fast völlig zerrissen. Die Sprache ist ein konventionelles Wissen geworden, und auch der Begabteste würde sich, in der Einsamkeit ganz sich selbst überlassen, fern von allen Stimmen Mitlebender, aus seinen eigenen Anschauungen heraus und allein durch die treibenden Kräfte seiner eigenen Seele, nicht eine Sprache heute bilden können, welche mit der unter diesem Himmelsstriche herrschenden der Hauptsache nach übereinstimmte. Man möchte darnach fast glauben, daß heute zu dem fertigen Gedanken und zu der fertigen Empfindung sich die Sprache wie das Kleid zu dem Körper verhalte, über welchen es, sich seinen Formen zwar anbequemend, aber doch als etwas durchaus Fremdes nachträglich geworfen wird.

Allerdings muß man einräumen, daß die Sprache heute der überwiegenden Hauptsache ihrer Elemente nach etwas Konventionelles ist, ja, daß in dem Menschen die Neigung liegt, alles Bedeutsame in ihr zu konventionellen Zeichen ohne innere Bedeutsamkeit werden zu lassen. Es bedarf fast einer erzwungenen Aufmerksamkeit, um das Anschauliche und Weisheitsvolle, was in manchen Wortverbindungen liegt, zu sehen, selbst dann, wenn es offen zu Tage liegt. Erst durch eine litterarische und philosophische Kultur des Geistes wird man meist wieder fähig in den Worten mehr als an sich bedeutungslose Zeichen zu erblicken und in diesen scheinbar starren Formen die Wandelung und Bewegung des Lebens zu fühlen. Ja, man kann noch weiter gehen und behaupten, daß die Sprache von dem Augenblicke ihrer Geburt an konventionell war. Die fertigen Zeichen, welche sie darbietet, sind das Resultat eines langen Schwankens, stellen den Zustand einer Klarheit dar, welche sich aus einer mehr oder weniger langen Gährung herausentwickelt hat. Dieser Entstehungsprozeß aber war nicht vom ersten Anfange bis zum Abschlusse ein rein natürlicher, d. h. durch keinerlei zufällige Einwirkungen beeinflußter. Diejenigen aber, welche in der Folge das Resultat herübernahmen, ließen es nicht von neuem in sich entstehen, sondern benutzten das dargebotene bequeme Zeichen, ohne es sich selbst errungen zu haben. Bieg-

sam und bildsam während des Entstehens, fängt das Sprachmaterial doch an, hart und starr zu werden, sobald es als etwas Fertiges in Circulation gesetzt ist. So allein kann eine allgemein gesprochene Sprache entstehen. Natürlich ist das frisch entstandene Wort, auch nachdem es an dem Punkte der Unveränderlichkeit angekommen ist, noch lange eine Geburtsstätte neuen, abgeleiteten Lebens, und erst allmählich erstirbt die Kraft seiner Wurzel.

Daß die Sprachzeichen, welche aus dem innersten und eigentümlichsten Drange unserer Natur heraus entstanden sind, so schnell den Charakter bloß verabredeter Zeichen annehmen, wird begreiflich, wenn man erwägt, wie weit alles Selbstgefundene stets das Übernommene, selbst wenn es mit Verstand und Urteil übernommen ist, an Leben und Triebkraft überragt. Der Gedanke eines Gelehrten oder Philosophen treibt, auch nachdem er ihn veröffentlicht hat, doch nur in ihm selbst und in den Seelen einiger anderer, ihm geistig Verwandter, weiter, von innen heraus, wie ein Naturprodukt, alles entwickelnd, was in seinem Keime lag. Die große Menge nimmt ihn hin und erfaßt auch wohl seine augenblickliche Gestaltung, aber vermag ihm nicht zum fröhlichen Wachsen und Grünen einen verwandten Boden zu bieten.

Man soll sich indessen hüten, es als ein Unglück zu beklagen, daß die Sprachzeichen, kaum geboren, schon die Tendenz haben, konventionell zu werden. Den Laut immer von neuem schaffend, würden wir stets in den Anfängen stecken bleiben und vor lauter Buchstabieren nie zum Lesen kommen. Man sehe doch, wie leichtfüßig der moderne Ausdruck ist im Vergleich zu der Schwerfälligkeit des eigentlichen Denkens bei Homer. Ihre fleischige Fülle verlierend und zusammenschrumpfend, werden die Worte doch handlicher für den Gebrauch. Horaz vergleicht sie mit den Blättern. Wie wenige nur kann man frisch aufbewahren! Welcher Raum ist nötig, um diesen quellenden, lebendurchglühten Reichtum zu fassen! Wie übersichtlich hingegen erscheinen sie, wenn ihrer zahllose Arten getrocknet und geordnet dicht bei einander zusammen sich dem

Auge im Herbarium darbieten! So gleicht auch unsere Sprache nicht der grünenden, unendlich breit sich ausdehnenden Natur, sondern den bequem geordneten Vorratskammern, wo man nach allen Seiten nur die Hand auszustrecken braucht, um das in Wirklichkeit Zerstreute zusammen zu fassen. Freilich entbehrt in diesen Räumen alles der lachenden Farbe, des prangenden Anblicks; aber seine wesentliche Kraft hat es doch auch in dem zusammengeschrumpften oder durch Verarbeitung hergestellten Zustande bewahrt.

Das Außerordentliche auf allen Gebieten freilich zeigt auch auf späteren Entwickelungsstufen deutliche Spuren von Vorzügen, welche einer vorausliegenden Periode als eigentümlich angehören, wie anderseits der Gegenwärtige darin zugleich meist durch ein leises Tönen des Zukünftigen modifiziert wird. So wird man auch die Sprache preisen müssen, welche, wie die homerische, trotz ihres jugendlichen Charakters auch schon das Geistige zu bewältigen anfängt, und nicht minder unter den alt gewordenen modernen Sprachen die deutsche, welche von wirklichen Dichtern gehandhabt, wieder Frische, Naivetät und ansprechende Sinnlichkeit zu zeigen vermag. Jedenfalls aber hat man kein Recht, einfach als einen Verfall zu bezeichnen, was die notwendige Folge der gesteigerten Kultur war, und was zugleich zu einer fortschreitenden Steigerung notwendig war. Man erwäge, daß die Sprache nie das einzelne als einzelnes wiedergiebt. Die Fülle des einzelnen würde den Geist erdrücken, und auch dem Menschen würde das Denken nicht möglich sein, wenn ihm nicht in der Sprache ein Mittel zu teil geworden wäre, die auf ihn von allen Seiten unaufhörlich losstürmende Masse der Eindrücke zu bewältigen. Diese Bewältigungskraft ist im Laufe der Jahrhunderte ohne Zweifel gestiegen, und man darf deshalb behaupten, daß die Sprache ein tauglicheres Werkzeug für die eigentümlichen Zwecke, denen sie dienen soll, geworden ist, trotzdem sie von ihrer jugendlichen Formfülle je länger je mehr eingebüßt hat. Immer weitere Massen lernen wir zusammenfassen, und unsere Abstrakta umspannen immer weitere Kreise. An anschaulichen Elementen

ärmer werdend, schärfen die Worte doch den in ihnen liegenden Begriff und lernen immer feineren Nuancen gerecht zu werden. So reift die Sprache ihrem idealen Ziele entgegen, welches darin besteht, mit den Mitteln der menschlichen Auffassung ein allseitiges, den Dingen entsprechendes Gegenbild zustande zu bringen. Im Hinblick auf diese hohe und vielseitige Aufgabe erscheinen die charakteristischen Lautmalereien der älteren Sprachen und der Dichter nur wie eine kindliche Vorstufe, und erst da, kann man sagen, sei die wahre Tendenz der Sprache zum Durchbruch gekommen, wo sie sich offen entschließt, aus dem Reellen, welches sie bewältigen soll, etwas entsprechend anderes, ein Ideelles zu machen. Noch deutlicher, als an der Sprache, tritt diese Wandelung an der Musik hervor. So lange diese die heiteren, schmerzlichen, sehnsuchtsvollen, furchtbaren Klänge der Natur direkt nachahmte, vergnügte sie mehr das Ohr als die Seele. Tiefer und vielseitiger wurde ihre Wirkung erst, als sie, anstatt den Laut selbst und allein nachzuahmen, nunmehr anfing durch den Laut vor allem auch alles, was im Herzen heiter und dumpf erklingt, zum Ausdruck zu bringen. Freilich hat sie in ihrem letzten Entwicklungsstadium oft vergessen, daß sie durch das Ohr zur Seele dringen soll. Erstrebt sie also auch etwas Höheres als dem Ohre bloß zu schmeicheln, so soll sie doch auch das Organ, dessen Vermittelung sie nicht entbehren kann, nicht beleidigen. Ja, wie bei einer gehaltvollen Musik der sinnliche Wohllaut als eine ebenso natürliche als angenehme Zugabe betrachtet wird, so lobt man auch die Darstellung, in welcher das abstrakt Geistige durch naive, an eine frühere Entwicklungsstufe anklingende Ausdrucksmittel temperiert ist.

So mannigfaltige Ausdrucksformen sich aber auch die Sprache im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hat, und so sehr die einzelnen Sprachen sich bemüht haben, durch Entlehnungen ihre Lücken auszufüllen, so sind wir doch auch heute noch weit entfernt, ein durchaus adäquates und für alle Fälle ausreichendes Mittel zum Ausdrucke aller Regungen des Geistes und Gemüts zu haben. Der einzelne, und wäre er der Ge-

wandteste, ringt ja stets mit der Sprache. Auch für den, welcher mühelos, wie man sagt, sich ausdrückt, deckt sich das Denken und Empfinden nicht durchaus mit dem Sprechen, und je geschickter und reifer man wird, um so schwieriger erscheint einem die Kunst der Rede, um so tiefer fühlt man, wie vieles auf dem Wege vom Innern bis zum Munde verloren geht. Man begreift dann, wie in der Periode der beginnenden Besinnung Gorgias, getroffen offenbar durch diese nicht schwinden wollende Differenz zwischen der Auffassung und dem Ausdrucke, sagen konnte, selbst wenn etwas sich erkennen ließe, ließe es sich doch nicht durch die Rede anderen mitteilen. Nicht bloß aber der einzelne ist bis heute unfähig gewesen, stets sich die Sprache durchaus gehorsam zu machen, sondern trotz aller erworbenen Fülle und Bildsamkeit ist die Sprache selbst überhaupt immer noch ein unzureichendes Werkzeug, welches ganze wichtige Gebiete nur an der äußersten Grenze zu streifen vermag.[1] Wie unfähig ist sie oft, für die tiefe Empfindung der Schönheit, welche wir beim Anblicke einer Statue oder eines Gemäldes haben, einen nicht bloß starken, an bewundernden Ausrufen reichen, sondern genau treffenden Ausdruck zu finden. Aber nicht bloß dem geheimnisvollen Zauber des Kunstwerks gegenüber versagt die Sprache; auch in unserer täglichen Umgebung bietet sich unserem Auge Zahlreiches dar, was wir, wenn wir aufmerksamer zu sein gelernt haben, nicht imstande sind, uns selbst zur Genüge in Worten wiederzugeben. Verdrießlich meinen wir wohl oft, daß wir gerade auf die geheimsten Eigentümlichkeiten der Dinge verzichten müssen. Wer hat anderseits nicht oft den unverwüstlichen Reiz einer glücklichen Erzählungskunst empfunden! Allerdings soll alles geschickte Sprechen auch diese Eigentümlichkeit haben, daß es zu einem mitthätigen Ergreifen auffordert, indem es manches zu ergänzen übrig läßt. Aber diese bloß negative Eigenschaft ist für sich allein ohnmächtig, wenn sich nicht zu ihr die über-

---

1) Ich verweise auf Lazarus, Leben der Seele, besonders auf das Kapitel: „Die Kongruenz von Geist und Sprache und das Verständnis.“

raschende und gewinnende Klarheit des treffenden Ausdrucks gesellt. Am tiefsten aber fühlen wir das Unzureichende der Rede der Musik gegenüber: das Wort muß sich für flach erklären im Vergleich zu den tief dringenden Wirkungen dieser Kunst! Deshalb hat man auch geradezu von der Sprache der Töne geredet. Was sind die einzelnen Künste überhaupt anderes als verschiedene Mittel des Ausdrucks! Wäre die Rede zu einem wirklich alle Seiten und alle Tiefen der Dinge erschöpfenden Ausdrucke fähig, so würde man sich schwerlich die anderen Künste erfunden haben. Die Empfindung eben des Ungenügenden drängte zu neuen Erfindungen: um genauer gewisse, sehr bemerkenswert scheinende Eindrücke wiedergeben zu können, sann man auf neue Mittel des Ausdrucks. So entstanden die einzelnen Künste. Ihre Gebiete berühren sich vielfach; aber jede redet ihre eigene Sprache, wie auch jede ein bestimmtes Gebiet hat, innerhalb welches sie sich leichter bewegt als irgendeine andere Kunst und welches ihr deshalb als eigentümlich zugeschrieben werden kann. Am ausgedehntesten ist freilich das Gebiet der Sprache: sie umfaßt alles, und selbst in dem Bezirke, wo diese oder jene andere Kunst ihre geheimste Macht entfaltet, vermag auch sie immer noch sich wenigstens leidlich verständlich zu machen. Dazu kommt, daß sie alle Äußerungen des Lebens fortwährend begleitet. Nur ausnahmsweise erheben die Malerei, die Skulptur, die Musik ihre Stimme, und die überwiegende Masse der Menschen vernimmt solche Laute so selten, daß sie auch nicht die notdürftigste Leichtigkeit erwerben sie zu verstehen. Die Sprache aber drängt sich tagtäglich an das Ohr aller, und auch der Ungeschickteste wird bald leidlich geschickt, ihre Klänge sicher zu erfassen und richtig zu deuten.

Begreiflicherweise ist man frühzeitig bemüht gewesen durch allerhand Mittel dieser wichtigsten aller menschlichen Künste zu einer starken Wirkung zu verhelfen. In dem Gefühle, daß das einfache Wort die Sache nur unzureichend wiedergebe, suchte man das Wort zu verschönern und zu verstärken. So entstand die Rhetorik, welche an die Stelle des schlichten, natürlichen

Ausdrucks etwas geschickt auf die Wirkung Berechnetes setzt. Insofern nun als die Sprache stets ein mehr oder weniger unvollkommenes Ausdrucksmittel ist, verdient das Bestreben, für diese natürliche Unvollkommenheit eine Abhilfe zu suchen, durchaus unsere Billigung. Die Rhetorik entlehnte z. B. etwas von der geheimnisvollen Wirkung der Musik, indem sie durch Klangwirkungen zu der verstandesmäßigen Wirkung der Sprache eine Ergänzung hinzufügte. Ursprünglich wollte die Rhetorik nichts als die Rede zur Kunst steigern. Sie war ihrem Wesen nach unanfechtbar, so lange sie sich daran genügen ließ, die natürlichen Tendenzen der Sprache zu erfüllen; erst da wurde sie bedenklich, als sie durch verführerische Mittel, illecebrae von den Römern genannt, den Beifall zu erschleichen anfing und alles auf eine flüchtige, jenen Mitteln vergleichbare Wirkung anlegte, welche eine angenehme, aber kurze Steigerung der Lebensthätigkeit hervorbringen, aber gleich darauf durch eine desto tiefere Ermüdung und Ernüchterung den Lohn für die geleisteten Dienste eintreiben.

Das Wort Rhetorik ist so oft in schlechtem Sinne gebraucht worden, daß viele für das Berechtigte des Strebens, die Rede zu gestalten, alles Verständnis verloren haben. Die echte Rhetorik ist nichts anderes als die Kunst, welche dem Gedanken und der Empfindung zu einem vollen und angemessenen Ausdrucke verhilft. In der Freude über die neuentdeckten Wirkungen einer zur Kunst gesteigerten Rede lag die Versuchung des Mißbrauchs allerdings nahe, und die Sophisten selbst, die Begründer dieser Kunst, brachten sie durch ihre geschmacklosen Übertreibungen nicht minder als durch ihre lügnerischen Ausnutzungen in Verruf. Cicero nennt den Isokrates den Vater der Beredsamkeit, nicht weil er sie erfunden, sondern weil er die von den Sophisten erfundenen Mittel zur Gestaltung der Rede zuerst maßvoll verwendet habe. Von solchen Mitteln freilich haben viele in alter wie moderner Zeit überhaupt nichts wissen wollen. Und sicherlich hat man ein Recht, es als verkehrt, lügnerisch und geschmacklos zu bezeichnen, wenn um einen einfachen und natürlichen Ausdruck nachher mit Hilfe

von eingeübten Kunstgriffen, wie etwas Fremdes, der Rahmen der Kunst gelegt wird, wiewohl immerhin zuzugeben ist, daß der großen Menge der Beschauer durch einen passenden Rahmen die Vorzüge eines Bildes faßlicher werden. Die wahre Rhetorik jedoch ist eine Gestaltung von innen heraus, und je weniger man ihrem Werke die Absicht eine gesteigerte Wirkung zu erzielen anmerkt, um so besser ist es gelungen. Summa est ars, cum ars non apparet, sagt Cicero. Man erinnere sich auch, daß den feinsten Kennern des Altertums die schmucklose Rede des Lysias, welcher doch alles fehlt, was im engern Sinne rhetorisch genannt zu werden pflegt, von unübertrefflicher Vollkommenheit zu sein schien.

Um die Frage, innerhalb welcher Grenzen die Rhetorik berechtigt ist, klar beantworten zu können, muß man den Begriff der Rhetorik scharf umgrenzen. Zunächst umfaßt die Rhetorik nicht bloß die Kunst des Redens, sondern auch die Kunst des Schreibens. Die Theoretiker des Altertums zwar haben das Auge stets auf die öffentliche Beredsamkeit gerichtet; aber, wenn man von den besonderen Vorschriften über den Vortrag absieht, gilt doch alles, was sie sagen, auch von der Prosadarstellung überhaupt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß das gesprochene Wort, auch kunstvoll gestaltet, sich in mehr als einer Hinsicht von dem geschriebenen unterscheidet: es ist lebendiger und leidenschaftlicher, auch darf es ausführender sein, als der geschriebenen und weniger schnell vorübereilenden Darstellung gestattet werden kann. Le secret d'être ennuyeux, sagt Voltaire, c'est de tout dire. S'il faut tout vous dire, sagt Rousseau, ne me lisez point. Aber was über das Verhältnis zwischen Inhalt und Form und über die Gestaltung der Form selbst gesagt wird, gilt doch nicht minder von dem geschriebenen Worte. Ziehen wir also in dieser Hinsicht die Grenzen heute weiter, so sondern wir anderseits manches heute aus dem Begriffe der Rhetorik aus, was die Alten mit hineinzogen. Zur Rhetorik gehörte ja nach ihrer Auffassung außer der Lehre vom Vortrage auch die Lehre vom Finden und Anordnen des Stoffes. Wir hingegen beschränken

die Rhetorik auf die Ausgestaltung des Wortes und der Form (elocutio), nach welcher, als seiner wesentlichsten Thätigkeit, die Kunst des Redners bei den Römern genannt wurde. Dies wenigstens ist der Sprachgebrauch der Gebildeten, wenn auch die Theoretiker, ganz wie in alten Zeiten, neben der Formgestaltung auch heute noch das Finden und Anordnen des Stoffes in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen pflegen.

Freilich ist der Sprachgebrauch auch in diesem Falle ein unsicherer Führer: wir bezeichnen mit Rhetorik heute ein fehlerhaftes Zuviel, eine Feindin der Wahrheit, etwas blendend Lügnerisches, ungebührlich Starkes und nach dem Effekt Haschendes. Mit unberechtigten Mitteln sucht diese Rhetorik an falscher Stelle zu wirken und den Mangel an Gehalt durch prahlerische Scheineigenschaften zu verdecken. Sie ist es im Grunde immer allein gewesen, welche man von Sokrates' Zeiten an bekämpft hat. Mit welchem Rechte aber verwirft man zugleich mit ihr die echte Rhetorik, welche doch nichts anderes will, als die Mittel an die Hand geben, mit deren Hilfe man dem Gedanken zu einem ihm voll und ganz entsprechenden und ihm gebührenden Ausdruck verhelfen kann? Mit Unrecht ist dem Worte ein gehässiger Stempel aufgedrückt worden. Denn so innig auch die Sprache mit dem Gedanken verbunden ist, so ist es doch ein Wahn, zu glauben, daß ohne weiteres sich uns zugleich mit dem Gedanken der genau entsprechende Ausdruck biete, und daß demnach jede besondere Anweisung zum Reden immer nur auf unehrliche, von der Sache ablenkende Mittel hinzielen könne. Die wahre Rhetorik, welche sich in den Darstellungen der Alten mit Recht auch auf den poetischen Ausdruck erstreckte, verlangt nicht um jeden Preis Schönheit und Stärke der Rede, sondern höher, als alles, stellt sie die strenge Angemessenheit des Ausdrucks, die Proprietät der Rede. Allerdings gestattet nur der große Gegenstand alle Kräfte des Wortes zu entfesseln; aber als vollberechtigt gilt ihnen doch auch die einfache Rede, wenn sie den Gedanken zu einer klaren, scharfen, durchaus angemessenen Darstellung bringt.

Die gewöhnlichen Lehrer der Rhetorik, von denen es in

Griechenland und Rom wimmelte, sind schuld an der Mißgunst, welche die Lehre von der Gestaltung der Rede getroffen hat. Sie gefielen sich in spinnewebartigen Subtilitäten und im endlosen Spalten des Kleinen und Kleinsten, während alle wichtigen Punkte dieser Lehre von ihnen kaum leise berührt wurden. Ihre Lehrbücher gleichen den Grammatiken, welche den Stoff nicht zu bewältigen, nicht auf die Hauptgesichtspunkte zurückzuführen vermögen und in verwirrenden Unterordnungen Regel auf Regel häufen, ohne je Ausblicke auf die alles beherrschenden Höhen zu eröffnen. Im Zorne gegen diese am Äußern klebenden, die Bedeutung des Äußern übertreibenden und das Wesentliche stets verkennenden Darstellungen schrieb Aristoteles seine Rhetorik. *Αἰσχρὸν σιωπᾶν*, rief er aus, *Ἰσοκράτην δ' ἐᾶν λέγειν.* Ebenso steht Cicero in seinen rhetorischen Schriften in einem bewußten Gegensatze zu der üblichen Behandlung dieses Gegenstandes in den Schulen, wie er anderseits auch zu der Behandlung des Aristoteles, welche sich um die Rhetorik als Kunst der schönen Form wenig gekümmert hatte, eine Ergänzung bietet.

Zwei Hauptsätze Ciceros, auf welche er immer wieder zurückkommt, sind es besonders, welche man den Feinden aller Formgestaltung entgegenhalten kann. Der Glanz der Darstellung, sagt er, ist nichtig, wenn nicht ein dieses Aufwandes würdiger Gedanke zu Grunde liegt. Ja, Pracht des Ausdrucks bei Nichtigkeit des Inhaltes ist in seinen Augen bare Tollheit. Nur aus einem reichen und vielseitigen Wissen kann nach ihm die Beredsamkeit hervorsprudeln. Deshalb ist ihm die wahre Beredsamkeit nur denkbar im Bunde mit der Philosophie, in deren Strom alle Bäche des erfahrungsmäßigen Wissens münden, von deren Höhen alle Bäche der echten und geläuterten Erkenntnis herabfließen.

Sodann betont er wieder und wieder, daß es keine absolute, von der Rücksicht auf den Gedanken trennbare Schönheit der Darstellung gebe. Der gilt ihm deshalb als der vollkommenste Redner, welcher für jeden Gegenstand die angemessenste Form findet, welcher für das Geringfügige die

niedere Beredsamkeit (tenue, ἰσχνὸν γένος) zu verwenden versteht, die mittlere Gattung für die Gegenstände von mittlerer Bedeutsamkeit, und welcher dem wirklich großen Stoffe in der höchsten Gattung, dem grande genus, die ganze Kraft der Rede entfaltend, gerecht zu werden fähig ist. Als wesentliche Eigenschaft des wahren Redners gilt ihm die geschmackvolle Angemessenheit. Wer diese besitzt, der mag als attischer, d. h. als großer und echter Redner gelten, welcher der drei Redegattungen er auch angehören möge. Deshalb stimmt er gern in das Lob ein, welches der einfachen, aber stets dem Gegenstande durchaus angemessenen Beredsamkeit des Lysias gespendet wurde. Vollkommen freilich ist in seinen Augen erst der Redner, welcher auch für die Behandlung großer Stoffe ausreichende Kraft besitzt und dabei durch sein Urteil und seinen Geschmack vor der Verkehrtheit bewahrt wird, auch bei der Behandlung des Geringfügigen sein ganzes Können zeigen zu wollen. In der Forderung der Angemessenheit liegt ja zugleich die Forderung einer reichen Nuancierung. Denn welcher Stoff wäre in allen seinen Teilen von gleicher Größe? Inmitten aller Erhabenheit und Leidenschaft werden sich stets vorbereitende und verbindende Glieder von nebensächlicher Bedeutung finden, welche nicht entbehrt werden können, welche aber mit leiserer Stimme vorgetragen werden müssen.

In ähnlicher Weise führt Horaz die Schönheit des poetischen Ausdrucks auf die Angemessenheit zurück. Der Dichter läuft noch leichter Gefahr, als der Prosaiker und Redner, einen nichtigen Gehalt hinter einer glatten, gefälligen, das Ohr bestechenden Darstellung verbergen zu wollen. Solche zierlichen Nichtigkeiten kommen einer gehaltvollen Poesie, selbst wenn sie aller im engern Sinne künstlerischen Formeigenschaften entbehrt, nicht von ferne gleich.[1]) Deshalb kommt in seinen Augen so viel

---

1) Epist. II, 3, 319:
Interdum speciosa locis morataque recte
fabula nullius veneris, sine pondere et arte,
valdius oblectat populum meliusque moratur
quam versus inopes rerum nugaeque canorae.

auf eine vorsichtige Wahl des Stoffes an.[1]) Wer seinen Gegenstand beherrscht, dem, meint er, fast wie Cato, werden die Worte nicht fehlen.[2]) Es liegt ihm so viel an einer charakteristischen und treu die Natur des Gegenstandes wiederspiegelnden Sprache, daß er im Vergleich zu der Arbeit des tiefen und klaren Erfassens die Formgebung als etwas Nebensächliches und im Gefolge jener höheren Aufgabe sich von selbst Einstellendes betrachtet. Freilich ist bei diesen Äußerungen als Ergänzung, was er an andern Stellen über die Schwierigkeiten des Formens sagt, zwischen den Zeilen zu lesen. Eine lange und mühevolle Arbeit des Feilens scheint ihm notwendig, damit die Vollendung entstehe, und er weiß, daß nur ein gebildetes Kunstgefühl die allen Stilgattungen drohenden Übertreibungen zu vermeiden imstande ist.[3])

Mit besonderer Klarheit hat unter den Neueren Buffon in seiner berühmten Rede über den Stil das eigentliche Geheimnis der Formgebung beleuchtet. Er hat die höchste Vorstellung von der Kunst des Schreibens. Nur gut geschriebene Werke, sagt er, werden auf die Nachwelt kommen. Alle Fülle der darin niedergelegten Kenntnisse, alle Neuheit der Ent-

---

1) Epist. II, 3, 38:
Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
quid valeant umeri. Cui lecta potenter erit res,
nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo.

2) Epist. II, 3, 311:
Verbaque provisam rem non invita sequentur.

Ich erinnere auch an einen Spruch Rückerts, der mit den Worten zu spielen scheint und doch genau das Richtige trifft:
Laß' etwas nur auf dich den rechten Eindruck machen,
So wirst du schon den rechten Ausdruck finden,
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schon den rechten Eindruck machen.

3) Epist. II, 3, 25:
Decipimur specie recti: brevis esse laboro,
obscurus fio; sectantem laevia nervi
deficiunt animique; professus grandia turget;
serpit humi tutus nimium timidusque procellae.

deckungen verschaffen einem Werke nicht dauernde Wirkung und Unsterblichkeit, wenn es nicht zugleich formelle Eigenschaften ersten Ranges aufzuweisen hat. Wohlklang und rhetorische Wendungen aber machen ihm noch nicht die Schönheit der Rede aus: auch Werke ohne ernsten Gedankengehalt haben oft diesen leichten und gefälligen Schmuck. Gut schreiben ist etwas Höheres. Er glaubt nicht mit Cato, daß, wenn man die Sache recht fest hält, die Worte von selbst folgen werden. Nur wer richtig denkt und richtig empfindet, wird allerdings auch gut schreiben können; aber zu diesen notwendigen inneren Vorbedingungen muß sich doch die Fähigkeit gesellen, das richtig Gedachte und richtig Empfundene auch gut wiederzugeben. Freilich gesteht er, daß man seine Gedanken stets um so leichter durch den Ausdruck wird verwirklichen können, je mehr Gehalt und Kraft man ihnen vorher durch das Nachdenken gegeben hat. Um gut zu schreiben, muß man seinen Gegenstand vollständig beherrschen. Aber selbst nach der gründlichsten Vorbereitung bleiben doch noch die eigentümlichen Schwierigkeiten der Darstellung übrig. Nunmehr gilt es, das Gefundene in der passendsten und wirkungsvollsten Weise darzureichen, die angemessene Färbung des Ausdrucks zu treffen, mit Klarheit alles zu entfalten und alle Glieder des Gedankens an die Stelle zu setzen, welche sie nach ihrem Grade von Wichtigkeit verdienen. Das ist eine wirkliche Kunst in Buffons Auge, welche von der Naturgabe der Sprechleichtigkeit und Sprechgewandtheit noch durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist. Dazu gehört wirkliche Stärke des Kopfes und der Empfindung, Feinheit des Gefühls und des Geschmackes, dazu gehören vor allem auch willige und schmiegsame Organe. Nur so kann das Innere leicht und ohne erhebliche Verluste nach außen gelangen, nur so auch kann das ganze Innere des Lesers oder Hörers, zu welchem wir sprechen, in eine so kräftige Erregung versetzt werden, daß das Gesagte wirklich der Hauptsache nach von ihm erfaßt wird.

Zu der Arbeit der Formgebung rechnet Buffon ganz im Sinne der alten Rhetorik auch die Anordnung der Gedanken.

Was den einzelnen Gedanken betrifft, so könnte man in der That glauben, daß er, klar erfaßt und bei seinem Reifepunkt angelangt, zugleich sich mit der ihm gemäßesten Form aufs innigste vermähle, ohne daß es dazu jemals einer bis in das Bewußtsein dringenden Arbeit des Gestaltens bedürfe. Angeborenes Formgeschick und viele Übung mögen oft die dazu erforderliche Anstrengung auf ein so geringes Maß herabdrücken, daß der Gedanke und die Form völlig zusammenzufallen scheinen. Anders steht es unter allen Umständen mit der Entfaltung eines Gedankens, wenn es gilt, ihn zu begründen oder zu widerlegen, seine Voraussetzungen oder seine Folgen zu beleuchten, oder wenn er, so zu sagen, mikroskopisch untersucht und in seine Elemente zerlegt werden soll. Das ist eine verwickelte Arbeit, welche nicht unter dem Antriebe eines einzigen glücklichen Augenblicks gelöst werden kann. Diese Fähigkeit der Darstellung besitzt wohl niemand von Natur in einem hinlänglich hohen Grade. Mit Erstaunen hört man oft ungebildete Menschen von glücklicher Anlage ihrem Gedanken einen überraschend treffenden Ausdruck geben. Wo aber findet man jemanden, der als Naturgabe auch diese Kunst besäße, das, was ihm durchaus vertraut ist, in richtiger Reihenfolge und mit richtiger Verteilung von Licht und Schatten zusammenhängend zu erörtern, die Hauptsachen stets sichtbar in den Vordergrund zu stellen und das Nebensächliche nach dem Grade seiner Wichtigkeit zu berücksichtigen und an richtiger Stelle einzufügen, ohne sich jemals daran zu verlieren. Wer auch dies alles noch mit zu den Aufgaben der Formgebung rechnet, wird gestehen müssen, daß die bloße Naturgabe des Sprechens von der vollendeten Kunst der Darstellung noch durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist.

Aber abgesehen selbst von der schwierigen Arbeit des Entwickelns bleibt auch denjenigen, welchen Hermes die Lippen gelöset, hinsichtlich der Wahl des Ausdrucks und hinsichtlich der Gestaltung der Sätze so viel zu thun übrig, daß man wohl ein Recht hat, den Ausdruck als etwas Besonderes dem Gedanken gegenüberzustellen. Die geheimsten Schwierigkeiten der

Rede sind auch nicht in dem ehrgeizigen und auffallenden Schmucke zu suchen, welcher mit Hilfe der sogenannten rhetorischen Mittel zustande gebracht wird,[1]) sondern in der mühelos hervorgebrachten Anschaulichkeit und haarscharfen Angemessenheit des Ausdrucks. Die Leichtigkeit der Rede und der glückliche Instinkt für das richtige Wort gelten allerdings als Naturgaben, doch nur so wie es die Perlen und Diamanten auch sind, welche erst nach mühsamer Bearbeitung ihre volle Schönheit enthüllen. Als das am schwersten Nachzuahmende hat zu allen Zeiten die einfache Schönheit gegolten. Wie Lysias, sagte Cicero, glaube jeder sprechen zu können; wer es aber versuchen wolle, werde finden, daß nichts schwieriger sei. Wer verrät weniger Kunst als Voltaire? Und doch erblickt man in seiner Darstellung die Vollendung der französischen Prosa und findet seine einfachen Sätze denn doch noch viel schöner, als die glänzendsten, mit allen poetischen und rhetorischen Mitteln geschmückten Schriften mancher seiner Zeitgenossen und Nachfolger, wie auch die einfache, an den Mustern des Altertums gebildete Rede Fénelons für schöner gilt, als die stolze Rhetorik Bossuets. Es ist selbstverständlich, daß die sogenannte asianische Beredsamkeit mit ihren starken Effekten, ihren überladenen Perioden, ihrem einförmigen Glanze dem Athener nicht gefallen konnte, wie sie auch heute, wenn sie sich wieder zeigt, allen attisch Gesinnten mißfallen muß; aber es verdient bemerkt zu werden, daß selbst die echte, starke Beredsamkeit auf die Dauer nicht so gefällt, wie die feine und schmiegsame Rede möglichst einfach Schreibender. Man nennt ihre Vorzüge wohl natürliche, im Gegensatz zu den lauten und starken Mitteln der eigentlichen Redner; aber jeder Einsichtige weiß, wie viel Kunst diese unscheinbare Einfachheit in sich birgt. Es sei die höchste Kunst, sagt Cicero, wenn die Kunst sich nicht

1) Nur auf diese Rhetorik zielt M. Luther, wenn er sich so vernehmen läßt: „Dialektika redet einfältig, schlecht und gerecht; als wenn ich sage: „Gib mir trinken! Rhetorika aber schmückt's und spricht: Gib mir des lieblichen Safts im Keller, das fein krause stehet und die Leute frölich macht.“

fühlbar mache. Und nichts anderes meint Fénelon, wenn er sagt: L'art se décrédite en se montrant. Neben den feineren Vorzügen der mannigfaltig abgestuften und die leisesten Bewegungen des Gedankens und der Empfindung wiederspiegelnden Rede erblaßt aller Glanz und Schimmer der pathetischen Beredsamkeit. Die Jugend und die Menge zwar pflegen durch eine starke und glänzende Rede am sichersten gewonnen zu werden. Reißt sie doch mit Sturmesgewalt fort, und nur wer sehr fest und durchaus selbständig ist, kann sich ihrem Andrange gegenüber behaupten. Aber jene andere Darstellung, welche durch einfache Anmut und scharfe Angemessenheit wirkt, gewinnt dauernder. Überdrüssig des Blitzens und Donnerns, überdrüssig aller fein berechneten Steigerungen und Klangwirkungen, überdrüssig des stolz steigenden Rhythmus, haben die meisten Männer von Geschmack von den Jahren ihrer Reife an jenen streng angemessenen und einfach klaren Schriftstellern den Vorzug gegeben, an deren leiseren Vorzügen die Jugend meist gleichgültig vorübergeht. Ja, man hat sich zu ungerechten Urteilen über die hohe Beredsamkeit hinreißen lassen, welche doch an ihrer Stelle, d. h. wo sie einem wirklich großen Gegenstande gilt, nicht bloß berechtigt, sondern die einzig berechtigte ist. So ruft Pascal aus: „La vraie éloquence se moque de l'éloquence“, und ähnlich sagt Faust zu Wagner:

Such' er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Thor.
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Aber man darf sich durch solche Aussprüche, welche aus ihrem Sehwinkel betrachtet, durchaus richtig sind, nicht irre machen lassen. Alle starken und tiefen Erregungen bilden die Ausnahme im Menschenleben. Um diesen gerecht zu werden, muß die eigentliche Beredsamkeit ihre Mittel in Wirkung setzen. Wer auch das mächtig erregte Gemüt nur leise und anmutig und klar sprechen läßt, dem fehlt eben jene Angemessenheit und Wahrheit, welche doch das eigentlich Gewinnende der einfachen Beredsamkeit (tenue genus) ist. Das Höchste eignet sich aber

nicht zur täglichen Kost. Deshalb darf für gewöhnlich der Stimme weder, noch dem Worte die höchste Anstrengung zugemutet werden, deren sie überhaupt fähig ist. Will man demnach das Geheimnis der vollendeten Darstellung in eine allgemein gültige Formel zwingen, so wird man keine bessere finden, als die Ciceros, der vollendete Redner sei der, welcher das Große stark, das Mittlere in temperierter Rede, das Gewöhnliche einfach auszudrücken verstehe. Lysias, im Altertum der gepriesene Typus einer streng angemessenen Rede voll leichter Anmut, ist auch in seinen Augen ein großer und echter Redner; aber höher steht ihm Demosthenes, der alle Stilgattungen, jede an ihrer Stelle, zu handhaben wußte.

Sechstes Kapitel.

Die philosophischen Schriften Ciceros.

So reich Ciceros rhetorische Schriften an edlen Bildungskeimen sind, so werden sie an pädagogischer Bedeutung doch noch überragt von seinen philosophischen Schriften. Ich stelle an die Spitze meiner Erörterung eine Stelle aus den „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen" (Leipzig bei Abel 1881), in welcher dieser höchst geistvoll und deutsch schreibende Unbekannte sich also vernehmen läßt: „Empört hat mich immer die Art, wie Ciceros philosophische Schriften auf der Schule meist behandelt werden. Mit einer Miene souveräner Verachtung ist der Lehrer gewohnt, auf diesen Zweig von Ciceros Schriftstellerei herabzusehen, als sei Cicero ihm gegenüber ein philosophischer Stümper. Wer selbst auch nur einiges philosophisches Interesse besitzt und einen Einblick in die Geschichte der Philosophie gewonnen hat, wird mit Freude diese geschmackvoll geschriebenen Aufsätze lesen, welche dem damaligen Zeitbedürfnisse entgegen kamen und auch heute noch, gut übersetzt,

als Musterstücke populärer Erörterung philosophischer und besonders ethischer Fragen gelten können, wie Garves, auf Friedrich des Großen Wunsch unternommene schöne Übersetzung der Bücher von den Pflichten deutlich zeigt." Einige Seiten später fährt derselbe folgendermaßen fort: „Wenn man immer bei der Verteidigung der Gymnasialbildung „die ideale Lebensauffassung" betont, welche durch die Lektüre der alten Klassiker gewonnen werde, so ist entgegenzuhalten, daß gerade diejenigen Schriftsteller, durch welche entweder in philosophischer Darstellung oder in Schilderung großartiger Charaktere auf Gemüt und Charakter veredelnd eingewirkt werden könnte, von der Schullektüre entweder gar nicht, oder nur zum kleinsten Teil berücksichtigt werden. So ist Plutarch ganz ausgeschlossen, ja er wird sogar auf der Universität als „Anekdotenjäger" unbeachtet gelassen, Plutarch, an dem die Edelsten des vorigen Jahrhunderts in den Tagen werdender Mannheit sich ihre Menschenideale erschufen; Plato wird mit seiner Apologie oder höchstens dem Dialoge Kriton abgethan. Von Aristoteles' Ethik und Staatslehre ist gar nicht die Rede, und der Einblick in die Philosophenschulen der Stoiker und Epikureer, in denen ein Gegensatz der Lebensauffassung zur Darstellung gekommen ist, der bestehen wird, so lange es Menschen giebt, geht den meisten Lehrern selbst ab und ohne diesen ist doch weder Horaz, noch Ciceros philosophische Schriften, noch überhaupt die ganze geistige Atmosphäre der Zeit des Augustus und der folgenden Kaiserzeit zu verstehen und zu empfinden."

Auch ich muß gestehen, daß ich die mehr und mehr um sich greifende Vernachlässigung des philosophischen Teils nicht bloß von Ciceros Schriftstellerei, sondern der alten Litteratur überhaupt für die bedenklichste Seite unseres klassischen Unterrichts halte. Man hat sich in Deutschland an der Spekulation übersättigt. Die Philosophie eignet sich eben am wenigsten zum allgemeinen Objekte der allgemeinen Schriftstellerei. Auf dem Gebiete der Geschichte und Philologie können tausend Köpfe und Federn zum Vorteile für die Wissenschaft zugleich thätig sein. Nach gelernter Methode Stoff

zu suchen und das Gefundene zu ordnen, dazu reichen die Kräfte sehr vieler aus, und nach so vielfältigen und gewissenhaften Vorarbeiten wird dann den spekulativen Köpfen, die in Zwischenräumen auf allen Gebieten in kleiner Anzahl auftreten, das Zusammenziehen erleichtert. Die Philosophie aber muß notwendig verderben und entweiht werden, wenn die vielen aus ihr selbst die Gegenstände ihrer Schriftstellerei holen. So erfreulich am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts das allgemeine Interesse für die Philosophie war, so ist diese selbst doch durch das Übermaß einer nicht ruhig aus den Geistern geborenen, sondern erquälten litterarischen Überproduktion arg geschädigt worden. Endlich, als sie in höchst langweiligen Wortkram und in Sophistik verkehrt war, trat ein Umschlag ein, und auf die Lust am Spekulativen folgte eine Lust am Thatsächlichen und empirisch Realen, die jetzt bei einer Höhe angelangt ist, daß man wohl hoffen darf, auch diese Seifenblase werde bald wieder platzen. Dann wird die weiland Königin der Wissenschaften, die Philosophie, sich wieder auf den Thron setzen, bis sie ihn wieder einmal durch die Thorheiten ihrer toll gewordenen ministri verliert. Das eigentliche Spekulieren hat man sich freilich jetzt in Deutschland abgewöhnt und philologisiert und historisiert dafür jetzt vorwiegend selbst auf dem Gebiete der Philosophie, was in einer heilsamen Weise zur Besonnenheit stimmt und nebenbei manche Thatsache aufdeckt, die richtig gestellt zu sehen meist von Interesse, bisweilen sogar von Wichtigkeit war. Aber das Vorurteil gegen die Philosophie dauert immer noch fort und wird von den Fachwissenschaften genährt, welche ihrer Herrin gegenüber alle Achtung bei Seite setzen und sich benehmen, nicht als wären sie Mägde, sondern freigeborene und edelster Menschlichkeit dienende Herrinnen. Hoffentlich kehrt Odysseus nach langer Abwesenheit bald zurück, sie zur Räson zu bringen und die verlassene Penelope in ihre Rechte wiedereinzusetzen. So stellt man sich heute in Deutschland unter philosophischen Schriften Bücher voll müßigen Geredes vor, die unverständlich, schwerfällig und im Tone einer bis zur Karikatur ge-

steigerten Abstraktheit geschrieben sind, von denen man nicht hellen Sinnes und voll Freude über den Zuwachs an Einsicht, sondern öde und verdrießlich aufsteht. Dazu kommt, daß diese deutsche Schulphilosophie selbst auf dem Gipfel ihres Ruhmes zu starke Neigung hatte, die alte Philosophie als einen überholten Standpunkt, als ein aufgehobenes Moment zu betrachten, das implicite in der modernen Philosophie enthalten sei, von dem man wohl immer noch gelehrte Kenntnis nehmen müsse, das aber durch die eminenten modernen Leistungen völlig in Schatten gestellt sei. Zumal für die Gedanken aus zweiter Hand, wie wir sie in Ciceros philosophischen Schriften haben, konnte man sich wenig Achtung abgewinnen. Das machte denn auch die Philologen zum Verurteilen mutig. Als sich nun gar herausstellte, durch philologisch-historisch-philosophische Forschungen, daß er seine Quellen nicht immer mit unanfechtbarer Akribie benutzt hatte und überhaupt um vieles unbekümmert gewesen war, was heute sehr hoch gestellt zu werden pflegt, legte man sich noch weniger Zwang an. Seitdem nun vollends die politische Geschichtsschreibung, ohne psychologische Würdigung seines Idealismus, das Widerspruchsvolle seiner staatsmännischen Thätigkeit aufgedeckt hat, fallen Große und Kleine, gedeckt durch einige gefeierte Historiker in Deutschland, über ihn her, und es sieht fast aus, als werde man an die Stelle seiner philosophischen Schriften jetzt überall auf der Schule seine Reden setzen. In Einleitungen und Anmerkungen zu Schulausgaben begegnet man schnöden Urteilen, in welchen mit Indignation von Ciceros Flüchtigkeit geredet wird. Durchblättert man die Programme, so bemerkt man, daß der Gymnasien, wo dieser früher so hoch geschätzte Teil seiner Schriftstellerei noch gepflegt wird, immer weniger werden. Und dennoch ist es klar, daß man damit auf die vornehmste Aufgabe des klassischen Unterrichts verzichtet. Einige Reden Ciceros oder einige Kapitel des Tacitus in Prima mehr gelesen, können aber keinen Ersatz dafür bieten, daß man den Schülern die Einsicht in die eigentliche Weisheit des Altertums vorenthalten hat. Welchen direkten oder indirekten Nutzen gewährt es für die Bildung zur Humanität, welcher doch der

klassische Unterricht zustreben soll, wenn dem Jünglinge in jenen Jahren, wo er für die ganze Gestaltung seines Denkens und Empfindens die fruchtbarsten Anregungen empfängt, das Detail des römischen Kriegswesens oder des römischen Staats- oder Privatrechts mitgeteilt wird! Diese Seiten des Altertums überschätzt man heute auf den Schulen und läßt als etwas Gleichgültiges, kaum beachtet, daneben die alte Philosophie liegen, welche doch den Niederschlag des gesamten antiken Wollens und Denkens enthält. Auch bei der Erklärung des Horaz scheint man der Philosophie vorsichtig aus dem Wege zu gehen, wiewohl ich nicht verstehe, wie man auch nur seine lyrischen Gedichte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ohne Hilfe der Philosophie erklären will.

Natürlich ist kein Übergang aus der Bewunderung in die Gleichgültigkeit möglich, ohne daß die frühere Ansicht noch lange Verteidiger findet. So begegnet man auch einem wahren Gewirre widersprechender Meinungen über Ciceros philosophische Schriften. Dem einen scheinen z. B. die Bücher über die Pflichten vortrefflich und vor allem für die Bedürfnisse des Schülers geeignet; der andere versichert, ihn habe seine Erfahrung belehrt, daß die Jugend an dieser Lektüre kein großes Interesse nehme, und daß er deshalb ihr Verschwinden nicht beklagen werde. Endlich aber hat sich der Kampf zu Ungunsten Ciceros entschieden. Man kann wohl behaupten, daß seine philosophischen Schriften dem historisch-politischen und auf das empirisch Thatsächliche auch in der Wissenschaft gerichteten Geiste unserer Zeit zum Opfer gefallen sind. Der Pädagogik aber hätte es geziemt, sie in der Schule fest zu halten, und die liberalere Philosophie hätte sie auch gegen die Angriffe philologisierender Philosophen und philosophierender Philologen verteidigen sollen.

Man redet viel über die unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher Cicero seine philosophischen Schriften niedergeschrieben habe. Er selbst giebt seinen Feinden die Waffen in die Hand. Seinen Schmerz zu betäuben, schrieb er ganze Tage lang, und um des Atticus Staunen zu beruhigen, als in kurzen Zwischen-

räumen eine Schrift nach der andern fertig wurde, erwiderte er mit spottender Selbstironie: Ἀπόγραφα sunt; minore labore fiunt; verba tantum affero, quibus abundo. An einer andern Stelle freilich sagt er, daß er die Gedanken anderer in seiner Weise behandele und sein Urteil hinzufüge. Was mit solcher Eile niedergeschrieben und dabei nicht sowohl aus dem echten schriftstellerischen Drange, ein auf der Seele lastendes Problem aus sich herauszuarbeiten, entsprungen ist, als vielmehr einem der dargestellten Sache fremden Bestreben, dem unruhigen und gequälten Geiste in einer angemessenen Beschäftigung eine heilsame Ablenkung zu schaffen, scheint höheren und berechtigten Anforderungen nicht entsprechen zu können.

Man soll dabei aber nicht übersehen, daß Cicero in diesen Schriften nicht Dinge behandelt, die er zum Zwecke des schnellen Niederschreibens selbst erst schnell gelernt hatte. Die Philosophie war ihm von frühester Jugend an eine Gefährtin gewesen. Über die wichtigen Probleme der Moralphilosophie hatte er nicht bloß fast alles von Griechen darüber Geschriebene gelesen, sondern hatte auch das Gelesene, meditierend und deklamierend, in sich weiter gebildet. Selbst in dem aufregenden Gewirre der Geschäfte hatte ihm die Philosophie nie ganz geschwiegen. Sie war ihm mehr gewesen von Anfang an, als ein Objekt gelehrter Beschäftigung, wie ja die Alten alle in der guten Zeit nicht aus wissenschaftlichem Drange philosophierten, sondern um ihrem Leben Halt und Stütze zu gewähren. Die Philosophie war ihm die Bildnerin, die Mutter des Lebens, und, wer sie tadelt, macht sich in seinen Augen eines parricidium schuldig. Frühzeitig in den Jahren der ersten geistigen Sehnsucht hatten diese Lehren von ihm Besitz genommen und in der späteren Zeit hatte sich sein ganzes Denken und Streben mit Philosophie durchtränkt. Man kann mit Leichtigkeit eine dreifache Wurzel für diese Liebe zur Philosophie nachweisen. Erstens schien sie ihm unentbehrlich zur vollkommenen Beredsamkeit. Sodann ist sie ihm die Quelle aller Humanität, und er wendet sich ihr zu, um sich selbst zu höherer Menschlichkeit zu erziehen. Sie gewährt endlich den Trost und die Stütze

der Religion. Deshalb preist er sie im fünften Buche der Tusculanen in jener hymnenartigen Anrede wie eine Göttin: O vitae philosophia dux! O virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! quid non modo nos, sed omnino vita hominum sine te esse potuisset? Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vitae convocasti, tu eos inter se primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum et vocum communione iunxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti. Ad te confugimus, a te opem petimus, tibi nos, ut antea magna ex parte, sic nunc penitus totosque tradimus. Est autem unus dies bene et ex praeceptis tuis actus peccanti immortalitati anteponendus. Cuius igitur potius opibus utamur quam tuis? quae et vitae tranquillitatem largita nobis es et terrorem mortis sustulisti. Klingt das nicht wie ein Gebet aus dankbarem, verehrungsvollem Herzen?

Freilich wie ein Unterschied ist zwischen der Religion und der Theologie, so ist auch zu unterscheiden zwischen dem Philosophieren zum Zwecke der menschlichen Bildung und sittlichen Kräftigung und einer streng wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Philosophie. Über die Philosophie schreibend, konnte Cicero sich allerdings nicht der Aufgabe, diese Lehren zu begründen und auf fein zugespitzte Definitionen einzugehen, entziehen.

Mochte ihm nun auch wohl früher im Verkehre mit den disputierlustigen Griechen die systematische Begründung der philosophischen Hauptlehren nicht fremd geblieben sein, so erforderte doch diese Seite, als er sich selbst anschickte, über die Philosophie zu schreiben, eine viel geschärftere Aufmerksamkeit. In dieser Hinsicht war der Gegenstand für ihn nicht ohne Neuheit; was die Hauptsache selbst aber betrifft, die Grundwahrheiten der Moralphilosophie, so waren sie ihm im Laufe eines langen Lebens so vertraut geworden, daß von der Arbeit angestrengten Überlegens beim Niederschreiben nicht die Rede sein konnte. Die Schnelligkeit der Abfassung macht sich demgemäß nur bei Punkten von rein theoretischer Wichtigkeit fühlbar, welche dem Römer Cicero, selbst wo er sie in ernstem Tone behandelt, doch nur wie überflüssige Silbenstechereien vorkamen. Unter den

Ursachen, welche die Griechen dem auf das Nützliche gerichteten Römer verhaßt machten, war auch diese, daß sie sich mit Lust von einer so nichtigen Kost nährten. Er wollte überdies nicht eine gelehrte, sondern eine geschickte und gewinnende Behandlung philosophischer Aufgaben bieten, die imstande wäre, den Römern Liebe zur Philosophie einzuflößen. Das spezifisch Griechische an der griechischen Philosophie, was er in der Subtilität des systematischen Philosophierens erblickte, reizte ihn weder selbst, noch schien es ihm für die Römer geeignet. Eine Wirkung auf die große Menge versprach er sich gleichwohl nicht von seinen Schriften: er schrieb für die wenigen Besseren seines Volkes, indem er sich zugleich der Hoffnung hingab, daß auch die griechisch Gebildeten, halb gewonnen durch die formellen Vorzüge seiner Schriften, halb auch durch das patriotische Interesse an allem gelungenen Römischen bewogen, neben den griechischen Originalwerken auch seine römischen Reproduktionen lesen würden.

Wer eine solche, an allen heiklichen Punkten vorübergehende oder sich leicht damit abfindende Behandlungsweise ohne weiteres oberflächlich nennt und daraus schließt, daß unserer höher strebenden Jugend unmöglich aus derartigen Büchern ein großer Gewinn erwachsen könne, dem soll man zu erwägen geben, daß es gerade die von Cicero herausgegriffenen Seiten der griechischen Philosophie sind, welche für die Kulturentwicklung sich fruchtbar gezeigt haben. Unter dem, was Cicero bietet, vermißt man an epochemachenden Lehren, welche nicht bloß die gelehrte Spekulation beschäftigt haben, sondern in die Tiefen des Lebens selbst hinabgestiegen und beim Aufbau einer neuen Weltanschauung behilflich gewesen sind, nur einige Grundlehren des göttlichen Plato. Man kann nun freilich einwenden, nicht weil die von Cicero dargestellten Seiten der Philosophie diejenigen seien, welche auf ein allgemeines menschliches Interesse am meisten Anspruch haben, seien sie in das moderne Leben gedrungen, wohingegen an anderen, mit außerordentlichem Scharfsinn durchgeführten Teilen der stoischen und peripatetischen Philosophie die Kultur ganz gleichgültig vor-

übergegangen sei, sondern vielmehr, weil Cicero, der geschickte Vermittler, sie überliefert habe und weil die große Masse der Gebildeten, selbst nicht im Besitze der Mittel, womit man zu den Quellen steigt, auf diese Darstellungen angewiesen gewesen wäre. Gewiß verdanken die Hauptsätze der stoischen und Epikureischen Moral ihre weite Verbreitung vor allem den ansprechenden Darstellungen Ciceros, welche bis in dieses Jahrhundert hinein mit Andacht und Hingebung von allen, welche einst das Salz des Volkes werden sollten, gelesen wurden. Aber man muß doch zur Ergänzung hinzufügen, daß die Behandlungen, welche gelehrte Kenner anderen Abschnitten der alten Philosophie, z. B. der Aristotelischen Metaphysik, haben zu teil werden lassen, trotzdem sie formell meist ungeschickt und jedenfalls wohl ausnahmslos ohne positive schriftstellerische Eigenschaften waren, nicht so ganz ohne kulturhistorische Wirkung geblieben wären, wenn sie auch auf die ewig bedeutsamen und unabweisbaren Fragen echt menschlichen Nachdenkens nach dem Sinne und Zwecke des Lebens eine ohne Schulgelehrsamkeit verständliche Antwort gegeben hätten.

Flüchtigkeit und Unüberlegtheit kann man, meine ich, Cicero nur deshalb zum Vorwurfe machen, weil er nicht mit klarem Bewußtsein bei seinen im edlen Sinne populären Darstellungen philosophischer Probleme, sich durchaus von allen Berührungen mit den scholastischen Subtilitäten der griechischen Philosophie frei gehalten hat. Das macht sich namentlich in den Büchern de finibus fühlbar und in denen de natura deorum, um von den Academicis zu schweigen, welche für die Schule nicht in Betracht kommen. Die Griechen hatten ursprünglich auch nicht aus rein wissenschaftlichem Interesse philosophiert; selbst die subtilen Stoiker erklärten sich im Princip gegen die *κατὰ φιλοσοφίαν λεπτολογία*, weil diese für die praktischen Zwecke hinderlich sei. Im Grunde war die Philosophie allen, nicht bloß dem Epikur, eine *ἐνέργεια λόγοις τὸν εὐδαίμονα βίον περιποιοῦσα*, wenn sie auch nicht alle ihre Wissenschaftsfeindschaft so weit trieben, mit diesem zu sagen nihil opus esse eum, philosophus qui futurus esset scire litteras oder nullam

esse eruditionem nisi quae beatae vitae disciplinam adiuvaret. Das Üben der Tugend war die Hauptsache. Wer dazu im Studium der Philosophie fähig geworden, dem war eine solida utilitas zu teil geworden; wessen Kopf aber nur dabei gewonnen hatte, für den war sie eine bloße puerilis delectatio gewesen. Erst wem das Studium der Philosophie auch ein studium corrigendae mentis und virtutis gewesen war, schien ihnen zur wahren *τελείωσις σοφίας* durchgedrungen. Nicht durchaus so urteilen Plato und Aristoteles über den reinen *βίος θεωρητικός*; jedenfalls sind aber auch sie in Bezug auf die Moralphilosophie der Meinung, daß es deren höchste Aufgabe sei, eine für das Üben der Tugend und zur Erwerbung der Glückseligkeit förderliche Erkenntnis gewinnen zu lassen.

Wenn sich aber so viel Köpfe, wie in Griechenland, der Philosophie zuwenden, muß sich notwendig bald eine über das praktische Bedürfnis weit hinausgehende Subtilität der Behandlung einstellen. Am wenigsten dialektischer Luxus findet sich in der Lehre Epikurs, weil die Autorität des Meisters alle Änderungs- und Ausbaugelüste der Schüler zurückdrängte. Je nachdem man nun die fein zugespitzte Begründung, d. h. das im engeren Sinne Wissenschaftliche an der Philosophie, oder jenen ethischen Kern für die Hauptsache hält, welcher bald das Resultat einer ganzen Lebensauffassung ist, bald die Kraft in sich trägt, eine Lebensauffassung entstehen zu lassen, wird man von den Römern sagen, daß sie der Philosophie genützt oder geschadet haben. Sie haben alle in ihren Darstellungen das Dogmatische zurückgedrängt und dadurch auf das Moralische ein noch helleres Licht fallen lassen, als selbst die Griechen. So haben die ethischen Grundgedanken der Griechen, in Vergleich zu welchen den Römern alles Dogmatische wie überflüssiges Beiwerk erschien, in den Darstellungen dieser einen Grad der Eindringlichkeit gewonnen, der sie nicht bloß vor dem Verwehtwerden geschützt, sondern allen nach höherer Menschlichkeit Strebenden für alle Zeiten ehrwürdig und heilig gemacht hat.[1])

---

1) C. Martha, Études morales sur l'antiquité, p. 63: „Les

Es ist nicht Zufall, sondern der notwendige Abschluß der Entwicklung, wenn in Griechenland, nachdem die Philosophie die möglichen Hauptbahnen durchlaufen hatte, in der neueren Akademie eine Schule entstand, welche es sich angelegen sein ließ, ohne etwas Neues hinzuzufügen, die gewonnenen philosophischen Schätze zu prüfen und die widerstrebenden Meinungen gegen einander abzuwägen. Die Mannigfaltigkeit der Lehren liebte man in dieser Schule auf einige Hauptlehren zurückzuführen. Für Zeno lag, wie im vierten Buche de finibus von einem dieser Akademiker erörtert wird, keine Veranlassung vor, eine neue Schule zu gründen, weil er im Grunde mit den älteren und vollkommeneren Lehren der Akademiker und Peripatetiker in Übereinstimmung sei. Nur durch leere Wortunterschiede habe er die Philosophie, durchaus nicht zu ihrem Vorteile, bereichert. So heftig und mit so siegreicher Dialektik aber auch Carneades alle positiven Lehrsätze, namentlich der Stoiker, anfeindete, so leugnete er darum doch nicht die Möglichkeit eines vernünftigen Handelns. Dazu bedürfe es nicht eines festen Wissens, dazu genüge das Wahrscheinliche. Ein starker Schein der Wahrheit schon weise unserem Handeln heilsame Bahnen. So wahrte er der Philosophie ihre Wirkungskraft, indem er anderseits ihre dogmatische Zuversichtlichkeit demütigte. Was seine drei Grade der πιϑανότης freilich betrifft, so mußten auch sie dem praktischen Römer als eine überflüssige Spalterei erscheinen.

Zu dieser Lehre bekannte sich Cicero. Hier fand er seine römische Gleichgültigkeit gegen das Dogmatische sanktioniert und zum Dogma erhoben. Außerdem stimmte dieses Durchmustern der verschiedenen Meinungen zu seinen eigenen Nei-

---

„Grecs, qui avaient découvert les plus fins procédés de la dia-„lectique, en abusaient avec délices, comme on fait dans la nou-„veauté des découvertes. Leurs doctrines n'étaient donc bien com-„prises que par des disciples lentement préparés, par une élite „d'initiés, et ne pouvaient se répandre dans la foule. Ç' a été „l'œuvre des Romains de tout réduire à la simplicité et de faire „de ces principes abstrus des préceptes de pratique commune."

gungen. So gern er sich auch einredete, daß er nur zu einem bestimmten Zwecke immer lernte, war es ihm doch ein Bedürfnis, mannigfaltige Gedanken in sich aufzunehmen und zu reproduzieren. Er war von einer Liebe zum Erkennen und zur geistigen Thätigkeit, welche in dieser unabweisbaren Heftigkeit bei einem Römer eine unrömische Ausnahme war. Drumann findet (V, 227), daß man seine Jugend mit geistiger Kost überladen habe, gesteht jedoch, daß die Liebe zum Lernen dadurch nicht in ihm erstickt worden ist. Welcher lernbegierige Knabe aber greift nicht voreilig nach Objekten, welche gründlich zu erfassen späteren Jahren erst beschieden ist! Wie vieles seiner Natur Widerstrebende wird ihm meist in unreifen Jahren aufgezwungen! Auch dieses leuchtet jedoch ein, daß die Gefahr durch heterogenen und zu reichhaltigen Bildungsstoff eine eigenartige Anlage zu verwirren oder zu erdrücken im Altertume von verschwindender Seltenheit war im Vergleich zu unserer Zeit. Cicero ist allerdings früh mit den Hauptlehren der griechischen Philosophen bekannt geworden; aber man soll bedenken, daß in Bezug auf alles, was die Ethik und die Psychologie betrifft, in allen begabten Naturen ein richtig ahnendes Verständnis, welches zur vorläufigen Orientierung durchaus hinreicht, der eigentlichen Lebenserfahrung weit vorauseilt. Die Philosophie ist nicht *θέσει*, sondern *φύσει*. Die Beschäftigung mit den anspruchsvollen Abstraktheiten der Schulphilosophie mag sich bis in das reife Alter aufschieben lassen, nach jener Philosophie aber, wie sie Sokrates verstand und welche sich als ein Streben nach Einsicht in die Natur und in die Ziele des Menschen definieren läßt, erwacht schon in dem Knaben eine dunkle Sehnsucht. In unserer Zeit zieht früh, und bei den meisten für immer, die Religion diesen philosophischen Trieb in ihre Kreise; im Altertume, zumal in den Zeiten des ungläubig gewordenen Altertums, trieb es die Fähigeren und Höherstrebenden früh den Büchern der Philosophen zu. Daß Cicero seinen Geist durch eine der Natur vorgreifende Beschäftigung mit dem *σφόδρα νοητὸν* der Moralphilosophie entkräftet habe, kann nicht zugegeben werden. Die Lehren der Philosophen und der Rhetoriker

schrieben sich früh auf die unbeschriebene Tafel seiner Seele und sind von ihm wie ein Heiligtum durch alle Unruhen und verdrußreichen Enttäuschungen seines Lebens gewahrt worden.

Plato und Aristoteles las er erst später. „Man darf zweifeln", sagt Drumann, „ob er sich je mit dem Geiste jener Philosophen befreundete". Gewiß hat er sich mit Plato und Aristoteles befreundet, nur nicht in der Weise, wie eifrige Studenten heute auf der Universität in philosophischen Seminarien sich mit ihnen befreunden, auch nicht wie der Gelehrte von heute sich mit Plato und Aristoteles beschäftigt. Heißt es aber vorurteilsfrei die geistigen Bestrebungen der großen Männer des Altertums würdigen, wenn man sie an dem philologisch-kritisch-historischen Ideale der heutigen Wissenschaft mißt? Wäre dieses Ideal nun wenigstens ein reines; aber unsere Gelehrsamkeit behandelt das Wesentliche kurz und verliert sich mit einem ungeheuren Aufwande von Fleiß und Scharfsinn in eine unendliche Breite bei der Behandlung weniger wichtiger Punkte, ja oft ganz gleichgültiger Äußerlichkeiten. Alle einigermaßen selbständigen Geister der modernen Zeit könnte man ungefähr mit demselben Rechte, wie den Cicero, der ungründlichen Beschäftigung mit den Schriften derer zeihen, auf welche sie sich stützen; ja diese Anklage würde noch weit häufiger erhoben werden können, wenn nicht jedem litterarisch Thätigen heute eine Bibliothek gut geordneter Nachschlagebücher zur Verfügung stände. Was den Plato betrifft, so steht es außer Zweifel, daß Cicero ihn eifrig und mit Andacht gelesen hat. Was ihm an dieser Philosophie bewunderungswürdig schien, war der Glaube an die Kraft des Ideals, um von der unvergleichlichen Sprache Platos zu schweigen, für welche man ihm doch gewiß Verständnis zutrauen darf. Das Antisinnliche der Platonischen Philosophie war ihm sympathisch: Platos Verachtung des Genusses und die Entschiedenheit, mit welcher er die Würde der höheren Seelenkräfte verteidigt. Auch billigte er im ganzen Platos Lehre vom Staate, ohne gegen die Schwierigkeiten, die sich einer Verwirklichung entgegensetzen mußten, blind zu sein. Die hohe Seele Platos ging ihm auf, und er

nährte sich von dem Geiste dieser Philosophie, ohne daß es ihm freilich je in den Sinn kam, daß man jene herrlichen Dialoge, um sie recht zu verstehen, in der heute beliebten Weise sich zergliedern müsse. Selbst das Kosmogonische im Plato zog ihn an. An den heikligen Punkten ging er allerdings mit großer Gemütsruhe vorüber, wie die Alten überhaupt pflegten, ehe die eigentlich wissenschaftliche, aber auch sterile Gelehrsamkeit bei ihnen erwacht war. Das dialektische Spiel Platos ließ ihn sicherlich kalt, und es fiel ihm nicht ein, nachprüfend mit ihm um die Wette subtilisieren zu wollen. Für das Ziel, welches Cicero sich mit seinem Philosophieren und mit seinen Reproduktionen griechischer Philosophen gesetzt hatte, war das aber auch nicht nötig. Im edlen Sinne populäre Darstellungen der ethischen Hauptprobleme wollte er bieten. Das ist von der einen Seite betrachtet allerdings weniger, als eine wissenschaftliche Erklärung des systematischen Zusammenhangs einer Philosophie; von der andern Seite betrachtet aber giebt es nichts Höheres, als große Gedanken durch lichtvolles Hervorkehren ihres Kerns und durch künstlerischen Gebrauch der Darstellungsmittel dem Sinne der Gebildeten zugänglich zu machen. Faßt man das Wort Bildung in seiner vollen und ursprünglichen Bedeutung, so darf man behaupten, daß es die Bestimmung aller großen und tiefen Gedanken ist, in dieser Weise popularisiert zu werden, und daß man in allem, was sich durch die Mittel der menschlichen Rede nicht verständlich ausdrücken läßt, entweder etwas noch nicht Reifes, oder etwas unfruchtbar Subtiles zu erblicken hat. Cicero und die Alten überhaupt müssen, an dem Maßstabe moderner wissenschaftlicher Akribie gemessen, oberflächlich und willkürlich erscheinen, so oft sie fremde Meinungen darstellen. Sie haben aber etwas sehr Wichtiges vor den heutigen Behandlungen voraus: sie verstehen es, unbekümmert um Vollständigkeit und Genauigkeit im einzelnen, nachdrücklichst das, was ihnen die Hauptsache scheint, hervorzukehren. Sind ihre einzelnen Sätze da, wo sie über die Lehren anderer berichten, auch kaum je ganz zuverlässig, so unterscheiden sie sich doch dadurch sehr wesentlich von den gelehrten

Kompendien von heute, daß sie die fremden Gedanken nicht in ihre Bücher hinüberschreiben, sondern sie aus sich von neuem entstehen lassen. In dieser Weise hat vor allem auch Cicero über die Philosophie geschrieben, so eng er sich auch oft an seine Vorbilder angeschlossen hat. Früh hatte er diese Gedanken in sich aufgenommen, im Laufe eines an Erfahrungen und Meditationen reichen Lebens hatte er sie sich zu eigen gemacht, ausgerüstet mit allen Darstellungsmitteln der Sprache hatte er sie gegen Ende seines Lebens, als sein reger Sinn Beschäftigung, sein gequältes Herz Trost suchte, reproduziert, hier und da sich bei der Wiedergabe des längst Angeeigneten und tausendfach Überlegten eng an ein griechisches Vorbild anschließend. Wie die dialektischen Subtilitäten Platos nicht zu einem Römer sprechen konnten, so mußte ihnen freilich auch das eigentlich Metaphysische an ihm, was in der Geschichte der Philosophie eine so glorreiche Rolle gespielt hat, unzugänglich bleiben. Wer kann sich darüber wundern, daß Cicero im Orator die „Idee" Platos verflacht, ja falsch aufgefaßt hat, wenn auch Aristoteles nicht fähig war, sie zu erfassen! Leider hat sich die Erklärung Ciceros kräftiger erwiesen, als die tiefsinnige Lehre Platos, da ja auch heute nur wenige unter Idee etwas anderes verstehen, als ein Urbild der Vollkommenheit, das nur dem Gedanken nach existiert und das die Wirklichkeit nie ganz erfüllen kann.

Auch an der Metaphysik des Aristoteles ist Cicero gleichgültig, wie ein echter Römer, vorübergegangen. Daß er sich aber „mit dem Geiste dieses Philosophen kaum je befreundet habe", heißt zu viel behaupten. Alle Teile der Aristotelischen Ethik und Politik und Psychologie zu reproduzieren, lag seinen Zielen fern. Was er aber daraus seinen philosophischen Schriften eingewebt hat, sind nicht herausgerissene Sätze, die vielen anderen gleichwertig sind, sondern Hauptsachen, die sich popularisieren ließen und diesen Philosophen von Plato und den Stoikern unterscheiden. Vor allem hat er die rhetorischen Schriften des Aristoteles mit freiem Urteil benutzt; ja man darf behaupten, daß er seine hohe Vorstellung von dem Wesen

der wahren Beredsamkeit seinem Verkehre mit Plato und Aristoteles verdankt. Sich in ihre Schriften vertiefend, hat er ferner würdig über die Ziele der staatlichen Gemeinschaft denken gelernt. Aus der Psychologie des Aristoteles nahm er sich den Hauptgedanken von der Dreiteilung der Seele. Die Entelechie freilich verstand er falsch, und an der unklaren und bis auf den heutigen Tag von niemandem verstandenen Lehre vom *νοῦς παθητικὸς* und *ποιητικὸς* ging er ohne Zweifelsqualen vorüber. Aus der Ethik des Stagiriten schien ihm im Gegensatze zu der starren Größe des Stoicismus der menschlichere Begriff der Eudaimonia bemerkenswert und der relative Wert, den dieser einerseits den Glücksgütern, anderseits den Affekten zugesteht. Auch den Satz, daß die Tugend ein Mittleres ist zwischen den Extremen, wird er nicht müde zu wiederholen. Wenn er ihn, sowie den Plato, auch verhältnismäßig selten im Munde führt, so war doch sein ganzes Denken in der Hingabe an ihre Schriften erstarkt. Die Schriften der Philosophen, und gewiß vor allem die Bücher Platos und Aristoteles', waren die tägliche Kost, nach welcher sein Geist ein natürliches Verlangen trug. Der Bau ihrer Metaphysik freilich ließ ihn ebenso gleichgültig, als ihn ihre ethischen Principien interessierten, soweit sie ihm fruchtbar schienen, das Innere zu gestalten und würdige Vorstellungen von den Zielen und Pflichten des Lebens zu nähren.

Viel häufiger aber begegnet man in seinen Schriften der Lehre Epikurs und Zenons. Was den ersten anbetrifft, so steht es außer allem Zweifel, daß er ihm Unrecht gethan hat. Wie dem echten Römer schon der Name „König" verhaßt war, so haßte Cicero schon das Wort „voluptas". Wie hätte er also gegen einen Philosophen, der diese als höchstes Ziel menschlichen Strebens hinstellte, gerecht sein können! Gleichwohl bieten Ciceros Schriften ein nicht bloß reiches, sondern sogar ausreichendes Material zur Kenntnis dieses Philosophen. Cicero verschweigt ja nichts, was zu Gunsten Epikurs spricht; nur bestreitet er ihm, dem Patron der voluptas, das Recht, mit denselben Worten, wie Plato und die Stoiker, die Macht und die

Schönheit der Tugend zu preisen. Die weite Verbreitung dieser Philosophie unter den Römern erklärt er sich aus ihrem Inhalte und aus ihrer leichten Verständlichkeit. Schien sie doch die Sinnlichkeit zu legalisieren, und enthielt sich Epikur doch alles dialektischen Apparates. In dieser letzten Hinsicht, weil er nihil concludit acutius, hätte ihn allerdings Cicero, um mit sich selbst nicht in Widerspruch zu geraten, vielmehr loben müssen. Oder waren ihm diese dialektischen Zugaben und Einkleidungen nicht lästig und verspottet er nicht die contortulae Stoicorum ratiunculae? Torquet Graeculos verborum contentio, dieses Wort bezieht sich nicht bloß auf die disputierlustigen Abkömmlinge der großen Griechen, sondern auch auf die ernsten Philosophen, welche sich so viel mit Unterschieden abplagten, die einem Römer sehr bedeutungslos scheinen mußten. Bekanntlich hatte Epikur schon vor Cicero in Rom Interpreten gefunden. Cicero aber war der erste, der die Philosophie in einer durch ihre Klarheit und Schönheit gewinnenden Prosa lateinisch erörterte.

Kein System des Altertums zeigt eine solche Geschlossenheit, wie die Lehre Epikurs. Es muß zu Ehren Ciceros gesagt werden, daß dies sich klar auch aus seiner Darstellung erkennen läßt, so sehr alles in ihm drängte, diese ihm verhaßte Philosophie als unbedeutend und verworren hinzustellen. Wir lernen zunächst aus ihm, mit welcher Strenge Epikur alle Bestrebungen und Beschäftigungen seinem Hauptziele unterordnete. Was keinen Beitrag lieferte zur voluptas, schien ihm überflüssig, ein müßiges Spiel, eine Zeitvergeudung. Demgemäß verachtete er die Logik; demgemäß ehrte er die Physik, welche die Seele von den Schrecken des Aberglaubens befreit. Das Wissen an sich würde in seinen Augen gar keinen Wert haben, wenn es nicht die quälende Unruhe verscheuchte, indem es das dunkle Reich des Unbekannten in engere Grenzen zusammendrängt. Darin ist auch der Wert der Tugenden zu suchen, daß sie Dienerinnen, ja unentbehrliche Dienerinnen jenes Genusses sind, dem wir durch einen natürlichen Impuls zustreben. Doch nicht bloß die voluptas, auf welche sich alles als auf das

Höchste beziehen sollte, machte ihm diese Philosophie widerwärtig, sondern auch mit ihrer ganzen Naturbetrachtung und ihrer Lehre von den Göttern konnte er in seinem Platonischen Glauben an das Vernünftige sich nicht befreunden. Er spottet über Epikurs in seliger Ruhe nur dem Gedanken an ihre Vollkommenheit und Seligkeit lebenden Götter; er spottet über die Abweichung der Atome, die jener zur Physik seiner Vorgänger hinzuerfunden hat; er spottet über den Gott Zufall, der schließlich Harmonisches und Lebensfähiges habe entstehen lassen, nachdem lange nur wunderlich zusammengesetzte und mißlungene Gestalten der Erde entsprossen seien. Cicero steht diesen Sätzen mit denselben Empfindungen gegenüber, mit welchen die Spiritualisten und teleologisch Gesinnten von heute der bloß kausalen und materialistischen Naturbetrachtung gegenüberstehen. Epikur ist ein unanständiger Philosoph in seinen Augen, und er läßt sich von seinem Zorn sogar hinreißen, ihm das Unschulmäßige seiner Darstellung (nihil definiunt [Epicurei], nihil partiuntur) zum Vorwurf zu machen, was doch seiner eigenen Römerart durchaus gemäß war. Gleichwohl findet sich in Ciceros philosophischen Schriften alles einigermaßen Wichtige über alle Teile dieser Philosophie in einer klaren, geistvollen, gewinnenden Weise auseinandergesetzt. Die Objektivität eines modernen Kompendiums der Geschichte der Philosophie kann man freilich von ihm nicht erwarten. In dieser Weise mit der eigenen Empfindung über das Berichtete zurückzutreten, lag nicht in der Art der Alten. Dadurch gerade, daß sie es durch ihre Individualität hindurchgehen ließen, und dann mit einer schriftstellerischen Freude, die von der Autoreneitelkeit und Effekthascherei weitab liegt, zur Darstellung brachten, gaben sie ihrem Gegenstande eine größere Eindringlichkeit, als unsere kühleren und zuverlässigen Darstellungen über fremde Philosopheme zu geben vermögen. Ungeachtet des Zorns aber und der Verachtung, welche seine Erörterungen über die Philosophie Epikurs durchwehen, erscheint alles Wesentliche aus dieser Lehre in seinen Darstellungen in völliger Transparenz.

Dem Satze: Ἡδονὴ ἀγαθὸν, entsprach jener andere: Ἀλγηδὼν

κακόν, welches Dogma, so fein es auch von Epikur aus den Regungen der noch unbeeinflußten Natur abgeleitet war, doch Ciceros Römersinn gleichfalls gröblich beleidigen mußte. Mäßig von Natur und ohne quälendes Verlangen nach den sinnlichen Genüssen, bei seiner glücklichen Leichtigkeit des Erfassens voll Verständnis für die Freuden, welche einem regen geistigen Leben entquellen, gelangte Cicero bald zu einer übrigens unantiken Verachtung des Körperlichen, die bei ihm sogar häufig die ausgesprochene Farbe der Platonischen Philosophie trägt. Derselbe Epikur ist nun aber reich an den herrlichsten Gedanken über die Macht der Philosophie, welche auch nach ihm stark macht, dem Schicksal und dem Schmerze zu trotzen, welche ihre Jünger zu Herren der Begierde macht und sie wie Götter unter den Sterblichen wandeln läßt. Sie soll ja von der Ruhmsucht und dem Neide befreien, und ihr Weiser, von Brot und Wasser lebend, kommt nicht minder, als der Weise der Stoiker, dem Zeus selbst an Glückseligkeit gleich. Das sind nach Cicero Inkonsequenzen im Munde dieses Philosophen. So durften Plato, Zenon und alle die ernsten Philosophen, nicht aber durfte so dieser Verherrlicher der Sinnlichkeit reden. An der Reinheit von Epikurs Leben will er nicht zweifeln; noch schöner, als Pythagoras, hatte Epikur ja auch die Freundschaft gepriesen und es eingestanden, daß sie im natürlichen Laufe ihrer Entwicklung ihre ersten egoistischen Anfänge (συνίσταται διὰ τὰς χρείας) überwinde. Wie sehr dieser Philosoph ferner recht hatte, wenn er das Leben des Privatmannes als ruhiger und sicherer dem des Staatsmannes vorzog und vor politischem Ehrgeiz und staatsmännischer Thätigkeit, als vor Wegen, die zum Unglück führen, warnte, hat Cicero in leidvollen Tagen tief empfunden, und seine Briefe an Atticus aus jener Zeit beweisen, daß dieser ihm damals das bessere Teil erwählt zu haben schien. Der ernstesten Beachtung aber würdig schien ihm die Philosophie der Stoiker, obgleich er ihre Paradoxieen bisweilen vom Standpunkte des naiven und praktischen Römers verspottet, bisweilen sie auch mit den Gründen des Carneades zu widerlegen sucht. Von den Tusculanae disputationes

könnte man sogar fast glauben, ein Stoiker habe sie geschrieben. Auch in den Büchern de officiis trägt fast alles die Farbe dieser Schule. Die Philosophie der Stoiker imponierte durch ihre feste Männlichkeit. Auch war sie schon dadurch der römischen Natur gemäßer, daß sie zum Handeln aufforderte und den bloßen Besitz der Tugend als unzureichend erklärte. Überdies widerriet sie nicht in unzweideutigen Worten, wie die Lehre Epikurs, die Teilnahme an der Staatsverwaltung und stellte auch nicht ausdrücklich, wie Plato und im Grunde auch Aristoteles, die Thätigkeit des eigentlichen Politikers als der niedern Sphäre menschlicher Bedürftigkeiten angehörend dar. Dem Chrysippus wenigstens schien ein fern vom Staate verbrachtes Leben (*βίος σχολαστικός*) ebensowenig menschenwürdig als der *βίος ἡδονικός*, und Zeno wollte nur den durch Krankheit Gehinderten von der Teilnahme an der Staatsverwaltung entbinden. Das waren Sätze, die einem edlen Römer aus der Seele gesprochen schienen. Mit deutlichen Worten schienen die beiden Häupter der Schule ein Leben, wie es als Ideal dem Römer vorschwebte, als das dem Menschen ziemende bezeichnet zu haben. Nichtsdestoweniger sagt Zeller mit Recht, daß nicht die stoische Philosophie, sondern das Römertum viele zu tüchtigen Staatsmännern gemacht habe. In dem innersten Kerne der stoischen Lehre lag vielmehr die Anlage zum Weltbürgertum und eine grenzenlose Gleichgültigkeit, ja Verachtung der zufälligen Formen des Lebens und des jeweiligen Staatswesens. Das trat je länger je deutlicher hervor, und die Römer selbst betrachteten mit diesen Augen den Stoicismus, nachdem ihr vorher so reger politischer Trieb erstorben war. Cicero sagt es schon an mehr als einer Stelle, daß diese Philosophie für das Forum und für das öffentliche Leben nicht tauge. Wer von solchen Grundsätzen geleitet wird und mit diesen Augen die Menge betrachtet, der schien ihm nicht geeignet, im Staate eine leitende Rolle zu spielen. Betrachtet man es genauer, so war das Ideal des stoischen Lebens selbst für den Weisen damals nicht zu erfüllen. Im Handeln sollte er seine Tugend bethätigen; aber es fehlte ihm unter

den Thoren, unter welchen er doch leben mußte, an passenden Objekten der Bethätigung. Darin aber liegt eben die Größe des Stoicismus, daß er sich über das herrschende politische Ideal zu dem transcendenten Ideale einer civitas mundana, als der Erfüllung der Dinge und einem Reiche Gottes, erhoben hat.

Der Stoicismus war in Ciceros Augen trotz der Übertreibungen eine ehrwürdige Lehre voll Größe und Männlichkeit. Die Stoiker verachteten die Sinnlichkeit und die Glücksgüter und glaubten fest an die beseligende Kraft der Tugend. Beides war durchaus nach Ciceros Sinne. Keine Philosophie versprach mit solcher Zuversicht, wie diese, ihren Jüngern völlige Unabhängigkeit von allem, was nicht in unserer eigenen Hand liege. Der Schmerz, der Tod, der heimtückische Zufall, alles von außen störend in das Leben Eingreifende hatte über den Stoiker seine Macht verloren. Scharf wurde das Gute definiert und durch die weite Schicht des Bedeutungslosen (ἀδιάφορα) vom Übel getrennt. Ihr sittlicher Enthusiasmus war freilich über die Maßen hoch gespannt. Wie konnte eigentlich eine Schule an die Wahrheit ihrer Lehren glauben, die selbst zweifelte, ob je auch nur einmal das Ideal ihres Weisen sich erfüllt hätte? Dazu kam, daß sie nicht gewillt waren, wenigstens im Anfange nicht, zu sagen: Est quadam prodire tenus, si non datur ultra. Zwischen dem noch nicht völlig Weisen und dem völligen Thoren bestand ja nach ihrer ursprünglichen Lehre kein Unterschied. Mit so kritischen Augen sahen aber nur die wenigsten den Stoicismus an. Der Satz, daß die Tugend für sich allein glücklich zu machen vermöge, mußte in einer Periode jäher Umwälzungen und häufiger Glückswechsel, auf Gemüter zumal, welche den Trost der Religion nicht kannten, eine außerordentlich gewinnende Wirkung ausüben. Wie gering für jeden sich Nahenden bei der Strenge des Dogmas die Aussicht war, der versprochenen Seligkeit teilhaftig zu werden, überlegte man nicht, sondern hoffte im gewöhnlichen Sinne in den Besitz der Tugend und damit zu einem unverlierbaren Glücke zu gelangen. Das Excentrische im Dogma der Stoiker schreckte nicht leicht ab, weil

durch die Formhülle ein heller Kern mit tröstendem Glanze strahlte. Zwar seit Sokrates hatten ja alle dasselbe gelehrt, daß Tugend und Gerechtigkeit allein zum wahren Glücke verhelfen, und daß die vergänglichen und unsicheren Gaben des Glückes nur Scheingüter sind; mit so männlichem Nachdruck, in so zuversichtlichem Tone, mit einem so trotzigen Mute jedoch, wie die Stoiker, hatte niemand vorher von der Kraft der Tugend geredet.

Dazu kommt, daß die römische Geschichte aus der älteren Zeit wahre Ideale männlicher Charakterfestigkeit aufzuweisen hatte. Längst ehe die Stoiker die Unterordnung des individuellen Willens unter das allgemeine Gesetz als der Vernunft und Natur gemäß verlangt hatten, waren von den Römern solche Grundsätze ausgeübt worden. Die Fabricius und Regulus waren Stoiker gewesen, zu einer Zeit schon, wo noch niemand in Rom von Philosophie redete. Was von menschlichem Bangen und menschlicher Unentschlossenheit auch in jenen alten Römern, die sich für den Staat opferten, gewesen sein mochte, war durch die Überlieferung, in ähnlicher Weise wie das Epos seine Helden zur Größe und Herrlichkeit herausgestaltet, eliminiert worden. So standen sie in der Erinnerung der Nachlebenden als leuchtende Muster vernünftiger Tugend da, denen die Niederkämpfung individuellen Begehrens und Behagens nicht einmal einen leichten Kampf gekostet zu haben schien. Sie zeigten die empfindungslose Größe des Stoicismus verwirklicht, und als nun diese Philosophie in Rom eingeführt wurde, erkannten die Römer in ihr etwas längst Bekanntes wieder. So sehr stimmte das Ideal des Stoicismus mit dem Ideale des Römertums überein, wie es sich unter dem Einflusse verschönernder Erinnerungen aus der alten Zeit in den Köpfen der Denkenden gebildet hatte. Dieselbe sittliche Würde, nur von Übertreibungen frei und geadelt durch einen Hauch von Menschlichkeit, hätten die Römer ja auch bei Plato und Aristoteles finden können; aber der Stoicismus mit seinen kraftvollen Worten, mit seiner, so zu sagen, rhetorischen Sittlichkeit hatte größere Kraft sie anzuziehen und zu fesseln.

So fühlte sich denn auch Cicero durch diese Lehre angezogen, und nur wenn er kritisch verfahren wollte, erklärte er sich bisweilen gegen die Stoiker. Seinem natürlichen Hange folgend, redete er gern über die Tugend und über die Unverwundbarkeit des Weisen in ihrer starken Sprache. Der Gedanke, daß außer der Tugend nichts zum vollkommenen Glücke nötig sei, war ihm durchaus sympathisch. Als Redner hatte er selbst mehr Neigung zu grellen, als zu vorsichtig limitierten Behauptungen. Überhaupt klang ihm zunächst angenehm alles, was zu Gunsten der Vernunft und der Tugend, alles was mit Nachdruck gegen das Laster gesagt wurde. Sein ganzer rhetorischer Bildungsgang mußte ihn überdies für die Sprache dieser Philosophie empfänglich machen.

Um ihre Logik kümmerte er sich freilich nicht, fast ebenso wenig um ihre Physik. Ihrem Glauben an eine vernünftige und mit bevorzugender Liebe für den Menschen sorgende Vorsehung stimmte er von Herzen bei. Ihre Lehre von der Schönheit und Vollkommenheit der Welt schien ihm mit der Vernunft und Wahrheit im schönsten Einklange. Teleologische Betrachtungen, wie die Stoiker vor allem sie liebten, waren durchaus nach seinem Sinne. Nur so, meinte er, könne man das Weltall begreifen, während die mechanische, alles auf den Zufall zurückführende Naturerklärung Epikurs ihm wie ein Frevel gegen die Götter und zugleich wie eine Verhöhnung der menschlichen Vernunft vorkam.

Was das Fortleben nach dem Tode betrifft, so folgte er in diesem Punkte, wiewohl er die Schrecken des Todes in den Tusculanen mit stoischen Waffen bekämpft, doch lieber der schwungvollen Lehre Platos. Auch den Sokrates selbst läßt er seine problematische Ansicht über den Zustand nach dem Tode vortragen. Im Somnium Scipionis wird der Tod geradezu als ein Wohlthäter gefeiert. So sagt auch Plato in Übereinstimmung mit Pythagoras, daß der Leib das Grab der Seele sei, daß, was man gewöhnlich Leben nenne, der Tod sei, daß die Seele nach dem Tode, aus den Fesseln des Körpers befreit, ungehindert ihrem eigenen Triebe zum Ewigen und Göttlichen

folgen könne. Die Augen auf das Himmlische zu richten, das Menschliche zu verachten, wird hier der Entwicklung als Ziel gesetzt. Felsenfest war Ciceros Glaube an die Unsterblichkeit nicht; aber es war ein Traum, den er gern träumte. Daß er nicht mit größerer Schärfe die verschiedenen Meinungen über diesen Punkt geprüft hat, das, denke ich, dürfen wir ihm zum Lobe anrechnen. Das Sterben ist etwas der Natur Gemäßes; an die Güte der Natur aber glaubte er mit der felsenfesten Zuversicht eines Stoikers. Über den notwendigen Abschluß einer natürlichen Entwicklung zu jammern und den Tod als ein Übel zu betrachten, schien ihm ebenso undankbar wie unsinnig. Trostreich, ruhig, hoffnungsselig, wiewohl unbestimmt, klingt was er über diesen Punkt seinen Cato sagen läßt, und wir dürfen darin wohl Ciceros eigene Gedanken erblicken. Quod si in hoc erro, heißt es am Schlusse der Schrift, qui animos hominum immortales esse credam, libenter erro nec mihi hunc errorem, quo delector, dum vivo, extorqueri volo; sin mortuus, ut quidam minuti philosophi censent, nihil sentiam, non vereor, ne hunc errorem meum philosophi mortui irrideant. Quod si non sumus immortales futuri, tamen exstingui homini suo tempore optabile est. Nam habet natura ut aliarum omnium rerum, sic vivendi modum. Eine allgemeine Notwendigkeit, sagt er in den Tusculanen, kann für den einzelnen kein Unglück sein. Darum sieht er den Tod vielmehr als einen Hafen, einen Zufluchtsort an.

Das sittliche Ideal der Stoiker hat er allerdings in eine patriotische Enge gezogen, dadurch jedoch von dem Nebelhaften befreit und für die große Mehrzahl seiner Leser faßlicher gemacht. An Stelle der von den Stoikern geforderten Unterordnung unter den *κοινὸς νόμος*, den sie als *ὀρθὸς λόγος διὰ πάντων ἐρχόμενος* bezeichnen, tritt bei Cicero eine Unterordnung des Einzelinteresses unter das Interesse des Staates. Das wenigstens ist seine gewöhnliche Auffassung, obgleich er bisweilen, wahrscheinlich direkt beeinflußt durch seine vorliegende Quelle, auch des weiteren Ringes Erwähnung thut, welcher die staatliche Gemeinschaft noch umschließt.

So sehr das Ganze der stoischen Philosophie nach Ciceros Sinne war und so wenig seiner feurigen Natur gewisse erhabene Übertreibungen dieser Lehre mißfielen, findet er doch, sobald er den festen Entschluß gefaßt hat, sie zu prüfen, manches daran auszusetzen. So sagt er, der Polemik des Carneades sich anschließend, Zeno habe gar keine neue Schule zu gründen brauchen. Die Akademiker und Peripatetiker hätten vor ihm dasselbe gelehrt. Nur mit spitzfindigen Wortunterschieden sei die Philosophie durch die Stoiker bereichert worden. Ja die Philosophie scheint ihm von den Stoikern in die Enge gezogen und wichtiger Kapitel beraubt. Mit welcher Ausführlichkeit hatten Plato und Aristoteles nicht über den Staat geredet, mit welcher Gründlichkeit hatte Aristoteles nicht die Rhetorik behandelt! Wie wenig findet sich darüber bei den Stoikern! Welche Formlosigkeit herrscht ferner in der Mehrzahl ihrer Darstellungen! Für diesen Mangel können ihre nichtigen Wortunterschiede, denen alle Bedeutung für das Leben abzusprechen sei, von denen man öffentlich überhaupt nicht reden könne, keinen Ersatz bieten. Ja er findet bei weiterem Besinnen die Stoiker gar nicht im Einklange mit der Natur, obgleich doch ihr oberstes Princip war, ἀκολούθως τῇ φύσει ζῆν. Der Mensch bestehe ja doch aus Körper und Geist; die Stoiker aber abstrahierten ganz von den doch auch natürlichen Bedürfnissen des Körpers und stellen also, im Widerspruch mit der Natur, ein einseitiges Ideal auf. Was helfe ihnen da alle constantia! Wenn der Ausgangspunkt ein falscher sei, müßten auch die Resultate falsche sein. Wiewohl Cicero selbst Neigung hat, das Körperliche neben dem Geistigen zu ignorieren und die Glücksgüter wie die körperlichen Güter für nichts zu achten im Vergleich zu den Gütern der Seele, gesteht er doch oft den Eigensinn, mit welchem Zeno den Namen eines Gutes jenen zuerst genannten vorenthält, nicht billigen zu können. Die vorhergehenden ernsten Philosophen, vornehmlich Aristoteles, hätten den Wert dieser Güter auch nicht höher angeschlagen, als Zeno, der sie durchaus nicht Güter nennen will und sie mit dem seltsamen Ausdrucke προηγμένα bezeichnet. Völlige ἀδιάφορα

sind sie den Stoikern ja doch nicht; wird ihnen doch eine ἀξία, ihrem Gegenteil eine ἀπαξία zugesprochen. Wozu sich da so sträuben und nicht zugestehen, daß es auch Güter sind, wofür der Mensch, einer natürlichen Empfindung folgend, sie doch hält? Weshalb sich weigern einzuräumen, daß man nach ihnen strebe (διώκειν) und vor ihrem Gegenteil fliehe, wenn man doch gesteht, daß auch der Weise zwischen ihnen eine verständige Auswahl treffen wird? Da schien ihm doch Aristoteles Besseres zu lehren, wenn er sagte, die Tugend mache zwar glücklich, aber es hänge nicht von ihr allein ab, ganz glücklich zu machen. Das höchste Gut mochte er dann lieber mit diesem Philosophen in einem der Doppelnatur des Menschen gemäßen Leben erblicken, in welchem sich körperliche Kraft und Gesundheit zu einer voll entwickelten Vernunft gesellen. Die πρῶτα κατὰ φύσιν, d. h. die zunächst von allen Wesen, auch vom Menschen erstrebten Güter, welche auf die Förderung des sinnlichen Lebens abzielen, wurden von den Stoikern, bemerkt er, zu schnell fallen gelassen. Zunächst allerdings erstreben wir das körperlich Naturgemäße, sodann das geistig Naturgemäße. Mag immer also der Trieb zum Handeln und zum Erkennen der eigentümlichste Trieb des Menschen sein, von einer allseitigen Erfüllung seiner Natur und demgemäß von einem vollkommenen Glücke scheint ihm dann erst geredet werden zu können, wenn auch die sinnliche Seite seines Wesens eine ausreichende Befriedigung findet.

In den Büchern de finibus wenigstens kann er nicht umhin, dem weniger stark redenden Aristoteles vor den Stoikern den Vorzug zu geben. So gern er auch den stoischen Satz αὐτάρκη εἶναι τὴν ἀρετὴν πρὸς εὐδαιμονίαν als uneingeschränkt richtig anerkannt hätte, er giebt hier der Wahrheit die Ehre und gesteht mit Aristoteles, daß wir doch nicht ganz unabhängig von der Glücksgöttin sind. Ohne Zweifel hält er nicht eine so reiche äußerliche Ausstattung, als Aristoteles im ersten Buche der Nikomachischen Ethik, zum vollkommenen Glücke für notwendig; aber gegen das Princip, daß das Glück der Tugend einer Vervollständigung fähig und bedürftig ist, gesteht er hier sich nicht wehren zu können.

Wie die Stoiker an ihrem Grundsatze, daß allein die Tugend, und diese sicher, zur vollkommenen Glückseligkeit führe, festhielten und sich nur herabließen, der gewöhnlichen und dabei natürlichen Denkweise durch einige neugeschaffene, zum Teil ungeheuerliche Termini entgegenzukommen, so traten sie nicht minder energisch für die Autonomie der Vernunft ein. Von einer auch nur relativen Berechtigung des mit der Vernunft Streitenden konnte in ihren Augen durchaus keine Rede sein. Ihr Weiser sollte nur der Vernunft unterthan sein. Deshalb verwarfen sie die Affekte. Aristoteles schien ihnen das Ungereimteste zu behaupten, wenn er sagte, zu unserem Nutzen habe uns die Natur die Affekte gegeben; der Zorn z. B. sei der Wetzstein der Tapferkeit. Das hieße nichts anderes als einem mäßigen Wahnsinne, einer mäßigen Krankheit das Wort reden. Denn eine Seele, welche der Vernunft nicht unbedingt gehorche, sei der Krankheit, sei dem Wahnsinne verfallen. Nullam autem mediocritatem morbi salubrem aut utilem esse. Auch Cicero will, daß die Vernunft uneingeschränkt in uns herrsche, wiewohl er sich, wo er selbst spricht, nicht gerade gegen Aristoteles erklärt.

Wenn irgendetwas ihn ganz den Stoikern hätte entfremden können, so wäre es das Kunstlose und Trockene ihrer Schreibweise gewesen. Aber trotz seiner gelegentlich spottenden Polemik darf man behaupten, daß es ihm diese starke und edle Philosophie angethan hat. Über keine andere Lehre berichtet er so Genaues und Ausführliches, und trotz der häufigen Widerlegung gewinnt man, auf die gesamten philosophischen Schriften Ciceros aus einiger Entfernung zurückblickend, die Überzeugung, daß ihm, dem griechisch gesinnten Römer, jenes römerhafte Ideal der stoischen Sittenlehre dennoch als das würdigste erschien. Zur Liebe zum Sittlichen gesellte sich in seiner Rednerseele das Bedürfnis stark über diese Dinge zu denken und zu reden. Dieses aber fand hier eine erwünschte Befriedigung.

Es drängt sich hier zugleich die Frage auf, welchen Ursachen es denn zuzuschreiben ist, daß Epikur und Zeno in jener Zeit bei den Römern überhaupt so ganz den Plato und Aristoteles

in Schatten stellten. An Lob hat es auch diesen beiden nicht gefehlt, aber jene zuerst genannten beherrschten recht eigentlich die Geister. Am einfachsten könnte man sich das aus der bevorzugenden Ausführlichkeit erklären, mit welcher Cicero ihre Systeme erörtert hat. Denn daß er diese beiden als die würdigsten, zwischen welchen man wählen müsse, empfohlen habe, kann man nicht behaupten. In dem Epikur erblickt er ja überhaupt keinen großen Philosophen, und vom Zeno behauptet er trotz aller Sympathieen für diese sittliche Strenge, es sei für ihn kein Grund gewesen, eine neue Lehre zu gründen. Der Hauptgrund, aus welchem sich das vorwiegende Interesse der Römer für diese beiden Philosophen erklärt, ist vielmehr darin zu suchen, weil ihre Philosophie so markierte Züge zeigt und weil das Metaphysische, was sie vielleicht noch haben, neben ihrem praktischen Moralisieren gänzlich verschwindet. Wir stehen hier zwei Anweisungen zum Leben gegenüber, welche nicht aus der Fülle der möglichen Anweisungen herausgegriffen sind, sondern welche die beiden möglichen Hauptfarben unverwischt zeigen. Freilich nur dem von ferne Blickenden scheint es so, als seien das diametrale Gegensätze. Der wahre Epikur weiß ja die Tugend auch zu schätzen und kann sich gleichfalls kein Glück vorstellen ohne die Einsicht und die Gerechtigkeit, weshalb Seneca, der ihn so gern citiert, von dieser Philosophie sagt, sie gäbe heilige und richtige Vorschriften und wenn man näher trete, forderte sie Ernsttrauriges. Voluptas enim illa ad parvum et exile revocatur. Die meisten freilich, welche sich in Rom Epikureer nannten, hatten sich durch das Aushängeschild der voluptas täuschen lassen und glaubten, diesem Führer folgend, durch keinerlei anspruchsvolle moralische Pedanterieen behelligt, auf blumigem Wege zum Glücke gelangen zu können. Epikurs Name wurde damals schon, wie auch heute, meistens gemißbraucht; die verbreitete Anerkennung aber, welche der Stoicismus sich errang, beweist, daß die Wahrheit, um zu wirken, sich bis zu einer Höhe hinaufschrauben muß, wo sie sich der tönenden Phrase nähert. Was die ernsteren Römer dem Stoicismus gewann, das alles hätten sie, maßvoller aus-

gedrückt, auch aus Sokrates', Platos und Aristoteles' Munde lernen können; aber es bedurfte des moralischen Heroismus der Stoiker, um sie der Philosophie zu gewinnen. Es ist überdies dem Menschen eingeboren, die letzte Gestaltung eines Gedankens immer für die beste zu halten. Das der Zeit nach Nächste übt stets eine stärkere Anziehungskraft aus, als das vielleicht Bessere, wenn es ein Stück zurückliegt. Das mag auch im allgemeinen berechtigt sein, wo es sich um den wissenschaftlichen Ausbau und um scharfe Begründung handelt; handelt es sich aber um das intuitive Erfassen eines moralischen Satzes, so kann eine Stimme aus naiver, weit zurückliegender Zeit eindringlicher zu uns sprechen, als was in nächster Nähe in vornehmerem Tone über dieselben Dinge verhandelt wird. Durch häufige Behandlungen nimmt man einem bedeutenden Gedanken seine ursprüngliche Kraft, und an der stoischen Philosophie gerade hat es sich in der Folge gezeigt, daß sich moralische Sätze gerade, ohne rechten Glauben daran nur mit dem Munde von Unberufenen immer wiederholt, förmlich zerreden lassen, so daß nichts als eine hohle Phrase von ihnen übrig bleibt. So weit war es zu Ciceros Zeit mit dem Stoicismus noch nicht gekommen. Die Übertreibungen, deren sich diese Lehre schuldig gemacht hat, imponierten noch allgemein und zogen ihr nur von Seiten der wenigen Scharfsinnigen verdienten Spott zu. Mit gewöhnlichem, für die Prüfung philosophischer Sätze nicht künstlich geschärftem Verstande betrachtet, erschien der Stoicismus damals eine Lehre der Tugend und strengen Pflichterfüllung, welche das Gelüsten des eigenen Herzens zu bekämpfen und seine Kräfte dem allgemeinen Wohle dienstbar zu machen gebot. Als solche hat sie in Rom gewirkt und Tausenden in schweren Zeiten Kraft zum Widerstande gegeben. Niemand weiter hat je so schroff und unerschrocken den Glauben an die alles überragende Kraft der Tugend gepredigt. Bedenklich erschüttert freilich wurde das Ansehen dieser Philosophie in den Augen derer, welche nicht bloß moralisch erbaut sein wollten, sondern auch zu prüfen und zu folgern fähig waren, durch die Polemik der neueren

Akademie. In hellster Klarheit aber leuchtet noch einmal das stoische Lebensideal in den Schriften Senecas, Epiktets und M. Aurels.

Ciceros philosophische Schriften gehören, mit Ausnahme der Akademika, welche für die Schule nicht in Betracht kommen und auch in früheren Zeiten im Vergleich zu den anderen wenig gelesen worden sind, sämtlich der Moralphilosophie an. Nur in den Büchern de natura deorum werden auch die atomistische Physik Epikurs und die teleologische Physik der Stoiker erörtert. Es ist schwer, sie einer der heute aufgestellten Rubriken einzureihen. Dem Ideale der heutigen fachwissenschaftlichen Beschäftigung mit der Philosophie können sie schon deshalb nicht entsprechen, weil dieses Ideal dem Altertume überhaupt unbekannt war. Selbst Aristoteles, der doch am meisten von dem modernen Gelehrten an sich hat, ist von dieser Genauigkeit im Kleinen, welche der hervorstechendste Zug der heutigen Wissenschaft ist, weit entfernt. Auch besaß er, wie seine Kritik Platos beweist, durchaus nicht in besonders hohem Grade jene Haupttugend der modernen Wissenschaft, die Schärfe und Objektivität bei der Wiedergabe fremder Meinungen.

Aber auch unseren populären Schriften ähneln Ciceros philosophische Schriften nicht. Sie wollten auf der Höhe ihrer Zeit stehen und ließen sich keineswegs zu der breiten Masse des Volkes herab. Zwar waren sie zunächst für die des Griechischen Unkundigen bestimmt, aber darum wollten sie sich nicht zu Intelligenzen zweiten und dritten Grades herablassen. Deshalb hoffte Cicero, daß selbst die mit der griechischen Philosophie Vertrauten unter seinen Landsleuten auch diese seine Bearbeitungen der ethischen Hauptprobleme mit Vorteil und Vergnügen lesen würden. Allerdings ist ihm die theoretische Belehrung nur das Mittel, eine vernünftige, dem Sittlichkeitsideale entsprechende Gestaltung des Lebens hervorzubringen; aber seine Argumente sind doch nicht, wie in den aufklärenden moralischen Schriften des vorigen Jahrhunderts, nur den Eingebungen des sogenannten gesunden Menschenverstandes entnommen.

Aber auch wenn man sie in die Mitte zwischen den streng

wissenschaftlichen und den populären Schriften stellen wollte, würde man ihrer Eigentümlichkeit nicht voll gerecht werden. Denn, so viel ihnen auch an der quellenmäßigen Genauigkeit heutiger gelehrter Werke fehlt, so weit gehen sie doch in anderer Hinsicht darüber hinaus. Ciceros philosophische Schriften besitzen eben, was auch eine grämliche oder tendenziös übelwollende Kritik dagegen vorgebracht hat, die höchsten litterarischen Eigenschaften, welche Prosaschriften besitzen können. Alle Anlagen der edlen römischen Sprache erscheinen in ihr zur vollsten Reife entfaltet. Mit hervorragendem Formsinn begabt, war Cicero doch sein ganzes Leben hindurch nicht müde geworden, die Sprache sich durch Übungen zu einem gefügigen, durchaus gehorsamen Instrumente zu machen. Freilich besitzt er eine große Wortfreudigkeit. Deshalb aber sagen, die Worte seien ihm Hauptsache, der Gedanke Nebensache gewesen, heißt plump übertreiben. Zunächst erwäge man, daß die Form den Alten, wenigstens während der Blütezeit ihrer Litteratur überhaupt eine größere Hauptsache war, als uns heute, denen die hohen Ansprüche einer weitverzweigten und tiefwurzelnden Bildung gar nicht die Zeit übrig lassen, die natürliche Ungeschicklichkeit durch Übungen zu überwinden oder die angeborene Geschicklichkeit zur reifen Kunst, zur virtuosen Leichtigkeit auszubilden. Damit hängt die Breite und Wortfreudigkeit des echt antiken Stils zusammen. Auch das Schreiben in Prosa war ihnen ein künstlerisches Gestalten. Deshalb redet Cicero von einem studium quadrandae, formandae, quasi faciendae (ποιεῖν) orationis. Der moderne Prosastil trägt im Gegensatz dazu den Charakter des Skizzierten. Der antike Prosaiker baut sorgfältig auf, duldet keinen klaffende Lücken, bringt die logischen Verhältnisse mit gewissenhafter Deutlichkeit zum Ausdruck; der moderne läßt viel ergänzen, deutet vielfach nur an und besitzt in seiner Sprache überhaupt kein geeignetes Mittel, in so kunstvoll gegliederten Satzgebilden einen Gedanken organisch zu entwickeln. Daraus erklärt sich auch die Unübersetzbarkeit selbst der antiken Prosaiker. Nur frei gestaltend und wirklich mit den Mitteln der modernen Sprache das von ihnen antik Ge-

dachte und Gesagte wiedergebend, kann man hoffen, ihr Bild für die ganz im Heutigen Lebenden einigermaßen ansprechend zu machen. Dem hastigen modernen Menschen scheinen die Alten deshalb leicht langweilig. Und sie sind es auch in fast allen Übersetzungen. Da nun überdies die einzelnen Begriffe sich in unserer Sprache nur selten mit den entsprechenden lateinischen oder griechischen genau decken, so wird die Übersetzung nicht bloß ermüdend wortreich, sondern nimmt eben wegen des Unbezeichnenden und Farblosen leicht geradezu den Charakter eines langweiligen und nichtigen Geredes an. Es ist auch bekannt, wie leicht stilistische Vorzüge sich in die ihnen verwandten Fehler verkehren. So wird auch die künstlerisch gewissenhafte Gedankenausprägung, wie sie echt antiken Darstellungen eigen ist, in der modernen Übersetzung, wenn sie mit wesentlich verschiedenen Sprachmitteln dasselbe zu erreichen strebt, meist zur Pedanterei. Langsam eilend aber, wie es im Sprichworte heißt, kommen die Alten doch schneller vorwärts, als im allgemeinen die Neueren. Was ihnen nämlich ihre vorsichtige, kühnen Auslassungen durchaus abgeneigte Schreibart über das moderne Maß hinaus an Raum kostet, bringen sie reichlich durch ihre ehrliche Einfachheit wieder ein. Die Kunst in abstrakter, vornehm klingender Sprache vieles, aber nicht viel zu sagen, besitzen sie durchaus nicht.

Aber einfach, höre ich erwidern, sei eben Ciceros Rede nicht, und gerade deshalb nenne man ihn langweilig, weil hinter seinen rhetorischen Aufbauschungen nichts oder wenigstens solcher Wortfülle nicht Entsprechendes zu finden sei. Aber dieses Urteil ist ungerecht, empörend ungerecht. Cicero gehört allerdings nicht zu den knappen Schriftstellern, und in seinen Reden öffnet er meist alle Schleusen seiner Beredsamkeit und läßt gewaltige Wortmassen hervorströmen. Seine philosophischen und rhetorischen Schriften aber haben nur die dem antiken Stile natürliche und wohlanstehende Breite, welche in der Übersetzung langweilig werden mag, im Originale aber die Züge der reifsten Kunst trägt und mit würdigem Inhalte gefüllt ist. Jede einzelne Seite ist reich ausgeführt, alles

klingt und glänzt, und doch, wenn man die drei mäßigen Bände ansieht, welche Ciceros philosophische Schriften in der Teubnerschen Textausgabe einnehmen, oder wenn man an die Fülle ästhetischer Einsicht und feiner litterarischer Urteile denkt, welche in einem so kurzen Büchlein, wie der Orator, sich beisammen findet, so möchte man fast behaupten, daß die modernen Litteraturen trotz des Skizzierten der modernen Darstellung nur sehr wenige Schriften aufzuweisen haben, welche bei so geringem Umfange so reichen Gedankengehalt bieten. Was gelegentlich über die Nichtigkeit der philosophischen Schriften Ciceros, um von den rhetorischen jetzt zu schweigen, gesagt worden ist, ist durchaus nichtig. Cicero war der gebildetste Römer seiner Zeit. Trotzdem es ihm nicht gelingen wollte, den politischen Ehrgeiz in sich zum Schweigen zu bringen, war er doch sein ganzes Leben hindurch mit emsigem Fleiße bemüht gewesen, nicht bloß seine Rede geschmeidig zu machen, sondern sich den ganzen Ertrag der griechischen Kultur anzueignen. Alles aber fand sich nach seiner Auffassung in der Philosophie zusammengefaßt: diese war ihm die Kunst des Lebens und zugleich auch die unentbehrliche Vorbedingung der Kunst, die er sich erwählt hatte und in welcher ihm die menschliche Anlage ihren Höhepunkt zu erreichen schien, der Beredsamkeit. Wer freilich, wie Cicero, sich von Jugend an eifrig in allen Mitteln geübt hat, die Form zur höchsten Kunst zu gestalten, wird nicht leicht der behandelten Sache bis zur Selbstvergessenheit ergeben sein können. Diesen Eindruck macht er auch oft, um nicht zu sagen meist, in seinen Reden: hier scheint er förmlich im Banne des studium ornandi und amplificandi. Aber in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften hat er es überall mit würdigen Gedanken zu thun, die man ohne eine über das Gewöhnliche hinaus gesteigerte Kunst des Ausdrucks nicht würdig zum Ausdruck bringen kann. Überdies war ihm eine warme, volltönende, dem Ohre gefällige Sprache zur anderen Natur geworden. Um seinen Sätzen einen glatten Fluß zu geben und Fülle des Wohllauts über seine Rede auszugießen, brauchte er nicht ängstlich, wie Iso-

krates, zehn Jahre lang an einem Schriftchen zu feilen und immer wieder zu feilen. Er beherrschte alle Mittel des Prosastils bis zur unbewußten Handhabung, so daß, auch wenn er noch so schnell schrieb, alles den Stempel der stilistischen Meisterschaft trug. Seine Briefe z. B. sind zum Teil in fliegender Eile hingeworfen, und doch sind sie neben Horaz' Sermonen die ewigen Quellen der Urbanität, wie A. W. v. Schlegel sagt. Freilich um seinen Stil ganz von dem, was man im engeren Sinne als Rhetorik bezeichnet, frei halten zu können, hätte er auch kein Römer sein, hätte er nicht in lateinischer Sprache schreiben müssen. Deshalb sind seine philosophischen Schriften aber nicht bloße rhetorische Schaustücke. Mit dem, was er hier vorträgt, ist es ihm bitterer Ernst. Wer kann auch sagen, daß ein winziger Gedankenvorrat von ihm nach den Regeln der Kunst mit großem Pompe erweitert werde? Hier ist sowohl Würde als Fülle des Inhalts. Wie viel Cicero zu den Gedanken griechischer Philosophen von dem seinigen hinzugethan habe, das ist eine andere Frage. Aber war es nicht genug, der Hauptsache nach, was andere gesagt hatten, in einer bis dahin so ungeübten Sprache nicht bloß verständlich, sondern wirkungsvoll und mit vollendeter Leichtigkeit dargestellt zu haben? In seinen Reden freilich findet sich viel nichtiges Gerede und nicht selten eine Breite und Stärke des Ausdrucks, welche zu dem bescheidenen Gedankengehalte in keinem richtigen Verhältnisse steht; wo er aber Philosophisches behandelt, bietet sich ihm auf Schritt und Tritt Bedeutendes die Fülle, und man muß die Gleichgültigkeit des Pedanten gegen die Form haben, um in der zugleich glänzenden und warmen Darstellung Ciceros nichts als eine den Gedanken schädigende und im Grunde eitle Zugabe zu erblicken.

Auch der Vorwurf, die philosophischen Schriften Ciceros seien flüchtig niedergeschrieben, ist schon oben beantwortet worden. Allerdings sind sie sämtlich im Laufe weniger Jahre niedergeschrieben. Aber die Herausgeber dieser Schriften hätten nachdrücklich dieses erwidern sollen, daß Cicero hier überall Themata behandelt, welchen er sich schon als Jüngling, ja als Knabe

genaht hatte und die sein ganzes Leben hindurch, selbst inmitten der Stürme seiner öffentlichen Thätigkeit, nie aufgehört hatten, seinem Geiste gegenwärtig zu sein. Ciceros Feinde pflegen die Sache so darzustellen, als wenn seinem unruhigen Geiste erst in der unfreiwilligen Muße der letzten Lebensjahre das Verlangen aufgestiegen sei, sich der Philosophie zu widmen. Doch nein, nicht mit oberflächlicher Hast, wie man meint, hat er da philosophisches Wissen zusammengerafft und in schimpflicher Abhängigkeit von den Quellen, welche ihm der Zufall in die Hand gespielt hatte, halb verstanden in prahlerischer und seine philosophische Unfähigkeit und Unwissenheit zur Not eben nur verdeckender Darstellung wieder von sich gegeben, sondern er behandelt in diesen Schriften Probleme, in welchen ihm immer das menschliche Nachdenken gegipfelt hatte. Allerdings benutzte er dabei oft ein unbedeutendes griechisches Handbüchlein, wie es deren damals fast so viele gab, als heute lateinischer Grammatiken in Deutschland, aber nicht sowohl, um daraus zu lernen, als um seine Gedanken während des Niederschreibens leichter in der Richtung erhalten zu können. Daß er unter diesen Umständen nicht viel Zeit zur Ausarbeitung brauchte, leuchtet doch wohl ein. Die Sache war ihm seit lange geläufig; auf dem Instrumente der römischen Sprache aber wußte er, nachdem er, von einer beispiellosen natürlichen Leichtigkeit unterstützt, mit unverdrossenem Eifer sich bis in sein Mannesalter hinein wie ein Schüler geübt hatte, mit der mühelosen Gewandtheit eines Virtuosen zu spielen. Und da hätte er nicht im Laufe einiger Jahre, in der Muße seines Landlebens, alle Hauptprobleme der Moralphilosophie in einer der damaligen Zeit angemessenen Weise sollen behandeln können! Gefeierte Schriftsteller von heute haben in derselben Zeit umfangreichere Bücher geschrieben. Wo aber findet man unter ihnen einen, der vorher die Technik des Schreibens mit einer nie ermüdenden Geduld, wie Cicero, erlernt hätte und dabei sich einer so genialen Begabung für das Formelle rühmen könnte?

Vor allem aber auch weg mit dem Vorurteile, Cicero habe

sich nur oberflächlich mit der Philosophie befaßt und es habe ihm überhaupt an Befähigung für die Philosophie gefehlt! Auf eine Periode, welche sich mit Lust den großen Hauptsachen zuwandte, ist jetzt auch die Wissenschaft, welche ihrer innersten Natur nach den Charakter einer zusammenfassenden und den Höhen zustrebenden Erkenntnis trägt, zu einer unermüdlichen und unersättlichen Spezialforschung herabgestiegen. An diesem Maßstabe gemessen, muß man gestehen, können Ciceros philosophische Schriften nicht bestehen. Bei ihm ist vor allem keine gründliche litterarische und biographische Forschung. Das alles, was unsere meisten Programme, Dissertationen, Universitätsschriften füllt, ist ihm gleichgültig. Und wäre es selbst in seinen Gesichtskreis getreten, so würde er es als durchaus illiberal verschmäht haben, mit derartigem sich zu befassen. Mit demselben Rechte, wie man heute schreit, Cicero habe sich nur oberflächlich mit der Philosophie befaßt, könnte man z. B. dem Horaz vorwerfen, er habe von Homer und Plato, die er seine Lieblinge nennt, im Grunde doch sehr wenig gewußt. Kann man sich den Horaz z. B. mit einem Jahresberichte über Homer oder Plato beschäftigt vorstellen? An so ziemlich das meiste, was die heutige Wissenschaft an Homer und Plato der Erforschung für wert hält, hat er sicherlich, sie lesend und wieder lesend, nie gedacht und würde auch, darauf aufmerksam gemacht, nicht weiter daran haben denken wollen.

Die Aufmerksamkeit der sich als Freie fühlenden Alten war auf den Kern der Sache gerichtet, und so manches, was selbst den vornehmer Denkenden heute doch wichtig scheint, war in ihren Augen, so weit die damalige Gelehrsamkeit davon überhaupt Beispiele bot, nichts als Pedanterei. Die Alten, und zumal die Römer, ließen eben nur die Beschäftigung mit den Wissenschaften als liberal gelten, welche eine deutlich erkennbare erziehende Kraft für den einzelnen oder für die Gesamtheit hat. Das darf man vor allem auch bei der Beurteilung von Ciceros philosophischen Schriften nicht vergessen. Niemand hat sich über diesen Punkt mit größerer Eindringlichkeit geäußert, als Seneca. Vor allem verweise ich auf den achtundachtzigsten Brief, der

recht geeignet ist, den modernen Gelehrtenstolz zu dämpfen, in wissenschaftlicher Hinsicht tolerant zu stimmen und für solche Behandlungen philosophischer Themata, wie sie Cicero bietet, empfänglich zu machen. Unum studium, heißt es dort, vere liberale est, quod liberum facit, hoc est sapientiae. Zunächst werden die ganzen philologischen Studien — denn der grammaticus ist der Philologe — als durchaus unfruchtbar verworfen. Quid horum ad virtutem viam sternit? Syllabarum enarratio et verborum diligentia et fabularum memoria et versuum lex et modificatio? Quid ex his metum demit, cupiditatem eximit, libidinem frenat? Dann begießt er die Homerforscher mit Spott. Quaeris, Ulixes ubi erraverit potius quam efficias, ne nos semper erremus? Mehr als die Stürme, die den göttlichen Dulder herumgeworfen haben, meint er, müssen uns die Stürme in unserem Innern interessieren. Von der geographischen Neugierde, mit der so manche damals den Homer lasen, will er durchaus nichts wissen. Was sollen diese Plattheiten, wenn man die heiligsten Tiefen seines menschlichen Wesens darüber mit Nahrung zu versehen vergißt? Hoc me doce, ruft er aus, quomodo patriam amem, quomodo uxorem, quomodo patrem, quomodo ad haec tam honesta vel naufragus navigem. Auf alle Probleme der eigentlichen Wissenschaft antwortet er mit der Frage: Hoc scire quid proderit? Nur ihrer moralischen Wirkung wegen, quia animum ad accipiendam virtutem praeparant, will er auch die liberalia studia getrieben wissen. Die Philosophie allein, und zwar die Moralphilosophie (scientia bonorum et malorum), hat wirklichen Wert in seinen Augen. Hinsichtlich des übrigen soll man sich an einer ganz summarischen Kenntnis genügen lassen. Magnum esse solem philosophus probabit; quantus sit, mathematicus. Mehr als das Notwendige, d. h. das zur Gestaltung des Innern Notwendige, wissen zu wollen, scheint ihm eine Art von Unmäßigkeit. Anstatt sparsam mit ihrer Zeit umzugehen und der Kürze des Lebens eingedenk zu sein, verlieren sich so viele an antiquarische, philologische, historische Quisquilien, quae erant dediscenda, si scires. Ja, die Philosophen selbst, klagt er,

ließen sich jetzt durch die Fachwissenschaften dem Unwesentlichen und Überflüssigen zutreiben. Zu dem Überflüssigen rechnet er aber sogar die großen Hauptfragen der heutigen Fachwissenschaft. So z. B. nennt er es in der Schrift über die Kürze des Lebens (13, 2) eine Krankheit der Griechen, die dem ernsten Römer an schalem Zeuge zu kleben schienen, nach derartigem zu forschen, ob die Ilias oder die Odyssee früher entstanden sei und ob beide das Werk desselben Dichters seien. Sich so in dem, was nicht not thut, festbannen lassen, heißt sich in den Augen des Philosophen und des Römers einer unnützen Vielgeschäftigkeit ergeben (operose nihil agere, operosa sedulitas, ματαία πολυπραγμοσύνη), und nicht gelehrt, nur pedantisch, sagt er, mache dieses inane studium supervacua discendi. Das ist die Folge dieser Kathederphilosophie (cathedrarii philosophi), welche Seneca der echten, alten Philosophie gegenüberstellt. Nicht bloß die bildungsfeindlichen Cyniker, sondern auch die späteren Stoiker, in welchen der Grundgedanke dieser Lehre nach Überwindung einer spitzfindigen Dialektik zu einem klaren Ausdrucke gelangt ist, verlangen, daß man sich mit der ganzen Kraft seines Geistes der Erkenntnis des für eine menschliche Gestaltung des Innern Entscheidenden zuwende. Und in demselben Sinne äußert sich Epikur. Nur in dem Maße, als sich ein Wissen für den Hauptzweck des Lebens fruchtbar machen läßt, scheint es ihm beachtenswert; alles übrige schließt er aus, weshalb ihm die cathedrarii philosophi, vor allem in unserer Zeit, den Vorwurf eines banausischen Mangels an wissenschaftlichem Sinn gemacht haben. Aber auch Sokrates und Plato dachten im Grunde ebenso. Anders steht es mit Aristoteles, dem gegenüber man aber nicht vergessen darf, daß sich ihm der Ertrag vielfältiger, von ihm organisierter Arbeit anderer zur Verfügung stellte.

Bei einer so strengen Beschränkung auf das Wesentliche wäre freilich eine Ausbildung der Spezialwissenschaften unmöglich gewesen, ebensowenig als die reiche äußere Kultur mit ihren tausend Annehmlichkeiten, die vorwiegend zerstreuend wirken, fortwährend neue Wünsche und Begierden erzeugen

und jedenfalls zur Besserung und Heiligung des Menschen nichts Erhebliches beitragen, sich nicht entfalten konnte, so lange der Grundgedanke des Christentums in seiner die Seelen unterjochenden Größe lebendig war. Die Grenzen, welche Seneca, in Übereinstimmung ungefähr mit den ernsteren Geistern des Altertums, dem Wissenswerten zieht, dürfen uns heute zu eng erscheinen. Manches, was in seinen Augen eine platte Vergeudung der Zeit ist, scheint uns heute ein wichtiges Wissensproblem. Aber man übersehe nicht, daß, wenn der Mann auch für manches von den Hauptzielen der menschlichen Erkenntnis Weitabliegende Zeit übrig hat, eine gesunde Pädagogik doch gebietet, den Knaben und Jüngling in dem engeren Kreise des ewig und vor allem Bedeutsamen festzuhalten.

Ein ganz reiner Repräsentant des antiken Bildungsideals ist Seneca freilich nicht. Es schleicht sich nämlich in seine Erörterungen gelegentlich ein puritanischer Fanatismus, der ihn selbst das, was den Alten als heilig galt, als platt und bedeutungslos anfeinden läßt. So bekämpft er auch zornig die Kunst. Maler und Bildhauer sind ihm einfach luxuriae ministri. Dem stimmte auch Epikur, der vielverkannte patronus voluptatis, bei; aber die allgemeine Anschauung der philosophisch Gebildeten war das nicht. Man kann nicht leugnen, daß diese starre Größe Seneca's, hinter welcher der andere große Stoiker des ersten Jahrhunderts nach Christo, Epiktet, nicht zurücksteht, dem stoischen Hauptdogma, daß allein die Tugend begehrenswert ist, durchaus entspricht; aber schwerlich würden diese beiden, um die Spitzfindigkeiten der stoischen Dogmatik sonst wenig bekümmerten Stoiker mit einer solchen, in die Seelen dringenden Kraft des Ausdrucks eng und scharf die Grenzen des Begehrenswerten gezogen haben, wenn sie zu einer hoffnungsfreudigeren Zeit gelebt hätten. Die Nacht brach an in Ciceros Zeit; jetzt war es völlig Nacht geworden. Bei ruhigem Wetter vermag auch der mäßig Geschickte sein Schifflein glücklich zu lenken; bricht der Sturm aber los, so bedarf es der Kunst eines wahren Steuermanns. Alle freundlichen Umhüllungen waren gefallen; jeder Tag unter Nero und Domitian war eine

Mahnung an die Vergänglichkeit des Vergänglichen zu denken, auf das, was nicht in unserer Gewalt steht, zu verzichten und sich ganz nach Aufgebung der Außenwerke in die uneinnehmbare Burg seines Innern zurückzuziehen.

Cicero ist hoffnungsfreudig und umspannt mit seinem lebhaften, den mannigfaltigsten Eindrücken zugänglichen Geiste ein weit größeres Gebiet des Wissens, als der immer auf das eine, was not thut, dringende Seneca. Von seinem Redner verlangt er sogar ein universales Wissen, und nur weil ihm selbst damals diese Forderung bei einigem Nachdenken unerfüllbar schien, willigt er in eine Beschränkung. Aber auch er will doch, daß alle geistige Arbeit des Individuums sich dem Ziele einer geistigen und sittlichen Veredelung dieses Individuums zu bewege. Die angestrengte geistige Teilarbeit der modernen Wissenschaft jedoch, welche dem Ganzen zu gute kommt, aber das Individuum verkümmern läßt, war durchaus nicht nach seinem Sinne und muß nach der Auffassung des Altertums überhaupt als illiberal gelten. Dabei muß man aber zwischen der Auffassung der Griechen und der Römer unterscheiden. In Griechenland hatte man viel Zeit, seitdem das politische Leben dort erstorben war. Man bedenke ferner die geistige Regsamkeit, die Rede- und Disputierlust dieses Volkes. Da so viele auf dem engen Raume der Rhetorik und der damaligen Philosophie zusammengedrängt waren, konnten überflüssige Subtilitäten, zu denen der ernste und allem bloß Schulmäßigen abgeneigte Römer lächeln mußte, nicht ausbleiben. So legt auch Cicero bei aller Bewunderung für die Griechen doch ihnen gegenüber das Gefühl der Überlegenheit nicht ab. Wir, die wir an die Methode der modernen Wissenschaft gewöhnt sind, welcher auch das Kleinste einer vollen Kraftanstrengung und gründlichen Behandlung wert scheint, erblicken oft da Flüchtigkeit, wo er, unbeirrt um Schulspitzfindigkeiten, das für die Menschenbildung Bedeutsame frei entwickelt zu haben glaubte. Es ist nicht Zufall, daß gerade in Deutschland diese Art der Behandlung philosophischer Themata in so scharfen Worten angefeindet worden ist. In keinem Lande ist die Wissenschaft in solchem Grade

zur Schul- und Universitätswissenschaft geworden, und, gestehen wir es, nicht in jeder Hinsicht zu ihrem Vorteile. Daß sie damit den Charakter des Weltmännischen verloren hat, daß sie ferner auf formelle Eigenschaften so leicht verzichtet, möchte zu verschmerzen sein; aber bedenklicher ist, daß sie es meist ganz aufgiebt, ihr Teilgebiet zu dem, was natürlicher Gegenstand des menschlichen Interesses ist, in Beziehung zu setzen. Nirgends wird z. B. mit solcher Gründlichkeit, wie jetzt bei uns, das äußere Leben großer Männer durchforscht; aber die Fähigkeit den Kernpunkt einer hervorragenden Persönlichkeit sicher zu erfassen geht natürlich bei den Gelehrten, welche über ihren Einzelforschungen den ganzen Menschen in sich zu pflegen versäumen, mehr und mehr verloren. Vor allem hat das Cicero erfahren müssen. Aus einem trotz aller Schwächen edlen und liebenswürdigen Menschen haben deutsche Historiker ein wahres Scheusal gemacht, und die französischen Gelehrten lächeln mit weltmännischer Überlegenheit zu diesem verzeichneten Bilde, welches ihnen trotz aller aufgewandten Gelehrsamkeit wie von Knabenhand gezeichnet vorkommt.

Man kann auch nicht sagen, Cicero habe von der Philosophie nicht würdig gedacht, und sie nur als ein nicht gut zu entbehrendes Hilfsmittel der Beredsamkeit geachtet und gepflegt. Wiewohl selbst vor allem für die Beredsamkeit geschaffen, räumte er doch der Philosophie vielmehr die erste Stelle ein. Freilich erst wo sich zu der Denkkraft des Philosophen die Gestaltungskraft des Redners gesellte, erblickte er die menschliche Anlage erfüllt. Aber vor die Wahl gestellt, mochte auch er lieber formlose Gedanken, als eine gedankenleere Form. Ja, er gesteht ausdrücklich, daß er nichts Verrückteres (furiosius) kenne, als eine hochgesteigerte Pracht der Rede, der nichts oder nur Nichtiges zu Grunde läge. Für die Zeitigung seines Talentes ferner behauptet er zuversichtlich mehr der Philosophie, im besonderen der neueren Akademie, als den Schulen der Rhetoren zu verdanken.

Lange und emsig gepflegte Beschäftigungen legen freilich das Denken und den Charakter in bestimmte, nicht leicht wieder

ganz zu glättende Falten. So merkt man allerdings auch den philosophischen Schriften Ciceros seine Freude an schöner, volltönender, rhythmisch gestalteter Rede an. Wer heute gut schreibt und spricht, besitzt diese Eigenschaft, um es Platonisch auszudrücken, θείᾳ μοίρᾳ. Schon beim Jugendunterrichte läßt die Viellernerei keine ausreichenden Übungen im Formellen aufkommen. Auch fehlt es an einer sicheren Methode. Nachher wachsen noch die Ansprüche an unsere Zeit, und von der Kunst des Redens und Schreibens wird selbst von denen, die sich hervorthun, meist doch nur so viel erworben, als sich bei planloser Ausübung dieser Künste eben durch die Routine erwerben läßt. Die romanischen Völker freilich haben bis heute noch eine Freude an prächtiger und mit peinlicher Sorgfalt gestalteter Rede. In Deutschland hingegen liebt man die glatt und fließend schreibenden Schriftsteller nicht. Was ohne Widerstreben sich durch das Wort bändigen läßt, damit, meint man, könne es wohl nicht so weit her sein. Wo die Rede aber dunkel und rauh klingt und trotz aller Anstrengung doch einen Teil des Gedankens unausgedrückt zu lassen scheint, da läßt man sich gewinnen. Bisweilen macht sogar das offenbar Barocke und Ungeschickte eben aus diesem Grunde bei uns Glück, weil man meint, was sich so darbiete, müsse zu bedeutend und ungewöhnlich sein, als daß es mit den nur für das Gewöhnliche ausreichenden Mitteln der Sprache hätte bewältigt werden können. Der Deutsche braucht sich seiner ernsten Bevorzugung des Inhalts nicht zu schämen, wenn er sich auch oft hat täuschen lassen und dunkle und ungeschickte Nichtigkeiten eben wegen der ihm imponierenden Formlosigkeit für etwas dem Inhalte nach sehr Bedeutendes gehalten hat. Aber es bleibt doch wahr, daß die wahre schriftstellerische Größe erst dort vorhanden ist, wo Gedanke und Wort, wie Leib und Seele, zur guten Stunde sich vermählt haben. Bei den Alten nun übte man sich methodisch in der Kunst des Schreibens und Redens, wenigstens zu der Zeit, wo ihre Litteratur auf dem Höhepunkte stand. Auch während des Mannesalters hörte man nicht auf, durch Übungen, welche dem heutigen Gelehrten und Staats-

manne kindisch erscheinen würden, das feine und so mannigfaltiger Wirkungen fähige Instrument der Rede sich gefügig zu erhalten und, wo möglich, noch gefügiger zu machen. Mit Hortensius, erzählt Cicero, fing es nach seinem Konsulate an bergab zu gehen, weil er nunmehr die Übungen sich glaubte sparen zu können. Zuerst merkten es nur die Kenner, nach einiger Zeit aber wurde es allen offenbar, daß er seine frühere Meisterschaft verloren hatte. Etwas Ähnliches von methodischer Beharrlichkeit des Übens findet man nur bei den modernen Musikern, welche, auch wenn sie sich schon einen Namen gemacht haben, doch mit einem Fleiße, der sie fast als Sklaven ihrer Kunst erscheinen läßt, fortfahren zu üben und die mühsam erworbene Vertrautheit mit ihrem Instrumente weiter zu pflegen.

Was man aber lange und angestrengt geübt, gewinnt leicht ein ungebührliches Übergewicht in unserem Geiste. Ja, die Beredsamkeit als solche, welche wirken will, verführt dazu, stark vielmehr, als schön zu reden, zumal wenn der Redner zu einer Menge spricht, welche feineren Wirkungen nicht zugänglich ist. Ist aber die Technik zum festen Besitze geworden, so ordnet sie sich willig höheren Zielen unter, besonders wenn, wie stets in den philosophischen Schriften Ciceros, der Gegenstand selbst eine in die Höhe ziehende Kraft besitzt. In seinen Reden ist Cicero im Banne der eigentlichen Rhetorik. In den philosophischen Schriften aber hat er gar nicht nötig, durch künstlich gesteigerte Kraft des Ausdruckes seinem hier stets sehr würdigen Gegenstande zu Ansehen zu verhelfen. Auch als Schriftsteller freilich ist er noch Redner. Die Kunst der Darstellung war ihm aber zu einer völlig mühelosen, unbewußten Leichtigkeit geworden. Knapp und nüchtern ist sein Ausdruck ja freilich nur an den wenigen Stellen, wo er sich streng an ein griechisches Handbüchlein hält; aber in dieser glanzvollen Fülle nichts als nichtiges Gerede und blinkenden Flimmer erblicken, heißt sich einer groben Täuschung hingeben, welche sich nur aus der heute herrschenden und namentlich auch durch die historischen Studien genährten Abneigung gegen die Philosophie erklären läßt.

Die philosophischen Schriften Ciceros sind Jahrhunderte lang als eine lautere und reichfließende Quelle echter Bildung betrachtet worden. Es heißt demnach nicht übertreiben, wenn man Cicero mit zu den Erziehern des Menschengeschlechts rechnet. Unser Jahrhundert hat sich mehr und mehr von den Alten abgewendet, nachdem eben das Verständnis für ihre wahre Größe geweckt worden war. Das Mannesalter wenigstens wird heute zu sehr von den zahlreichen und verwickelten Aufgaben der Gegenwart in Anspruch genommen, als daß es für das so weit Zurückliegende Zeit und Interesse übrig haben könnte. Für die wirklich erleuchteten Pädagogen aber gilt dieser Satz als unanfechtbar, daß die Schule für die Bildung der Jugend erstens zahlreiche Übungen nötig hat, welche man als Muskelübungen des Geistes bezeichnen kann (Mathematik und vor allem Grammatik nebst scharfer Betreibung des Übersetzens aus dem Deutschen in fremde Sprachen), sodann daß man, um die verwickelte und ältliche Gegenwart gründlich verstehen zu lernen und um sich gegen die Verkehrtheit, Einseitigkeit und Heuchelei, mit welchen jede weitentwickelte Zeit stets reich gesegnet ist, zu wappnen, während der Jugend eine zweite geistige Heimat in dem einfachen, aber überaus glücklich entwickelten und vor allen anderen Kulturperioden am meisten vor konventionellen Trübungen des Menschlichen bewahrten Altertume finden müsse. Das Altertum ist für uns heute nicht mehr die erreichte Vollkommenheit, aber eine Art jugendlich einfacher Normalzeit voll fruchtbarer Gedanken und vielversprechender Anfänge. Die Angst, daß die Schule der Gegenwart entfremden könne, entbehrt der Begründung. Es ist im Gegenteil erstaunlich, mit wie schnöder Hast fast alle, die das Gymnasium durchgemacht haben, in der Jagd des heutigen Lebens die Eindrücke der Schule auslöschen.

Man hat die Alten mit Rücksicht auf die Naivetät, Ehrlichkeit und sinnliche Anschaulichkeit ihrer Darstellung als die idealen Jugendschriftsteller gepriesen. Ich wüßte keinen, welcher dem zum Nachdenken über das Menschliche reifenden Jünglinge ein besserer Führer wäre, als der Cicero der philosophischen

Schriften. Freilich muß alle Beschäftigung mit einem Schriftsteller oder Dichter, wenn sie eine wirklich bildende und erziehende Wirkung ausüben soll, von einem allgemeinen, unsichtbar waltenden Wohlwollen getragen sein. Ist dies der Fall, so öffnet sich der gläubige Sinn willig dem Lichte, welches von dorther ausströmt, und die Unvollkommenheiten, welche auch dem Vortrefflichsten anhaften, werden dann gern mit in den Kauf genommen, wenn sie im Feuer der Hingabe überhaupt bemerkt werden. Umgekehrt gehört eine ungewöhnliche Kraft und Kunst von Seiten des Lehrenden dazu, dem lastenden Vorurteile zum Trotz einem Lehrgegenstande oder einem einzelnen Autor eine freudige oder gar begeisterte Anerkennung in den Seelen der Lernenden zu verschaffen. Im ersten Falle schwimmt man eben mit, im zweiten gegen den Strom. Nun kann aber die Gewalt des Stromes so stark sein, daß selbst dem kräftigsten Schwimmer die Kraft versagt. Fast fürchte ich, daß die Vertreter des Altertums sich heute in dieser verzweifelten Lage befinden. Vor allem hätte das Gymnasium nicht allgemeine Vorbereitungsanstalt für alle sogenannten höheren Carrièren werden sollen. So viele infolge dessen haben in Broschüren, Zeitungsartikeln und öffentlichen Ansprachen der Welt erzählt, wie wenig sie aus der Beschäftigung mit dem Altertum gewonnen haben und wie viel sie dafür aus der Gegenwart hätten lernen können. Durch die unaufhörlichen Betrachtungen aus dieser Tonart ist der Jugend das Altertum verleidet worden. Zumal in den großen Städten, wo der Strom der Zeit mächtiger rauscht, war es dem jungen Volke beim besten Willen nicht möglich, sich diesen Einflüssen zu entziehen. Man begreift, wie sehr dadurch die Wirkung des altsprachlichen Unterrichts gehemmt worden ist. Namentlich aber gilt das von den oberen Klassen. Mancher von denen, welche das Lateinische oder Griechische in Prima lehren, werden sich gestehen müssen, daß sie vor zwanzig Jahren, vielleicht als Anfänger, ohne besondere Mühe mehr erreichten, als ihnen heute trotz ihrer inzwischen gereiften Kraft und Geschicklichkeit gelingen will. Aber die Zeit wird kommen, wo man wieder

einsieht, wie wenig die heutige Gegenwart trotz all ihres Reichtums für eine gründlichere Bildung ausreicht, wenn man von den ganz wenigen absieht, welche aus allem sich Nahrung zu schaffen und mitten durch das Tosen und Pfeifen der Tagesmeinungen die Stimme der Natur und Wahrheit zu erkennen vermögen. Wo will man dann aber eine Stätte finden, wo man die höher strebende Jugend, fern von des Lebens verworrenem Treiben, in einer fruchtbaren und typisch vielseitigen Umgebung für eine selbständige Erfassung der Gegenwart, für ein gesegnetes Mitarbeiten an ihren höheren Aufgaben reif machen könnte? Etwa in der germanischen Vergangenheit? Sie steht dem heutigen Jünglinge ferner, als das Griechentum und Römertum. Außerdem ist sie weder vielseitig genug, noch klar genug ausgeprägt. Man wird also die Alten nicht entbehren können, soviel auch an der Lehrart geändert werden mag. Vorläufig aber gilt es eine an unerquicklichen Schwierigkeiten reiche Übergangsperiode durchzumachen und seinen Lehreifer dabei nicht erlahmen zu lassen.

Unter der Anfeindung des Altertums hat in Deutschland Cicero ganz besonders zu leiden gehabt und seltsamerweise am meisten seine philosophischen Schriften, die doch in der würdigsten Form den würdigsten Gehalt bieten, so weit sie auch von dem heutigen Ideale der philologisch-philosophischen Gelehrsamkeit entfernt sind. Seitdem es bekannt geworden, daß einige zwar wenig weitherzige, aber sehr gelehrte Männer ihn der Verachtung preisgegeben haben, glaubt jeder Dummkopf, mit dem es auf dem Gymnasium nicht hat vorwärts gehen wollen, sich mit der Miene der Überlegenheit durch Spott über Cicero für die ausgestandene Qual rächen zu dürfen. Aber auch die Lehrer des Lateinischen selbst haben diesen philosophischen Schriften neben den Reden Ciceros nicht die gebührende Beachtung geschenkt. Es erklärt sich das aus der ganzen Richtung unseres Jahrhunderts, welches man ein historisch-politisch-militärisches nennen kann. Wer mit dem Strom unserer Zeit schwimmt, hält demnach eine politische Rede, welche ein Ereignis von hinlänglicher äußerer Größe beleuchtet, oder

einen zuverlässigen Kriegsbericht, zumal wenn er klar und gut und vielleicht gar von dem selbst geschrieben ist, der an der Spitze dieser Unternehmung stand, für etwas Würdigeres und auch in pädagogischer Hinsicht Ergiebigeres, als alle Dichtungen, als alle moralphilosophischen Schriften derselben Periode. Demgemäß müßte man auch die englischen Historiendramen Shakespeares für an Bildungselementen reicher erklären, als jene anderen, in welchen sein Genius frei waltet und losgelöst von allem Historischen (Hamlet, Macbeth, Othello, Romeo und Julia u. s. w.). Das scheint in der That Gervinus' Meinung in seinem dicken Buche über Shakespeare zu sein. In diesen Stücken, sagt dieser, sei Shakespeare von politischen Ideen, nicht bloß von sittlichen Ideen und psychologischen Ideen bewegt. Mit einer naiveren Sicherheit hat nie ein Historiker in seinen angehängten Kapiteln über die Litteratur an die Werke des Genies den historisch-politischen Maßstab gelegt. Dabei gesteht er selbst, daß der historische Wert jener Stücke nicht so groß ist; ja er gesteht, daß Shakespeare in dem Maße poetisch ansprechender sei, als er kühner verfahre (Richard III) und daß er um so weniger poetisch sei, je historischer er sei (Richard II). Diesem Standpunkte entspricht es durchaus, wenn die von Goethe behandelten Stoffe in Gervinus' Augen fast ausnahmslos klein und geringfügig sind.

Und woher die hohe Bedeutung dieser Schriften gerade für die oberste Stufe des Gymnasialunterrichts? Weil sie stets dem Centrum der antiken Bildung zustreben und aus Griechenland und Rom alles sammeln, was man gewissermaßen als den reinen Ertrag des antiken Lebens bezeichnen kann. Wären es philosophische Schriften im heutigen Sinne, so würden sie für die Jugendbildung nicht brauchbar sein; aber gerade das, was der moderne Gelehrte ihnen als einen Mangel anrechnet, macht sie für die oberste Stufe des Gymnasiums so brauchbar. Sie bieten vieles und vielerlei, ohne je in encyklopädische oder bibliographische Trockenheit zu verfallen. Dem fachwissenschaftlichen, historischen und kritischen Interesse unseres Jahrhunderts wird allerdings durch diese

Behandlung der Philosophie nicht genügt, obgleich Cicero uns die Hauptquelle für die auf Plato und Aristoteles folgende Philosophie ist; aber sie haben dafür auch nicht die Kälte bloß gelehrter Schriften. Es sind eben Litteraturwerke, die sich an den ganzen Menschen wenden und nur ungern etwas in ihren Bereich ziehen, was bloß eine Sache des spekulierenden Schultriebes scheinen könnte.

Dazu kommt der jugendliche Geist, der diese Schriften des alternden Cicero durchweht. Welche Kraft und Wärme nicht bloß in der Darstellung, sondern auch in dem ganzen weiten Umkreise dieser Gedankenwelt! Ohne auf Originalität besondere Ansprüche zu erheben, hat Cicero aus dem Vielen und Mannigfaltigen, welches ihm die griechischen Philosophen boten, doch in gewissem Sinne etwas Einheitliches gemacht, was die Züge seines griechischen Geistes und seiner im Grunde doch römischen Seele trägt. Trotz der Greuel jener Zeit, trotzdem er selbst den widerwärtigen Wirren jener politischen Epoche so nahe stand, hat sich Cicero einen unerschütterlichen Glauben an das Gute und Vernünftige bewahrt. Alle Schändlichkeiten, die er hat begehen sehen, haben ihn in seiner optimistisch-idealistischen Grundüberzeugung nicht wankend machen können. Das Gute ist ihm doch die Regel und Norm, das Schlechte nur eine vorübergehende, auf die Schuld besonderer Verhältnisse zu schreibende Trübung des Guten. Er kennt die Zweifeltheorie des Carneades, zählt selbst alle scharfsinnigen Gründe auf, mit welchen dieser den Glauben an die liebende Fürsorge der Götter bekämpfte und die Vernunft als ein nicht dankenswertes, sondern gefährliches und schädliches Geschenk hinstellte, und doch fährt er fort, den Menschen als die Krone der Schöpfung, als das sittliche Geschöpf, als das Ebenbild der Gottheit zu feiern, und das mit dem schönen Enthusiasmus des Jünglings, der siegessicher und leuchtenden Auges in die Wirren des Lebens blickt nnd nicht im entferntesten daran denkt, sich dem grämlichen Zweifel, der traurigen Resignation zu ergeben. Nachdem die Menschheit so lange in den Tiefen ihres rätselhaften Daseins gewühlt hat, mag dem Manne heute

leicht eine solche Betrachtung zu einfach, zu kindlich erscheinen; aber sie bietet doch durchaus jenes Bild des Lebens, welchem sich der ideale Sinn der Jugend entgegensehnt. Gleichwohl steht Cicero nicht auf dem Standpunkte der harmlosen poetischen Gerechtigkeit, welche die Seele unserer Jugendschriften ist und nach welcher der Tugend der sichere Lohn irdischen Glückes, der Schlechtigkeit die sichere Strafe irdischen Unglücks wird. Wie dem Sokrates, ist ihm vielmehr die Ungerechtigkeit als solche ein Unglück, die Tugend als solche ein Glück, und in diesem Sinne vielmehr unterschreibt er den Schlußsatz der Platonischen Apologie: *Οὐκ ἔστιν ἀνδρὶ ἀγαθῷ κακὸν οὐδὲν οὔτε ζῶντι οὔτε τελευτήσαντι, οὐδὲ ἀμελεῖται ὑπὸ θεῶν τὰ τούτου πράγματα.*

Man hat oft in unserer Zeit gesagt, die Politik verderbe den Charakter. Jedenfalls ist es sehr schwer, sich im politischen Parteikampfe engelrein zu erhalten. Daß dies Cicero gelungen sei, wird niemand behaupten wollen; aber es ist für den jugendlichen Idealismus seines Wesens charakteristisch, daß er alles für Rom, nichts für M. Tullius Cicero zu thun glaubte. Gewöhnlich, sagt Lichtenberg sehr boshaft, sei in der Welt ein Dummkopf mehr, als jeder glaube. Unerhört selten anderseits, behaupte ich, sind diejenigen, welche klar in ihren sittlichen Motiven die egoistischen Elemente zu erkennen vermögen. Aber es ist immerhin schon ein starker Beweis, daß die reinen Beweggründe in der Seele ein bedeutendes Übergewicht haben, wenn ein Mann wie Cicero, dem doch von allen Seiten damals das Bild einer verruchten Begehrlichkeit, eines zügellosen Ehrgeizes entgegenblickte, von dem, was seinen eigenen Wünschen Eitles und Egoistisches anhaftete, keine Ahnung hatte. Er besaß die Eitelkeit eines geistreichen Mannes, und die Ruhmsucht wühlte in der kleineren, römischen Hälfte seines Innern; aber er war durchaus frei von Genußsucht, durchaus frei von Habsucht. Zum vollkommenen Philosophen fehlte ihm also nur dieses eine, auch fest zu sein gegen die Lockungen des Ehrgeizes. Man begreift darnach, wie verwandt und wahr ihm die ganze Moralphilosophie der Griechen klingen mußte, wenn man von der Lehre der Hedoniker absieht, welche ihn im tiefsten

Grunde der Seele zuwider war. Aber selbst die Ruhmsucht läuterte sich in ihm, während er schrieb, zu einer reinen Liebe des Guten. Er glaubt mit Aristoteles, daß der Mensch nicht bloß zum Denken, sondern auch zum Handeln geboren sei; er teilt die Meinung der Stoiker, daß die Tugend nicht ein ruhender Besitz der Seele sei, sondern sich erst im Handeln voll bethätige. Wo bietet sich aber ein weiteres, ein herrlicheres Feld die Tugend zu üben und zu bethätigen, als im Staate?

Die Philosophie, für welche sich ein Römer interessieren sollte, durfte nicht eine müßige Spekulation sein. Praktisch sollte sie vor allem sein, d. h. eine sichere Anweisung geben zu einem vernünftigen, der Idee des Menschen gemäßen Leben. Aber auch bei den Griechen war der Luxustrieb der Spekulation damals seit lange im Hinscheiden begriffen: auch sie waren darauf aus, der Philosophie, der Gestalterin des Lebens, die Einfachheit des religiösen Dogmas zu geben. Wie hätte nun vollends der Römer, der alles praktisch nicht Verwertbare als Schulgeschwätz verachtete, die Philosophie anders, denn als Norm des Handelns an sich heranlassen können? Ursprünglich eine Ergänzung der Religion, war die Philosophie damals zur Vertreterin der Religion geworden. Sie sollte das Glück vor Übermut, das Unglück vor Verzweiflung bewahren. Sie lehrte zu leiden und zu genießen. Für alle Krankheiten der Seele hatte sie Heilmittel. Bald war sie Warnerin, bald Trösterin. Vor allem aber schien sie allein einen sichern Maßstab bei der Wertschätzung der Güter an die Hand geben zu können. Die alte Philosophie weist nur schüchtern über den Tod hinaus. Auch Plato, dem doch dieses Leben nur den Charakter einer Vorbereitung, ja der Verbannung trägt, in welcher es gelte, sich für die höhere Welt der Ideen, die Sinnlichkeit und damit das Leben selbst überwindend, reif zu machen, zeigt doch kein jenseitiges Paradies, welches dem Blicke des gewöhnlichen Sterblichen zugänglich wäre. Seine Unsterblichkeitslehre unterscheidet sich ferner auch dadurch wesentlich von der christlichen, daß er, wie Pythagoras, dem Leben der Seele nach dem Tode ein ebensolches Leben vor der Geburt entsprechen läßt.

Die Moralphilosophie der Alten betrachtete es vielmehr als ihre Hauptaufgabe, das diesseitige Leben in sich fest zu verankern. Das war ihre Hauptfrage, πῶς βιωτέον, wie es im Gorgias heißt. Was sie an Betrachtungen über den Zustand der Seele nach dem Tode hinzufügen, ist ein donum supererogativum, durch dessen Weglassung keine wesentliche Lücke in ihrer Lehre entsteht. Platos Lehre freilich verliert, wenn man die in das zeitlich Unendliche sich erstreckende Seelenwanderung wegstreicht, das charakteristisch Tiefsinnige; aber auch das Übrigbleibende würde in sich verständlich sein. Allerdings ist der Zustand der Seele nach dem Tode bei ihm der Lohn oder die Strafe eines gut oder schlecht verbrachten Lebens; aber diesem Lohn und dieser Strafe wird von ihm keine anreizende und abschreckende Kraft verliehen. Die Seele wählt in dem einen, wie in dem andern Falle, das ihr Gemäße, und auch die im Ungerechten befangene Seele greift mit Gier nach dem, was der Philosoph als die logische Folge ihres krankhaften Zustandes hinstellt. Platos Gerechter übt aber die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen, und nicht weil ihm nach dem Tode ein höheres Glück verheißungsvoll winkt; ebenso wird der Ungerechte von ihm als ein Verblendeter und Unglücklicher behandelt, den man aus seinem Irrtume reißen und durch die ihm heilsame Strafe mit der Gerechtigkeit zu seinem eigenen Glücke aussöhnen müsse, den er aber, ohne dem Grundgedanken seiner Philosophie untreu zu werden, nicht durch die Furcht vor Strafen im Jenseits auf die Bahn der Tugend konnte zurückführen wollen.

Da die gesamte alte Philosophie den jenseitigen Belohnungen und Strafen keine nennenswerte Kraft beimißt, das Leben zu veredeln, mußte sie mit um so größerem Nachdruck die der Tugend selbst innewohnende Kraft glücklich zu machen betonen. Damit hing die Notwendigkeit zusammen, einen sichern Maßstab für die Schätzung der Güter des Lebens zu gewinnen. Das Leben wird auch von ihnen mit einer Schifffahrt verglichen. Der Philosophie kommt es da zu, den Kurs anzugeben, damit das Ziel erreicht werde und man vor dem

Scheitern bewahrt bleibe. Daß der gute Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei, ist nicht ganz nach ihrem Sinne gesprochen. Das instinktive Thun des Rechten gilt ihnen doch nur als ein unvollkommenes Thun; die wahre, unverlierbare und zuverlässige Tugend hingegen, meinen sie, wandle im Lichte der klaren Erkenntnis. Gar vieles lockt nun von allen Seiten. Wohin soll man sich wenden? Welchen Zielen das Leben zulenken? Die Antwort ist bei allen Philosophen des Altertums, wenn man ihre Lehre aus einiger Entfernung betrachtet, dieselbe. Nicht die Ehre, nicht die körperlichen Vorzüge, nicht Glücksgüter sind es, welche zum wahren Glücke führen, sondern die Tugend. Alles andere ist verlierbar und nicht in unserer Gewalt. Die Unwürdigsten überhäuft oft das Glück mit seinen Gaben, an den Würdigsten geht es gleichgültig vorüber, und selbst den Besten sind der Schmerz und der Verlust irdischer Güter nicht erspart. Man schneide also dem blinden, neidischen, unvernünftigen Glücke den Zugang ab und suche für sein Leben eine Grundlage, welche durch nichts, was unserer Gewalt entzogen ist, erschüttert werden kann. Dies ist der Kreis, in welchem sich die Gedanken der edelsten Geister des Altertums bewegten. Es wurde viel gestritten, weil die Zahl der sich für dieses Lebensproblem Interessierenden eine gar große war; auch überflüssige Spitzfindigkeiten und Silbenstechereien, wie sie zu allen Zeiten Auswüchse der Dogmatik waren, sind nicht ausgeblieben. Aber der Kern ist ein sehr edler und von unverwüstlicher Bedeutsamkeit. Mit entzückender Klarheit, Naivetät und Ehrlichkeit finden sich in dem Bereiche dieser alten Philosophie alle überhaupt möglichen Auffassungen des Lebens beleuchtet und gewürdigt. Hält Cicero aber auch die Unterschiede der einzelnen Lehren nicht mit der Klarheit und Zuverlässigkeit auseinander, welche heute von einer methodischen Behandlung dieser Fragen erwartet wird, so hat er doch in vollendeter Sprache mit einer jugendlichen Wärme das allen Gemeinsame verkündet. Ein grobes Mißverständnis hat er sich nur dem Epikur gegenüber zu Schulden kommen lassen. Auch diesem scheint die Tugend

zum Glücke völlig unentbehrlich, und die vollendete Ruhe des Gemüts, in welcher alles Verlangen, alle Leidenschaft schweigt, nicht die positive Lust, ist ihm das Ziel des gereiften Lebens. Diese Gleichgültigkeit gegen das eigentlich Schulmäßige der alten Philosophie mag Ciceros Schriften als eine nur mit großer Vorsicht zu benutzende Quelle für die einzelnen Lehren erscheinen lassen; aber für die Ziele der höheren Jugendbildung wird er durch dieses Bestreben, die Hauptzüge des Ganzen frei und in einer nicht bloß kunstvoll gestalteten, sondern eindringlichen und warmen und sich an den ganzen Menschen wendenden Sprache zu rekonstruieren, gerade in hervorragendem Grade brauchbar. Was er darstellt, kann man als eine Verschmelzung der stoischen und Platonischen Lehre bezeichnen, welcher fruchtbare und interessante Elemente der Aristotelischen Philosophie beigemischt sind. In dieser ihrer natürlichen Richtung war sein Denken durch die Vorträge des Antiochus in Athen bestärkt worden, welcher Plato, Aristoteles und Zenon in allem Wesentlichen in Übereinstimmung fand. Er selbst zwar nennt sich einen Schüler des Carneades. Was war aber der Eklektizismus der neueren Akademie, welche geschäftig die Meinungen möglichst vieler sammelte und sich vor übereiltem Zustimmen wie vor einer Klippe hütete, anderes als eine Versöhnung der streitenden Meinungen? Cicero besaß aber weder die skeptische Nüchternheit, noch die dialektische Schärfe des Carneades, und man darf ihn deshalb ebenso gut wie den Brutus, der doch in der Vorstellung der Gebildeten als der vollendete Stoiker lebt, trotzdem er sich selbst zur neueren Akademie rechnete, wegen seines festen Glaubens an die Kraft der Tugend und der Vernunft als einen Stoiker bezeichnen, der sehr gern nebenbei den gewichtigen Stimmen des Plato und Aristoteles sein Ohr leihe. Ein Hauptreiz dieser philosophischen Schriften, der zugleich ihre Bedeutung für die Schule erhöht, ist, daß sie sich in jedem Abschnitte als der Feder eines Mannes entflossen kennzeichnen, dessen Geist auf allen einigermaßen wichtigen Gebieten des griechischen und römischen Altertums zu Hause war und mühelos fortwährend aus der Fülle seines in edelster Hingabe

erworbenen Wissens schöpfte. Auf diese Weise sind Ciceros philosophische Schriften zu einem Pantheon aller großen, ernsten und edlen Gedanken geworden, welche das Altertum bewegt haben. Solche Zusammenfassungen gerade entsprechen dem Bedürfnisse der obersten Stufe des Gymnasiums.

Betrachten wir nunmehr, was den einzelnen philosophischen Schriften für die Bedürfnisse der Schule abzugewinnen sein möchte. Wohl überall sind gelesen worden der Cato maior und der Laelius. Doch begeht man mancher Orten den Fehler, diese beiden Schriften schon in Sekunda zu lesen. Eckstein, der fleißige Sammler in Sachen des lateinischen Unterrichtes, meint sogar, den Cato maior könne man schon in Obertertia lesen. Das ist ein Ausspruch, welchem gegenüber ein parlamentarisch formuliertes Urteil nicht gut mehr möglich ist. Auch der Cato maior ist von Cicero aus der Fülle seiner im Umgange mit den Griechen erworbenen Bildung heraus geschrieben. Gestehen wir vor allem, daß wir es hier mit einem nicht bloß klassisch geschriebenen, sondern auch an reifen und würdigen Gedanken überreichen Werke zu thun haben. Viel derartiges hat die gesamte Litteratur überhaupt nicht aufzuweisen. Deshalb soll man solche seltenen Perlen einem Alter aufbewahren, in welchem die Ahnungen des Höheren zu dämmern anfangen. Ist es ja doch keine Schrift, durch die Cicero etwa selbst in seine philosophischen Werke hätte einführen wollen. Im Gegenteil, Gedanken, welche sich im ersten Buche der Tusculanen z. B. weitläufig erörtert finden, werden hier als Resultate formuliert mitgeteilt. Auch ist es nicht etwa eine kleine Gelegenheitsschrift, mit welcher Cicero den Zwischenraum zwischen zwei größeren Werken, halb noch mit seinen Gedanken bei dem eben Abgeschlossenen und halb schon dem vorschwebenden größeren neuen Werke vorausdenkend, um seine Feder nicht ganz ruhen zu lassen, ausgefüllt hätte. Nein, dieses Buch ist von ihm mit aller Hingebung an den Gegenstand, mit der ganzen Kunst seiner Darstellung und aus der ganzen Fülle seiner Bildung heraus geschrieben worden. Er selbst gesteht, es sei ihm ein Genuß gewesen, es zu schreiben, und nicht bloß

habe es ihm die Beschwerden des Alters hinweggewischt, sondern ihm dieses Alter angenehm gemacht. Ebenso wurde es das Lieblingsbuch des Atticus. Man könnte demnach eher glauben, daß es selbst für die reifsten Schüler zu gehaltvoll sei, wenn dies nicht eben der Vorzug der völligen Reife wäre, dem Alter voll zu genügen und doch auch zugleich mit klarer, sympathischer Stimme zur Jugend zu reden. In endloser Reihe zieht alles, was Rom Großes, was Griechenland Glänzendes hervorgebracht hat, an dem Geiste des Lesers vorüber. Dazu kommt die allen Wechsel der Zeiten überdauernde Bedeutsamkeit des Stoffes. Es wäre eine platte Einrede, wollte man erwidern, die Jugend interessiere sich nicht für das Alter, eine Lobschrift auf das Alter könne kein Echo in der Seele des Jünglings erwecken. Mit unendlicher Sehnsucht vielmehr treibt es die reifere Jugend, ihre unvollständige Erfahrung zu vervollständigen. Mit allen Poren ihres Geistes saugt sie Nahrung ein. Eine solche Beleuchtung des Lebens, wie sie Ciceros Cato maior bietet, entspricht gerade dem intellektuellen Bedürfnisse der Jugend, sobald sie aus der Periode der Kindereien heraus ist. Wie Cato in dieser Schrift selbst zu Jünglingen redet, wird auch heute das Buch Jünglingen nicht verschlossen bleiben. Dazu kommt der warme, sympathische Ton, der das Buch vom Anfang bis zu Ende belebt und die reife, echte, aus der liberalsten Hingabe an die ewig bedeutsamen Gegenstände des menschlichen Interesses genährte Bildung des Verfassers. Ebenso ist kein Lob zn stark für die Darstellung. Nirgends die leiseste Spur einer falschen Rhetorik, überall die feinste Angemessenheit des Ausdrucks, überall überraschend glückliche Wendungen und nirgends doch eitles Haschen nach geistreichen Pointen.

M. Cato war das Musterbild eines römischen Greises gewesen, und Cicero glaubte deshalb keinen geeigneteren Wortführer in seiner Schutzschrift für das Alter finden zu können. Man kann vielleicht einwenden, daß Catos Alter ein zu hervorragend begünstigtes gewesen sei, um die Ankläger zum Schweigen zu bringen. Die Ausnahmen beweisen ja nichts, ja sie bestätigen die Regel, wie man sagt. Wie Sokrates im

ersten Buche von Platos Stadt dem Kephalos, so erwidert auch hier Laelius, Cato sei geehrt und mit Glücksgütern gesegnet; das mache ihm vielleicht das Alter leicht. Vor allem wird man auch dieses hinzufügen dürfen, daß Cato auch als Greis von einer noch zu ungeschwächten Kraft war, um schon als ein Greis gelten zu können. Das Alter, welches alles bändigt, sagt T. Livius, hatte ihn nicht zu brechen vermocht. Seinem Körper war bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein seine eiserne Festigkeit geblieben. Dem entsprach die ungeschwächte Kraft seines Willens, die Klarheit, Frische und Energie seines Geistes. Auf manches allerdings, was er als Mann geübt und gethan hatte, hatte auch er als Greis verzichten müssen. Als Soldat, als Feldherr konnte er nicht mehr thätig sein, er konnte nicht mehr öffentlich seine Stimme als Ankläger erheben, bei der Arbeit, wie beim Genusse, mußte auch er als Greis ein kluges Maß halten. Aber es blieb ihm doch so vieles, daß er selbst als Mann mit einem so hohen Grade von Leistungsfähigkeit wohl hätte zufrieden sein können.

Hatte Cicero demnach Grund, sich selbst dazu Glück zu wünschen, in Cato einen so geeigneten Repräsentanten des Greisenalters gefunden zu haben? Von mehr als einem großen Manne erzählt sein Biograph, daß er schon als Kind von durchaus ernstem, anhaltendem, unverdrossenem Streben war. Dürfte man auch ein solches Bild denen entgegen halten, welche von der Jugend im allgemeinen sagen, sie sei fahrig und leichtsinnig? Dies scheint aber der Fall Ciceros. Was beweist die glänzende Ausnahme eines Cato gegen die Schwäche des Alters? Sein Alter war allerdings nicht schwach, nicht zur Unthätigkeit verdammt, der Strom des Lebens war in ihm dem Versiegen noch nicht nahe, und nichts mahnte ihn an den Tod. Nicht einmal auf die Genüsse brauchte er zu verzichten, welche dem vernünftigen Manne irgend noch begehrenswert erscheinen können, und für das, was er von der früheren Überfülle seines Könnens verloren hatte, war ihm in neuen Genüssen höherer Art der reichste Ersatz geworden.

Allerdings haben wir hier ein Idealbild des Alters vor

uns. Cicero selbst leugnet es nicht. Ist ein Idealbild aber ein willkürlich verschönertes? Oder ist es die Darstellung einer nur seltenen Ausnahme, vergleichbar den Wundererzählungen, welche über die frühreife Jugend einiger großer Männer in Umlauf gesetzt sind? In beiden Fällen wäre es kein rechtes Idealbild. Was ist wohlfeiler, als jeden Schatten von Unvollkommenheit zu entfernen, möglichst leuchtende Farben aufzutragen und in möglichst starken Ausdrücken von dem übrig bleibenden Guten zu reden?

Allerdings ist die reine Entfaltung einer Idee in der Wirklichkeit etwas unerhört Seltenes, und dennoch hat die Idee allein ein Anrecht auf litterarische und künstlerische Darstellung. Denn Darstellungen der gewöhnlichen Wirklichkeit haben doch nur den vorbereitenden Wert einer Materialiensammlung, aus welcher allererst etwas gemacht werden soll. Mit dem Worte Idee aber verbindet sich zugleich die Vorstellung des Feststehenden und Typischen. Idealisieren heißt also, um es kurz herauszusagen, das Wesentliche und Charakteristische hervorkehren und verstärken, das Unwesentliche und zufällig Störende, was in keiner Wirklichkeit ganz fehlt, zurückdrängen. Mag also ein Idealbild im günstigsten Falle auch etwas unerhört Seltenes zeigen, so bietet es doch stets eine, so zu sagen, methodische Steigerung der Wirklichkeit. Auf unsern Fall angewandt, würde die Frage also so lauten: Ist das Alter Catos eine glänzende Ausnahme, in welcher von den charakteristischen Übeln des Alters sich kaum noch eine leise Spur findet oder ist es ein Bild des Alters, wie es sich gestaltet, wenn alle zufälligen Hemmnisse hinweggeräumt sind, welche, wie überall, so in diesem Falle besonders häufig, eine volle und den Absichten der Natur gemäße Entfaltung verhindern?

Ciceros Cato ist weder das eine, noch das andere. Weder erblicken wir hier eine pseudoidealistische, erträumte Vollkommenheit, noch eine Schilderung, welche sich im Sinne des richtig gefaßten Ideals von der Beimischung aller zufällig günstigen Elemente frei hält. Damit soll nicht gesagt sein, daß das

Ideal den mittleren Durchschnitt darstelle. Das würde immer nur sehr matte Schilderungen ergeben, mit welchen dem Interesse niemandes gedient wäre. Aber ein Idealbild stellt doch anderseits nicht das wahre Ideal dar, wenn es von einer zufälligen, irgendeiner wesentlichen Seite des dargestellten Gegenstandes widerstrebenden Gunst einen auffälligen Gebrauch macht. So wird man allerdings auch Ciceros Cato maior gegenüber gestehen müssen, daß das Alter hier mit einer gewissen liebevollen Parteilichkeit geschildert wird.

Als Grundlage für seine Schilderung hatte Cicero sich das Alter eines wahren und vielbewunderten Römers gewählt, der allerdings ein Auserwählter unter vielen war. So wenig ihm nun auch daran lag, ein streng historisches Bild dieses Cato zu geben, so wollte er doch zugleich mit seiner Schilderung des Alters überhaupt dieser eigentümlich ausgeprägten Individualität in seiner Schrift eine Art von Idealstatue setzen. Aus dieser doppelten Absicht erklärt es sich, weshalb er seine Aufgabe nicht mit unparteiischer Strenge lösen konnte.

Aber auch abgesehen von dieser Nebenabsicht, welche ihn zu Gunsten des Alters beeinflussen mußte, war es von vornherein Ciceros Absicht, das Alter hier nur von seiner guten Seite zu betrachten. Der Cato maior gehört zur Gattung der im Altertume so viel gepflegten Consolationes oder Trostschriften. Außer den Trostschriften nämlich, welche sich mit den Übeln des Lebens im allgemeinen beschäftigten, gab es auch solche, welche besondere Übel behandelten, wie die Verbannung und die Armut. Der Philosoph war der Arzt der Seele: er heilte die Kümmernisse und stellte die Seelenruhe wieder her. Und wie man Trostschriften für andere verfaßte, so verfaßte man auch welche für sich selbst. Das Wort hat eine erlösende Kraft und befreit von dem Drucke, der auf uns lastet. So schrieb auch Cicero dieses Buch über das Alter zum Troste für sich zugleich und für seinen Freund Atticus. Er gesteht es ja selbst, daß er die Schrift verfaßt habe, ihnen beiden zur Erleichterung, als das Alter anfing sich ihnen als eine Last fühlbar zu machen. Nun liegt es in dem Wesen der Schutz-

schrift, daß sie das Übel in etwas Gutes umzudeuten sucht oder mit Nachdruck auf das Gute hinweist, welches im Gefolge jenes Übels erscheint. Dazu bedurfte es in der That meist keiner sophistischen Kunstgriffe. Die stoische Lehre, ebenso wie die christliche, lehrte das Unglück als eine heilsame Prüfung betrachten, als eine Schule der Läuterung, in welcher alle Tugenden Gelegenheit finden sich zu üben, als den wahren Weg zur Sittlichkeit. Calamitas virtutis occasio est, lautet ein berühmtes Wort des Seneca, welcher diejenigen unglücklich nennt, welche immer glücklich gewesen seien.

Die Wirkung, welche Cicero sich von diesem Büchlein versprochen hatte, blieb nicht aus: schon das Niederschreiben seiner Gedanken war ihm eine genußreiche Arbeit, und nicht bloß schwanden ihm dabei alle Beschwerden des Alters, er lernte das Alter sogar lieben. Es war ihm während des Schreibens, als habe er den richtigen Augenpunkt gefunden, aus welchem es dem Philosophen zieme, das Alter zu betrachten. Aus der kleinen Not unten am Boden des Lebens hatte ihn der Gedanke, ihm selbst, dem Schreibenden, zum Genusse, zu einer heiteren, überschauenden Höhe emporgetragen, von welcher aus gesehen alles, was dem Alter an Übeln anhaftet, wie ein leichtes Gewölk tief unter ihm lag.

So wurde denn während des Schreibens aus der Trostschrift eine wahre Verherrlichung des Alters, zur Bekämpfung der gewöhnlichen Auffassung, nach welcher das Alter nichts ist als ein trauriges Nachspiel des Lebens. Was das Alter auch an Verlusten zu beklagen haben mag, es bietet nach dieser Darstellung auf allen Punkten reichen Ersatz. Ja, genauer betrachtet, möchte, was man gewöhnlich hier einen Verlust nennt, vielmehr als ein Gewinn zu bezeichnen sein.

Vor allem also verehrt Cicero in dem Alter eine natürliche und notwendige Einrichtung. Gegen die Natur ankämpfen, heißt ihm nach Art der Giganten den Himmel stürmen wollen. Nichts ist ein Übel, was im Gebiete der natürlichen Notwendigkeiten liegt; das ist für ihn ein Glaubenssatz. Die Natur hat alles auf das Beste und im Interesse des Menschen ge-

ordnet. Ihre Einrichtungen anfeinden, heißt eine ruchlose Sprache führen. Anstatt sich gegen sie aufzulehnen, soll man ihre Weisheit vielmehr verstehen lernen. Sie ist ihm die beste Führerin, vollkommen, absolut vernünftig und gütig. Sie vernachlässigt nichts, und in jedem Teile ihrer Werke zeigt sie ihre volle, ungeschwächte Kraft. Der Dichter kann ermatten am Ende seines Werkes; aber die Natur arbeitet die letzten Akte mit derselben Frische und Sorgfalt aus, wie alles Vorhergehende. Darum ist es eine ebenso thörichte als pietätlose Rede, wenn man das Alter anklagt, in dessen Reife die vorhergehenden Perioden des Lebens einen natürlichen Abschluß finden. Was dieser Abschluß etwa an Härte hat, ist in vielfacher Hinsicht gemildert; ja die Natur entschädigt uns so reich für das Verlorene, daß der Gewinn im Alter bei genauerem Hinsehen überwiegt.

Natürlich ist Cicero weit entfernt, dem Alter überhaupt die Vorzüge des wahren und glücklichen Alters nachrühmen zu wollen. Diese Vorzüge müssen erworben werden. Das Leben des Freigeborenen galt den Alten als ein Prozeß der Selbsterziehung. Besinnungslos sich irgendwelchen Mühen und Arbeiten oder dem Genusse ergeben, hieß ihnen nach Art der Sklaven leben. Wer niemals zur beschaulichen Muße Zeit hat, dem gesteht Cicero den Namen eines Freien nicht zu. Allein die grauen Haare und Runzeln verschaffen nicht die milde Reife, das ruhige Glück, das Ansehen des Alters. In jedem Augenblicke unseres Lebens ist gewissermaßen die Summe von allem, was vorhergegangen ist, zusammengefaßt. So ist das Glück im Alter die natürliche Belohnung für alles Gute und Vernünftige, was vorhergegangen ist, und zwar in doppelter Beziehung: wer mäßig gewesen ist im Genusse, dessen Alter wird vor physischer Erschöpfung und vor Krankheiten bewahrt bleiben, und wer gut und vernünftig gelebt hat, dem wird die Erinnerung die letzten Jahre seines Lebens vergolden.

Der Körper allerdings wird schwächer mit den Jahren, auch von manchen geistigen Kräften muß man gestehen, daß sie abnehmen; aber in dem, was den Menschen zum Menschen macht, ist das Greisenalter den vorhergehenden Lebensperioden

überlegen. Jetzt erst reift das wahrhaft Menschliche in uns. Wer so gelebt hat, wie es sich zu leben ziemte, der blickt als Greis auf das Leben nicht wie auf etwas Vergangenes zurück, sondern mit hoher Freude sieht er sich jetzt das Leben erfüllen. Das Alter erst, sagt Cato, ist die Zeit der geklärten Einsicht. Im Alter erst, sagt er, weichen die bösen Geister von uns, welche uns so lange irregeleitet hatten. Die Begierden sind erloschen, nichts trübt mehr den Frieden der Seele, kein Verlangen nach dem vernunftfeindlichen Genusse peinigt uns mehr, auch der Ehrgeiz hat uns aus seinem Dienste entlassen. Die Sucht nach Genuß und Ehre sind aber die Hauptquellen des Unglücks. Wo sie herrschen, kann das Innere nicht zu jenem ruhigen Gleichmaß gelangen, ohne welches kein Glück denkbar ist. Mit der im Alter eintretenden Schwächung des physischen Lebens also wird erst ein im höheren Sinne menschliches Leben möglich. Nun erst kann sich die volle geistige und sittliche Blüte entfalten, welche früher durch die Genossenschaft eines von Kraft strotzenden Körpers beeinträchtigt wurde.

Was zunächst die sittliche Vollendung betrifft, welche nach dieser Auffassung das Alter geben soll, so wird man auch vom Standpunkte des Christentums Ähnliches behaupten dürfen, ja mit größerem Rechte, als wenn man sich auf den Boden der antiken Weltanschauung stellt. Der Körper erschien dem Altertume im allgemeinen als ein würdiges Gefäß der Seele. Nicht der sinnliche Genuß als solcher, sondern das unvernünftige Übermaß desselben galt als sündhaft. Früh aber trat die Philosophie in einen scharfen Gegensatz zu dieser naiven Genußfreudigkeit. Der Körper wurde von Philosophen wie Pythagoras und Plato als der unwürdige Gefährte der Seele betrachtet. Er ist es, sagte man, der fortwährend die Vollkommenheit hindert. Ja, Pythagoras nannte ihn das Grab der Seele. Auch in Platos Augen ist er ein Kerker, eine Fessel der Seele, welche, von diesen Banden gelöst, weit sicherer ihres Amtes walten und einen weit kühneren Flug nehmen werde. Der natürlichen Lebensfreude der Alten schien dies Leben das wahre Leben und das Leben nach dem Tode, nach

Abstreifung der körperlichen Hülle, nur ein Traum, ein Schatten, ein Nachhall. Anders urteilte der Philosoph. In dem harmonischen Gleichgewichte des Innern (ἀταραξία, ἀθαμβία, ἀπάθεια) erblicken alle einigermaßen bemerkenswerten Philosophen des Altertums, selbst die materialistischen nicht ausgenommen, den wahren Reifezustand des Lebens. Dieses Gleichgewicht wird aber fortwährend gestört durch die Blüte des Körpers, welche allerhand das Gemüt aufregende, den Geist trübende Begierden im Gefolge hat. Daher die Meinung, welche mit einer rücksichtslosen Klarheit vor allem Sokrates im Phädon zum Ausdruck gebracht hat, daß es die Aufgabe des Philosophen sei, sich mehr und mehr von dem Körper zu befreien.

Wer sieht nicht, daß es dieser Auffassung des Körpers als eines Hemmnisses der Seele durchaus gemäß ist, das Greisenalter als die wahre Blüte des Lebens zu verherrlichen? Nicht bloß ist es dem Tode näher, in welchem der längst begonnene Läuterungsprozeß seinen Abschluß findet, sondern die Haupthindernisse eines höheren, geistigen Lebens sind dann ja schon hinweggeräumt. In dem Maße, als das körperliche Leben matter wird, wächst die Stärke der Seele. Jetzt lüftet sie die Flügel, bald wird sie ungehemmt fliegen können. Denn alle Begierde entstammt dem Körper; und zusammen mit dem körperlichen Leben stimmt sie sich im Greisenalter so weit herab, daß sie der Seele eine freiere Bewegung gestattet, als je vorher. Im Sinne dieser Philosophie kann man demnach die Wandlungen des menschlichen Lebens etwa folgendermaßen charakterisieren. Im Anfange ist unser Leben ein rein körperliches. Nichts zunächst begehrt die Natur in uns als das zur Erhaltung und Entwicklung des Körpers Gemäße (τὰ πρῶτα τῇ φύσει). Dann erwacht das Leben der Seele. Aber im Jünglingsalter führt das körperliche Leben die Oberherrschaft, die Seele muß dem Körper noch gehorchen und die unvernünftige Begierde hat meist wenig Mühe, den Sieg zu erringen. Cato charakterisiert deshalb die Jugend als ferocitas und temeritas, mit welchen Worten doch der Gegensatz einer ruhigen, ver-

nünftigen Überlegung bezeichnet wird. Hierauf folgt das Mannesalter, als dessen hervorstechenden Zug er die gravitas angiebt, ohne es genauer dem Alter gegenüber zu definieren. Es ist indessen seinem Lobe der letzten Lebensperiode durchaus gemäß, wenn wir es, trotz aller dieser Periode nachgerühmten Festigkeit, als die Zeit des Schwankens zwischen jenen beiden sich anfeindenden Mächten bezeichnen. Allerdings kann die unvernünftige Begierde in dem wahren Manne keinen entscheidenden Sieg mehr davontragen; aber sein ganzes Denken und Trachten ist doch noch auf Ziele gerichtet, welche die Begierde ihm gesteckt hat. Nondum emeruit stipendia ambitionis atque contentionum, um es mit den Worten Catos auszudrücken. Sein Sinn ist noch ganz dem Wandelbaren und Vergänglichen ergeben. Freilich wenn Cato in der Erinnerung an das Vergangene schwelgt und von denen erzählt, welche im Kriege und im Frieden seine Genossen waren, sieht man sein Auge flammen, und man erwartet, ihn vom Greisenalter, welches sein Handeln ins Enge zwingt, so etwa sprechen zu hören, wie den Schatten des Achilleus über seine thatenlose Ruhe nach dem Tode. Aber diese Erwartung erfüllt sich nicht: höher noch, als die Körperkräfte, stellt er die Kräfte des Geistes. Zwar tröstet er sich zunächst nur als Römer. Habe er als Vierundachtzigjähriger auch nicht mehr die Kräfte, wie einst im punischen Kriege, als Konsul in Spanien, als tribunus militum bei Thermopylä, so glaubt er doch mit seinem Worte, mit seinem Rate nicht bloß seinen Freunden und Klienten, sondern auch dem Staate immer noch nützlich sein zu können. Die gereifte Einsicht, Erfahrung und leidenschaftslose Klarheit des Greises scheint ihm zum Gedeihen des Staates nicht weniger notwendig, als die Kraft des Jünglings. Den Schaden, welchen die unüberlegte Jugend stiftet, macht die Besonnenheit wieder gut. Bei allen Völkern hat man deshalb mit Ehrfurcht auf den Rat der Alten gehört, vor allem aber in Lacedämon und in Rom.

So weit klingt alles römisch. Denn der Römer kannte kein höheres Lebensideal, als die Thätigkeit seines ganzen Lebens in den Strom der öffentlichen Wohlfahrt zu lenken.

Daß auch der Greis noch, wie das Beispiel so vieler edlen Römer bewies, dem Staate hervorragende Dienste leisten konnte, ja Dienste, im Vergleich zu welchen die Leistungen des einzelnen Jünglings und Mannes als Soldat und Feldherr fast von untergeordnetem Werte erschienen, das war einem echten Römer, wie dem Cato, der Haupttrost, als er seine Kräfte schwinden sah.

In diese römische Sinnesweise münden aber zwei Zuflüsse, welche Cicero mit dem vollen Bewußtsein, sich damit von dem historischen Cato zu entfernen, in den Charakter seines Cato geleitet hat. Erstens giebt er ihm den Glanz der griechischen Bildung und eine liberale Würdigung der geistigen Interessen, deren ein Römer, wie der wirkliche Cato, nicht fähig gewesen wäre. Cicero selbst bezeichnet diese Zuthat geistreich als color transmarinus. Jedenfalls stand ihm das Recht zu, in einem Buche, welches nicht historisch, sondern philosophisch sein wollte, mit solcher Freiheit diesen Charakter umzugestalten; jedoch war er an das höhere ästhetische Gesetz gebunden, welches verbietet, einander widerstrebende Züge in eine unmögliche Vereinigung zusammenzuzwingen. Es fragt sich demnach, ob der echte Römersinn und die griechische Bildung so friedlich neben einander bestehen können. Allerdings nicht ohne sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen. War eine harmonische Vereinigung zu Catos Zeit auch wohl noch nicht möglich, so gab es doch am Ausgange der Republik viele, welche römische Würde mit dem Glanze griechischer Bildung zu verbinden wußten. Ja, Cicero selbst gehörte zu diesen. Während aber in Cicero das griechische Element bald stärker war, als das römische, so war in Catos Charakter, wie ihn Cicero schildert, die griechische Bildung nur eine Zuthat, durch welche das Rauhe und Starre der Römernatur gemildert wurde. Ein echter Römer wäre wegen der nationalen Beschränktheit seines Wesens als Wortführer in einem philosophischen Dialoge überhaupt nicht zu brauchen gewesen. Keineswegs aber ist diese griechische Bildung hier nur etwas äußerlich Angefügtes; Cicero hat es vielmehr verstanden, sie in den Charakter Catos zu leiten und seiner römischen Gesinnung durch diese Milderung eine vollere Sym-

pathie zu gewinnen. Und war es nicht die kulturhistorische Mission des Römertums, den Geist des Griechentums, als Griechenland zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, in sein kräftigeres und gesünderes Blut aufzunehmen und so für die Menschheit zu retten? In dem Charakter von Ciceros Cato sehen wir also das Bild dieser Verschmelzung, welche sich bald vollziehen sollte. Da uns jedoch hier nicht bloß die symbolische Personifikation eines kulturhistorischen Vorganges geboten werden sollte, so mußte dem Charakter viel Persönliches und Besonderes gelassen werden. Dies hat Cicero in so reichem Maße gethan, daß dem gegenüber die griechische Bildung nur wie ein schwaches Ingredienz in Catos Wesen erscheinen würde, wenn sie nicht außerdem die innerliche Wirkung einer Milderung seiner ganzen Denkweise gehabt hätte. Auch so freilich steht Cato dem idealen Römer viel näher, als dem idealen Griechen, und man kann nicht sagen, daß die römische Kraft und die griechische Schönheit hier in dem Verhältnisse der Gleichberechtigung stehen.

Unter den griechischen Elementen, welche Cicero in diesen Charakter aufgenommen hat, befindet sich aber eins, welches man nicht berechtigt ist, in den allgemeinen Kreis der griechischen Bildung zu ziehen: die über das Sinnliche und Irdische hinausweisende Lehre des Pythagoras und des Plato. Ja, man darf im Ernst zweifeln, ob diese Lehre mit einem so stark ausgeprägten Römertum, wie das Catos trotz aller Milderungen Ciceros doch immer noch ist, eine Vereinigung eingehen konnte. Hatte jene transcendente Theorie doch sogar für die natürliche Sinnlichkeit des echten Griechen etwas höchst Befremdendes. Pythagoras und Plato vor allem, um von anderen Philosophen zu schweigen, welche im Cato maior erwähnt werden, waren über das Griechentum hinausgeschritten und strebten mit ihrer Lehre Zielen zu, welche der normale Grieche nicht mehr sah. Man muß demnach dieses Element als drittes selbständiges neben der römischen Energie und der griechischen Humanität im Wesen Catos gelten lassen.

Freilich muß man die römisch-stoischen, der natürlichen

Empfindung der Griechen gleichfalls schon widerstrebenden Elemente in Catos Charakter von den durch einen sehr weiten Zwischenraum von der römischen, wie von der griechischen Denkweise getrennten Pythagoreisch-Platonischen, die sich jenen zugesellen, scharf zu unterscheiden wissen. Was er voll Zorn und voll Verachtung gegen den Genuß redet (carere senectutem dicunt voluptatibus), ist ebensosehr im Sinne des alten Römertums, wie der stoischen Philosophie. Der heiteren und natürlichen griechischen Lebensauffassung mußte die unerbittliche sittliche Strenge der Stoiker und ihre Verwerfung jeglichen Genusses wie eine gegen die Natur ankämpfende Übertreibung erscheinen; die Römer der älteren Zeit hingegen, welche dem Eindringen der griechischen Kultur vorausliegt, hätten ein solches Lebensideal ihrer Denkweise verwandt fühlen müssen. Lange bevor Zenons Lehre nach Italien gebracht wurde, hat es praktische Stoiker unter den Römern in ziemlicher Anzahl gegeben. Darf man diese römischen Helden der Sittlichkeit nun auch nicht einfach als historische Figuren betrachten, so sind es doch Charaktere, welche die Phantasie des Volkes dem in ihr lebenden Ideale gemäß geschaffen hat. Was Cato also zur Verteidigung des Alters gegen den sinnlichen Genuß sagt, sind nicht Schuldeklamationen, auch nicht bloß aufgefangene Laute aus den Reden der Stoiker, sondern alles dies stimmt zugleich vortrefflich zu seinem ernsten und energischen römischen Charakter. Überdies hält sich, was er sagt, frei von Pedanterieen: er hütet sich seine sittlichen Forderungen zu einer unnatürlichen Strenge zu steigern und ist bereit der menschlichen Eigentümlichkeit Zugeständnisse zu machen. Nicht den Genuß überhaupt verbietet er, sondern einen Genuß, welcher sich nicht mehr innerhalb der Grenzen der Natur hält. Er nimmt selbst noch teil an Gastmählern; freilich ist er mäßig, und mehr als am Trinken liegt ihm am Gespräche im Freundeskreise. Er will also keineswegs, wie die Stoiker, alles Gefühl für sinnliches Behagen in dem Menschen ausgerottet wissen; aber er nennt es einen Vorzug des Alters, daß es sich in dieser Hinsicht mit einem Minimum begnügt. Was sind alle sinnlichen Genüsse,

ruft er aus, gegen die Geistesfreuden! Die Fähigkeit aber für diese höhere Art von Genüssen entfaltet sich erst im Alter zur vollen Blüte. Das sind Gedanken, welche mit Freiheit über die Grenzen des Stoicismus hinüberschweifen. Denn der wahre Stoicismus war einzig darum besorgt, sein sittliches Ideal zu wahren. Die feinere Kultur des Geistes, deren Ziel doch ist, dem groben Genusse einen höheren, der Würde der menschlichen Natur mehr gemäßen Genuß entgegenzusetzen, schien den Stoikern eher eine bedenkliche Abbiegung von dem Gebiete der Sittlichkeit. Humaner urteilten in dieser Beziehung Plato und Aristoteles. Der erste nimmt im Philebus, trotz seiner Abneigung gegen die ἡδονή, doch, was Cato hier als Geistesfreuden feiert, unter dem Namen der reinen Freuden (καθαραὶ ἡδοναί) unter die Bestandteile des höchsten Gutes auf. Aristoteles nun vollends ist in seiner Ethik stets bemüht, der sinnlichen, wie der geistigen Natur des Menschen ihr volles Recht zu teil werden zu lassen und hütet sich vor nichts so sehr, als einem utopischen Ideale zu Liebe willkürliche und unerfüllbare Forderungen zu stellen.

Man sieht also, daß es schwer ist, Catos Erörterungen über die voluptas einer bestimmten philosophischen Lehre zuzuschreiben. Der gebildete Römer war, ganz wie Cato hier, im allgemeinen gleichgültig gegen philosophische Dogmen. Er faßte die Hauptsache ins Auge, und vor theoretischen Bedenken hütete er sich wie vor etwas des wahren Römers Unwürdigem. Eine feinere Ausbildung des Dogmas war wenig nach dem Sinne der Gebildeten in Rom. Was die griechische Civilisation Herrliches hervorgebracht hatte, wollten sie sich wohl zu nutze machen; aber mit der silbenstecherischen Streitlust der griechischen Philosophen, wie sie es nannten, wollten sie nichts zu thun haben.

Was Cato nunmehr also über die Freuden des Alters sagt, ist ebenso römisch als menschlich wahr. Die Stoiker, denen er eben noch, als er zornig gegen die sinnliche Lust eiferte, zu folgen schien, erkannten außer jener Lust, welche in der Ausübung der Tugend liegt, keine andere als vollberechtigt

an. Ihrer Philosophie schien es unter ihrer Würde, sich nach einem andern Troste umzusehen, als nach dem, welchen die Tugend selbst gewährt. Der Römer aber wünschte sich nach einem in angestrengter und gewissenhafter Thätigkeit vollbrachten Leben die Muße des Alters. Dann endlich hatte er ein Recht, sich von der Aufregung des öffentlichen Lebens fernzuhalten, sich selbst zu leben, nachdem er so lange andern gelebt, und in Ruhe die Wissenschaften zu pflegen, welchen er vorher nur einen dürftigen Rest seiner Zeit hatte widmen können. Die Liebe zur Wissenschaft, sagt Cato geradezu, wächst mit dem Alter. Diese genußreiche Muße schien dem edlen Römer die Belohnung für ein Leben voll Mühe und Thätigkeit im Interesse des öffentlichen Wohles, und Cicero beklagt nichts so sehr, als daß ihm die unglückliche Aufregung seiner Zeit diesen Genuß, welchen er auch für sich erhofft hatte, verkümmerte. Dazu kommen nach Cato für das Alter die Freuden des Landlebens, welche so ausführlich in dieser Schrift behandelt werden, daß man darin fast eine fehlerhafte Episode erblicken muß, obgleich diese von Cicero gewählte Gesprächsform auf außerordentliche Freiheiten Anspruch erheben darf.

Aber Cato feindet den sinnlichen Genuß nicht bloß an, weil er den Seelenfrieden stört und die Geistesklarheit trübt, sondern noch aus einem andern, aus den Tiefen der spiritualistischen Philosophie des Pythagoras und des Plato geschöpften Grunde. Nicht bloß der unmäßige Genuß schien diesen etwas Verderbliches, sondern in dem Sinnlichen und Körperlichen überhaupt erblickten sie ein Hemmnis für die Entwicklung des Geistes. Aus Pythagoras' Lehre wissen wir wenig Bestimmtes; eingehend aber behandelt Plato diesen Punkt vor allem im ersten Teile des Phädon. Genau in demselben Sinne spricht sich Cato am Schlusse dieser Schrift über das Verhältnis zwischen Körper und Geist aus. Weise werden bedeutet auch ihm, sich von der Genossenschaft des Körpers befreien, und wer sich davon ganz befreit hat, der ist bei der Weisheit angelangt. Das Leben nach dem Tode ist in seinen Augen ein höheres Leben, und er freut sich im voraus des Abschiedstages, wo er

aus diesem trüben Erdenleben zu einer lichteren Heimat emporsteigen wird. Mit Sokrates glaubt er, daß der Tod, falls er nicht völlige Vernichtung bedeutet, den Übergang bahnt zu einem wünschenswerteren Zustande. Wie lang unser irdisches Leben gewesen ist, scheint ihm deshalb auch gleichgültig. Das Ziel des Lebens zu erringen, genügt auch ein kurzes Leben. Der Weise wird immer mit Gleichmut sterben. Sein Leben ist nicht ohne Ertrag gewesen. Deshalb bereut er nicht gelebt zu haben. Aber auch das weiß er, daß wir hier nur einkehren sollten, nicht dauernd hier unsern Wohnsitz nehmen (commorandi natura deversorium dedit, non habitandi). Ohne die Hoffnung auf Unsterblichkeit, gesteht Cato, würde auch er die friedliche Muße den Mühen und Anstrengungen eines thätigen Lebens vorgezogen haben.

Dies ist das dritte Element in Catos Lebensauffassung, welches oben als transcendentes bezeichnet wurde. Findet man es nun wohl begreiflich, daß ein praktischer, rastlos thätiger Mann in einer einfachen Zeit, welche noch die gleichzeitige Pflege aller inneren Kräfte gestattete, seinem Leben zugleich auch den Schmuck der Bildung verschaffen wollte, so hat man doch mehr Mühe zu verstehen, wie eine so energische Hingabe an das Irdische, ein so weltlicher und thatenfreudiger Sinn zusammen mit einer so gründlichen Verachtung des Körperlichen und der gesamten sinnlichen Erscheinungswelt bestehen kann. Oder soll man annehmen, daß dem Cato erst im Alter dieser tiefere Sinn des Lebens als einer bloßen Vorbereitung auf eine vollkommenere Daseinsform aufgegangen sei? Ein langes Leben hindurch hat er gestrebt und gerungen mit einem Eifer, dem man es nicht anmerkte, daß er durch die Aussicht auf ein jenseits des Lebens liegendes Ziel erst beflügelt wurde. Ja, auch jetzt als Greis noch schwelgt er in der Erinnerung an vergangene Zeiten, und seine Rede verrät wahrlich nirgends, daß das alles, was er früher mit solcher Hingabe getrieben, ihm jetzt, wo er von der erklommenen Höhe auf den durchlaufenen Weg zurückschaut, nur relativ bedeutsam erscheint. Sokrates bei Plato behandelt in Wahrheit das Leben mit allen

seinen Wandlungen als etwas Gleichgültiges. Seine ganze Thätigkeit, sein ganzes Interesse ist der Ausbildung seines Inneren gewidmet. Er thut seine Pflicht als Mensch und als Bürger seines Staates; aber von einer eifrigen Teilnahme am staatlichen Leben ist bei ihm nicht die Rede, und um möglichst wenig von jener in seinen Augen allein wichtigen Arbeit an dem eigenen Innern und an dem Innern anderer abgelenkt zu werden, gestaltet er sein äußeres Leben so einfach als möglich. Woran, sagt er, erkennt man vor allem den Philosophen? An der geringen Beachtung, welche er seinem Körper zu teil werden läßt. Denn aus dem Körper fließt ihm alle Störung, alle Unruhe; sein ganzes Leben ist darum diesem Ziele gewidmet, sich von dem Körper frei zu machen. Dieses Streben nach Entsinnlichung zum Zwecke der ungetrübten Erkenntnis und sittlichen Reinheit definiert Sokrates als Sehnsucht nach dem Tode.

Denselben hohen Grad der Lebensverachtung besitzt Ciceros Cato nun allerdings nicht. Er äußert ähnliche Gedanken, aber weniger schroff und, so zu sagen, mit leiserer Stimme. Zwar jene Lehre, daß der Geist erst, von aller Beimischung des Körpers befreit, wirklich weise werden könne, sowie alles, was er über den göttlichen Ursprung, über die Einfachheit, Unteilbarkeit und Unzerstörbarkeit des Geistes und über die während des Schlafes sich steigernde Kraft des Geistes sagt, ist aus Platos Philosophie geschöpft, und man hat während dieser Abschnitte stets die Empfindung, daß Cato hier Übernommenes, nicht Selbstgefundenes vorträgt. Hatte der thätige, schaffensfreudige Cato ein Recht zu sagen, daß dem Greise, wenn er zurückblicke, das ganze Leben als etwas erscheine, was kein Verlangen erwecken könne, daß er sich des Abschiedstages im voraus freue, daß er den Tod wie einen ruhigen Hafen nach mühseliger Schiffahrt begrüße, kurz daß er aufgehört habe am Leben zu hangen, wiewohl es ihm nicht in den Sinn kommen werde, das Leben ohne besonderen Grund verlassen zu wollen?

Zunächst scheint folgender Unterschied bemerkenswert. Während jene Geringschätzung des Lebens bei Plato mit einer

unerbittlichen Logik aus der Natur des Geistes abgeleitet und als ein strenges und unentrinnbares Gesetz dem ganzen Leben auferlegt wird, redet Cato davon wie von einer Auffassung, welche allmählich, im weiteren Fortschritt der Jahre sich in uns bildet. Wie alles übrige muß auch unser Verhältnis zu den Objekten des Lebens einen Wandlungs- und Entwicklungsprozeß durchlaufen. Von Anfang an, schon als Jüngling, und auch später noch als Mann, die ganze Fülle holder Erscheinungen, welche sich an unsere Sinne drängen, einfach als störend zurückzuweisen, scheint dem Cato ebenso verkehrt, wiewohl er es nicht ausdrücklich sagt, als im hohen Alter noch mit sehnsüchtigem Verlangen auf das, was früher so viel Bewegung in unser Leben gebracht hatte, zurückzublicken. Der Jüngling lächelt überlegen zu den Spielen des Knaben. Der Mann betrachtet erstaunt den Jüngling und erinnert sich kaum noch, daß auch sein Herz einst von ähnlichem Verlangen geschwellt war. Er endlich glaubt den wahren Sinn des Lebens erfaßt zu haben. Doch mit den ersten leisen Spuren des Alters stellt sich auch schon wieder eine leise Änderung in der Auffassung ein. Eine Quelle des Verlangens nach der anderen versiegt. Wenn sie alle versiegt sind, sind wir lebenssatt und werden ebenso gern aus dem Leben scheiden, wie ein Gast nach reichem Mahle gesättigt sich von der Tafel erhebt. Rerum omnium satietas vitae facit satietatem. So eifrig also auch Cato das leidenschaftliche Verlangen als vernunftfeindlich bekämpft, so läßt er doch für die früheren Lebensperioden die freudige Hingabe an das Leben als berechtigt gelten. Aber alles hat sein Maß und sein Ende. Der Tod ist der letzte Akt des Lebens. Etwas früher oder später kommt für jeden die Zeit, wo alle Bande, welche ihn einst so fest an das Leben knüpften, völlig gelockert sind. Dann ist er reif für den Tod, und es ist nunmehr für ihn ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß jetzt auch die matte Flamme des physischen Lebens in ihm erlösche. Exstingui homini suo tempore optabile est.

Trotz der liebevollen Wärme also, mit welcher Cato das Alter verteidigt, läßt er die Lebensauffassungen früherer Peri-

oden als berechtigt gelten, ja er fühlt sich dem Gebaren des Jünglings, dem Treiben des Mannes gegenüber nicht als ein völlig anderer und Fremder. Den Greis darum lobt er sich, der etwas von der Natur des Jünglings bewahrt hat, wie er andererseits dem Jüngling den Vorzug giebt, welcher einen Anflug von jener leidenschaftslosen, reifen Ruhe des Greises zeigt. Er blickt auch nicht enttäuscht auf das Leben zurück und ist weit entfernt, aus dem Gefühle der Sättigung am Leben den Schluß zu ziehen, daß das alles eitel war und daß das ganze Leben nichts ist als eine lange Reihe von Irrtümern. Nein, er hat es vielmehr dankbar genossen, bewahrt dankbar die Erinnerung an das Große, wobei er mitwirken durfte, und an alle die tüchtigen Männer, welche bei der Arbeit des Lebens seine Genossen waren. Jetzt steht er auf von dem Mahle des Lebens, satt, aber nicht bis zum Ekel übersättigt und darum auch keineswegs in der Stimmung auf das Mahl, das er genossen, zu schmähen.

Freilich die Auffassungen des Lebens während der früheren Perioden erscheinen dem weiter Vorgeschrittenen wie ein überwundener Standpunkt. Waren diese also auch in Catos Augen zu ihrer Zeit berechtigt, so schienen sie doch in sich keiner Dauer fähig. Es drängte über sie hinaus. Die Lebensauffassung des Greises hingegen gewährt eine Schlußberuhigung, über welche es unmöglich ist hinauszustreben. Somit kann sie als die geklärte Einsicht bezeichnet werden, welche sich aus Trübungen und Gärungen allmählich herausgebildet hat.

Etwas seltsam und leise störend mischt sich allerdings einigemal die überirdisch feierliche und ernste Stimme Platos in Catos Rede über das Alter. Denn Cato steht in der Mitte zwischen dem Philosophen Platos, sowie dem zu den seligen Höhen unverwandten Auges emporschauenden christlichen Heiligen, und dem gewöhnlichen, besinnungslosen Menschen, welcher die instinktive Lebensgier ungemindert bis zum letzten Atemzuge beibehalten hat und verzweifelnd stirbt. Milden und segnenden Blickes schaut er vielmehr scheidend auf das Leben

zurück. Er hegt mehr Liebe und Achtung für das Leben, als der wahre Philosoph und der wahre Christ; aber auch ihm kann man nachrühmen, daß er die Reife für den Tod errungen. Plato und das Christentum stellen an ihre Bekenner die Forderung, der natürlichen Empfindung zum Trotz gleich von Anfang an sich dem Zauber des Lebens zu verschließen, während Cato die angeborene Lebensfreude als etwas Berechtigtes gelten läßt und, ohne scharfe Grenzen zu ziehen, sich begnügt, die vernunftfeindliche Sinnlichkeit, die unersättliche Gier, den krankhaften Ehrgeiz zu bekämpfen. Die Abkehr vom Leben ist ihm die natürliche Wirkung der Sättigung am Leben; aber es kommt ihm nicht der Gedanke, dieses Resultat beschleunigen zu wollen. Er wartet geduldig und läßt das Leben sich selbst überwinden; ja, um für seine Unsterblichkeit Inhalt zu gewinnen, greift er wieder in das irdische Leben zurück. Man mag das eine widerspruchsvolle Lösung des dunkeln Lebensproblems nennen; aber dies ist die natürliche Entwicklung des Lebensgefühls zu allen Zeiten gewesen und ist es auch heute noch, trotz allem, was Philosophen und Religionen gegen die Truggüter des Lebens gesagt haben.

Ciceros Schrift erklärt sich mit Nachdruck gegen die gewöhnliche Auffassung, nach welcher das Alter nichts als der traurige Verfall nach der erreichten Reife des Lebens ist, ein langsames Niedersteigen im günstigsten Falle, oft sogar ein plötzlicher Sturz von der Höhe. Ihm ist das Alter vielmehr erst die volle Entwicklung des Lebens. Wer vor erreichtem Greisenalter stirbt, stirbt in seines Cato Augen eines unnatürlichen Todes und gleicht der unreif vom Baume gefallenen Frucht. Daß die Körperkräfte abnehmen, kann er nicht leugnen; aber er will nicht zugeben, daß sie verfallen: man lebe nur mäßig und übe seine Kräfte, so wird einem im Alter so viel Kraft bleiben, antwortet er ausweichend, als man nötig hat. Hinsichtlich der geistigen Kräfte ist seine Teilnahme für das Alter noch weniger zu Zugeständnissen geneigt. Kaum, das will er einräumen, daß das Gedächtnis schwächer wird. Mit vollem Munde lobt er die reife und milde Einsicht des

Alters: an Urteil, Erfahrung, geklärter Einsicht überragt der Greis ja alle früheren Lebensperioden. Nach den zerstreuenden Aufregungen eines thätigen Lebens ziemt ihm deshalb, aus einiger Entfernung gewissermaßen zusehend, durch leidenschaftslosen, uninteressierten Rat, kraft seines Ansehens, die andern zu lenken und sie vor Thorheiten und Übereilungen zu bewahren. Wenn aber Cato auch für die Beschäftigung mit den Wissenschaften vor allem das Greisenalter für geeignet hält, so bedarf diese Behauptung einer Einschränkung. Allerdings hat diese Zeit des Lebens am wenigsten von ablenkenden Zerstreuungen zu leiden und zu fürchten. Es ist still in dem Greise geworden, nur weniges erregt ihm noch ein Verlangen: er ist gewissermaßen beiseite getreten aus dem Getümmel des Lebens. Diese Stille und Sammlung ist den Wissenschaften günstig. Auch die erlangte Reife des Urteils, das weitverzweigte Netz der erworbenen Vorstellungen können in dieser Hinsicht zu Gunsten des Alters angeführt werden. Gleichwohl ist damit das Wesen der geistigen Thätigkeit nicht erschöpft. Wem ist es nicht bekannt, daß die schöpferische Kraft des Geistes, die Fähigkeit zu kombinieren und Neues zu entdecken, daß die Kraft der Phantasie, welche den Denkprozeß beflügelt, im Alter abnimmt? Das Alter ist die Zeit des ruhigen geistigen Genießens, Aufnehmens und Verarbeitens; aber es ist nicht die Zeit der fruchtbaren Gesichtspunkte, nicht die Zeit des freudigen Entdeckens, des kühnen Bahnbrechens. Allerdings sind viele erst als Greise mit berühmten Entdeckungen und kühnen, folgenschweren Gedanken hervorgetreten; aber die Keime dazu sind stets in früherer Zeit zu suchen. Mancher wohl überlebt sich, indem er schnell schon während des Mannesalters alles, was er an Trieben in seinem Jugendfrühling angesetzt hatte, zur vollen Entfaltung bringt und dann im Alter, zuletzt voll Überdruß, in ausgetretenen Bahnen durchaus denselben Gedankenlauf immer wiederholt; andere reifen langsamer, und die ganze Fülle ihres Lebens offenbart sich erst im Alter. Diese sind wahrhaft glücklich als Greise, falls ihnen ein leidlicher Rest körperlicher Kraft geblieben ist. Denn darin wird Cato recht

behalten: der Zustand völliger Erschöpfung, verbunden mit Krankheit und körperlichen Schmerzen, ist im Alter nicht der normale und gewöhnliche. Freilich wird die Mäßigkeit jetzt noch in höherem Grade zur Pflicht. Wer aber seinem Körper nichts zumutet, was über die geschwächte Energie seiner Organe hinausgeht, kann auch als Greis vor Krankheit und Schmerzen bewahrt bleiben. Sehr richtig aber bemerkt Cato, daß man der niederziehenden Tendenz des Alters einen vorsichtig abgemessenen Widerstand entgegensetzen müsse.

Ebenso sucht Cato die andern Fehler, welche dem Alter als eigentümlich zugeschrieben zu werden pflegen, hinwegzuleugnen. Auch wir sagen heute, alte Leute seien wunderlich; auch wir reden von mürrischen, grämlichen Alten, von der Zaghaftigkeit des Alters; auch wir klagen, daß schwer mit ihnen fertig zu werden, daß mit ihnen nichts anzufangen sei. Zum Typus des Geizigen haben die Dichter wiederholentlich einen Greis gewählt. Auch Horaz redet nicht viel vorteilhafter von dem Alter in dem Briefe an die Pisonen. Daß man ferner dem Alter nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf einer prahlerischen Redeseligkeit mache, räumt selbst Cato ein. Horaz charakterisiert die Greise in dieser Hinsicht besonders glücklich, indem er sie die Lobredner der Vergangenheit, der Zeit ihrer Jugend nennt. Das alles, antwortet Cato, seien die besonderen Fehler der einzelnen Charaktere, nicht die Fehler des Alters überhaupt.

Suchen wir die Vielheit der erhobenen Anklagen auf den gemeinsamen Kern zurückzuführen, so ist es die grämliche, unzufriedene Laune, welche das Alter in den Augen der meisten zu einer so unerquicklichen Zeit macht. Ganz im Gegensatz dazu wird von andern gesagt, im Alter, wo die Leidenschaft erstorben sei, ziehe endlich der langersehnte Friede ins Herz ein, und diese Zeit sei demnach die glücklichste des Lebens. Nicht erst der Tod, schon das Greisenalter wäre darnach der Hafen, in welchem man, den Stürmen des Lebens entronnen, ausruht und heiteren Auges dem Tumulte von ferne zusieht. Wie soll man diese Widersprüche vereinigen? Sind wirklich,

wie Cato will, alle die so oft bemerkten üblen Eigenschaften des Alters nur zufällige Züge dieses oder jenes Charakters, oder erklären sie sich aus dem Zustande des Alters selbst?

Jene grämliche Unzufriedenheit des Alters, selbst wenn man alle körperlichen Ursachen, welche sie verschulden können, als zufällig erklärt, könnte man dem Cato antworten, erkläre sich leicht aus dem Widerstreit des neu Heranziehenden, welches der Greis sich zu assimilieren nicht mehr fähig ist, und dem Früheren, welches in ihm ein undurchdringliches festes Gewebe von Vorstellungen gebildet hat. Dieser Mangel an Elasticität bereitet ihm schmerzhafte Zusammenstöße. Kein Wunder, daß er so oft klagt, so oft sich verletzt fühlt, so selten zufrieden ist.

Und doch hat Cato nicht ganz unrecht, wenn er leugnet, daß das der normale Zustand sei. Oder wird denn die Menschheit mit jeder neu heraufziehenden Generation wirklich eine völlig andere? Wer ganz nur seinem Jahrhundert gedient und über der zufälligen Tendenz seiner Zeit völlig die allgemeine Tendenz der Menschheit in sich vernachlässigt hat, dem kann es begegnen, daß er als Greis in einem verdrießlich stimmenden und gar nicht zu überbrückenden Gegensatze zu dem Geiste der neuen Zeit steht. Das ist aber nicht der ideale und normale Mensch, dessen Alter von Cato glücklich gepriesen wird. Der wahre Greis ist der, welcher in einem langen Leben eine freie, geklärte und reife Einsicht in das Ziel und Wesen unserer Natur gewonnen hat. Dieser steht als ein Überlegener der neuen Generation gegenüber und kann nur ganz selten durch wirklich Neues überrascht und verwirrt werden. Auf alles Mögliche ist er vorbereitet, und lächelnd wird er nachgeben, wenn es ihm nicht der Mühe wert scheint, den Gegensatz seiner Überzeugung zur Geltung zu bringen.

Allerdings also kann der Greis für die Einseitigkeit seiner Entwicklung im Alter, wenn die Zeit inzwischen in mancher Hinsicht eine andere geworden ist, büßen müssen. Und einseitig ist die Entwicklung der meisten. Aber glückselig der Greis, welcher sich zur vollen Reife der Menschheit hindurchgearbeitet hat und nun nach ermüdender Wanderung stille steht,

das klare, ruhige Auge dem Treiben der anderen zuwendend, voll Verständnis, voll Teilnahme, aber ohne Wunsch, ohne Hoffnung und Leidenschaft. Lichtvolle Klarheit umschwebt seine Stirn, ein versöhnungsmilder Glanz entströmt seinem Auge. Er ist das Bild der glücklichen Vollendung, und neben ihm erblaßt das Bild des Mannes, des thätigen, strebenden, ungestüm wollenden, von einem Ziel unbefriedigt stets zu einem neuen eilenden.

Allerdings ist diese Vollendung des Lebens selten. Die ganz reife Vollendung gelingt der Natur ja auch auf den niederen Gebieten des Lebens nicht immer. Das Vorrecht des freigelassenen Menschen aber ist es zu irren, und seltener als irgendein anderes Geschöpf erreicht seine mit vielseitigen und einander befehdenden Anlagen ausgerüstete Natur ihre volle Reife. Aber hatte Cato nicht ein Recht, das Alter von dieser Seite zu betrachten? Hat man ein Recht zu sagen, er habe willkürlich günstige Bedingungen geschaffen, und darnach ein glänzendes, aber zu der Erfahrung nicht stimmendes Bild gezeichnet? Der unwiderleglichste Einwurf, den man gegen das Alter erheben kann, ist dieser, daß die körperliche Kraft hinschwindet und mit ihr gewisse Seiten der geistigen Kraft. Aber diese Einbuße, darf man erwidern, ist notwendig, damit jene höchste Harmonie des vollendeten Alters entstehe. Die Überfülle der physischen Kraft, das wissen alle, ist ein Hemmnis für das geistige Leben. Auch die Überfülle einer geistigen Schöpfungskraft aber hindert die Vollendung. Erst im Alter also vollendet sich zu einem proportionierten Gesamtbilde alles, was an Tendenzen im Menschen angelegt war, falls nicht eine unheilbare Verstümmelung an irgendeinem Punkte eingetreten ist. Von diesem Alter aber hatte Cato ein Recht im Tone eines begeisterten Lobredners zu sprechen.

Der Parallelschrift des Cato maior, dem Lälius gebührt nicht ein ganz so volles Lob; aber daß wir auch in ihr ein echtes Bildungsbuch für die reifere Jugend besitzen, darüber ist mir kein Zweifel. Vor allem erwäge man, daß Cicero, als Römer zu Römern redend, der ganzen Behandlung etwas von

der bequemen Lässigkeit des Gesprächs geben mußte. Hinsichtlich des Ausdrucks wußte Cicero stets die der gravitätischen römischen Sprache ziemende Natürlichkeit mit den höchsten litterarischen Anforderungen in Einklang zu bringen; aber die Erörterung selbst meidet, besonders in diesen beiden kleinen Schriften, alles, was an die Disputationen der Schulphilosophen erinnern könnte, ja kehrt an mehr als einer Stelle das höhere Recht einer freien weltmännischen Behandlung solcher Gegenstände hervor. Nur eine Form des Lehrens galt in den Augen des wahren Römers eines römischen Mannes für würdig, frei im Gespräche mit anderen und ohne Pedanterei gelegentlich durch den Zufall gebotenen Aufforderungen folgend, seine Ansichten über das Leben und über den Staat zum Ausdruck zu bringen. So lehrte der römische Mann und besonders der römische Greis im Kreise lernbegieriger Jünglinge, welche an seinen Lippen hingen, voll Verehrung auf sein Leben blickten, stets bereit, seine Erfahrungen sich zu nutze zu machen und die langsam gereiften Früchte seiner Einsicht mitzugenießen.

Ebensowenig, als jener Cato, ist Laelius ein Schulschwätzer: er zeigt, wie dieser, individuelle Bestimmtheit. Bemerkenswert ist in diesem Hauptvertreter griechischer Bildung der römische Stolz, mit welchem wiederholentlich die ihm überflüssig scheinenden Subtilitäten der Griechen zurückgewiesen werden. Das Ganze heißt also ein sermo über die Freundschaft. Nicht bloß einmal erklärt Laelius, daß er nicht methodisch und erschöpfend die Sache behandeln, sondern vielmehr das hohe Gut der Freundschaft preisen wolle. Wenn das seinen Zuhörern nicht genügen sollte, so verweist er sie an die Griechen, qui haec subtilius disserunt. Fortasse vere, sed ad communem utilitatem parum. Er glaubt freilich darum nicht mit seinen Gedanken hinter diesen disputierlustigen Griechen zurücktreten zu müssen. Nihil est, quod illi non persequantur argutiis. Aber auch gegen die griechischen Philosophen selbst wahrt er sich seine römische Selbständigkeit: nicht bloß die Lehre Epikurs, auch die inhumanen Übertreibungen der Stoiker werden bekämpft. Sibi habeant, ruft er aus, sapientiae nomen et

invidiosum et obscurum; für die Männer, welche seinem sittlichen Ideale entsprächen, genüge ihm der Ausdruck viri boni. Seine Weisheit will eine der menschlichen Natur zugängliche sein. Ja, indem die Stoiker den Menschen völlig unempfindlich machen, findet er, daß sie ihn erniedrigen. Quid enim interest motu animi sublato, non dico inter pecudem et hominem, sed inter hominem et truncum aut saxum aut quidvis generis eiusdem?

Es ist billig, eine Schrift von dem Standpunkte aus zu betrachten, den der Verfasser selbst vorgeschlagen hat. Zwischen der Abhandlung und der Gesprächsform des Laelius und Cato maior besteht aber dieser Unterschied, daß die erste gefundene Resultate entwickelt, während im Gespräche eben entstehende Gedanken vorgeführt werden. Dadurch gewinnt dieses, zumal wenn es mit Urbanität gehandhabt wird, eine Frische und Unmittelbarkeit, neben welcher die Abhandlung leicht unbelebt aussieht. Dem gebildeten Römer mußte bei seiner Abneigung gegen die Systematik der strengen Wissenschaft, welche ihm pedantisch vorkam, auch wo sie es noch nicht war, diese Form für die Mitteilung seiner Gedanken die genehmste scheinen. Freilich muß hinter der Willkür eines solchen Gesprächs dem geübten Blicke eine versteckte Ordnung erkennbar sein; denn zwischen dem gewöhnlichen Gespräche und der litterarischen Kunstform des Gesprächs besteht derselbe Unterschied wie zwischen der gewöhnlichen, meist herüber- und hinüberschwankenden und zu dem Gesagten oft zurückspringenden Wechselrede und ihrem idealen Bilde im Drama.

Es lebt in dieser Schrift ein einheitlicher Gedanke, dem man die Klarheit der Reife nachrühmen kann und von welchem geleitet, man sich im Gewirre der einzelnen Teile wohl zurecht findet. Alles einzelne anderseits, jedes für sich betrachtet, ist überall von der wohlthuendsten Wirkung, der Form wie dem Inhalte nach. Was uns das Wichtigste sein muß beim klassischen Unterrichte, den Schüler mit der Lebensauffassung des Altertums bekannt zu machen, dazu bietet auch diese kleine Schrift einen überreichen Beitrag. Am Schlusse seines Lebens

behandelte Cicero hier mit der stilistischen Meisterschaft, die bei ihm schon nicht mehr Kunst, sondern Natur war, einen Lieblingsgedanken, der sich ihm zu allem Ernsten, was er je getrieben hatte, in Beziehung setzte: er schrieb an den, der ihm der Liebste war, über die Freundschaft. Allerdings lastete damals schon schwerer Kummer auf seiner Seele; aber er genoß doch immer noch eine ganz andere Sammlung, als in dem anspruchsvollen modernen Leben gemeiniglich einem Gelehrten inmitten der Anforderungen seines Berufs und der zerstreuenden Wissenschaft gestattet ist. Die Schrift macht auch nirgends den Eindruck des Überhasteten und Ermüdeten, sondern man merkt es ihr von Anfang bis Ende an, daß sie mit Liebe und Behagen und frischem Geiste geschrieben ist.

Daß hier nur die Freundschaft zwischen Staatsmännern betrachtet werde, kann auch nicht zugegeben werden. Die ganze Psychologie der Alten leidet allerdings an der Einseitigkeit, daß sie das Menschliche als das Männliche faßt und daß sie bei der Erklärung dieses Männlichen ungebührlich die Erscheinungsformen des öffentlichen Lebens bevorzugt. Ist Cicero aber in dieser Schrift nicht ernstlich bemüht, aus den Tiefen der menschlichen Natur den Ursprung der Freundschaft herzuleiten? Die Freundschaft erst macht ihm das Leben zum Leben. Er erklärt ihr Wesen aus dem natürlichen Geselligkeitstriebe des Menschen. Wer sich ganz selbst genügte, würde auch nach Aristoteles ein Gott oder ein Tier sein. Das Einsame ist der Natur zuwider, sie sucht überall Anlehnungen zu schaffen. In der Freundschaft aber erblickte Cicero die schönste Erfüllung dieses durch die ganze Natur gehenden Triebes. Deshalb nennt er die Freunde optimam et pulcherrimam vitae supellectilem. Blieben selbst alle Glücksgüter, so könnte doch, von den Freunden verlassen, keines Leben mehr glücklich scheinen. Dies ist sicherlich der Grundgedanke, nicht aber, wenn er es gelegentlich für notwendig erklärt, daß Freunde auch auf demselben politischen Standpunkte stehen.

Die Freundschaft ist ihm demnach nicht bloß ein Schmuck des Lebens, sondern sie erst schafft jene Lebensfreude, ohne

welche das Leben kein Leben ist. Als Schüler der Philosophen läßt er sich aber daran nicht genügen: er will sie mit dem, was die eigentümliche Würde der menschlichen Natur ausmacht, aufs innigste verbinden. Nur zwischen Guten also, verkündet er feierlich, könne eine wahre und dauerhafte Freundschaft bestehen. Virtus, virtus, inquam, et conciliat amicitias et confirmat. Aber die Freundschaft ist ihm ein allgemeines menschliches Bedürfnis; er will deshalb die Bedingung der sittlichen Güte nicht an dem strengen Maßstabe der Stoiker gemessen wissen. Auch so freilich ist seine Freundschaft nur einer auserwählten Minderheit zugänglich; denn der echten Menschlichkeit, oder wenn man lieber will, echten Göttlichkeit, welche sich auch in der niedrigsten Seele noch findet, läßt er nicht ihr Recht zu teil werden. Aber das ist ganz im Sinne der alten Philosophie überhaupt, welche in ihrer aristokratischen Einseitigkeit nur denen gab, welche schon hatten: den Mühseligen und Beladenen und den Armen im Geiste sollte das Evangelium erst später gebracht werden.

In den modernen Litteraturen spielt die Freundschaft eine weniger bedeutende Rolle, weil sie der Liebe hat weichen müssen, welche die Seele der christlichen Religion ist. Allerdings haben die Neueren das reine Glück, welches in der Überwindung des Egoismus liegt und in der Hingabe, tiefer erfaßt und schwungvoller geschildert; aber, wie überall in der Ästhetik und Moralphilosophie, zeigt sich auch an diesem Punkte, mit wie herrlicher Klarheit des Denkens, mit wie menschlicher Gesundheit des Empfindens die Alten eine sichere Grundlage zu finden wußten. Den Mann wird es heute in mancher Hinsicht darüber hinaus ziehen; aber für den Jüngling giebt es keine besseren Anfänge der Lebensweisheit, und die zugleich größere Kraft besäßen, vor einer mehr schönen, als wahren Überschwenglichkeit zu schützen, als moralische Essays, wie sie der Cato maior und der Laelius bieten. Diese Kost ist fürwahr gesund, ohne hausbacken zu sein.

Wie jene Schrift über das Alter, so widmete Cicero auch diese kleine Schrift über die Freundschaft seinem Freunde

T. Pomponius Atticus. Wenn man gesagt hat, daß dieser als Jüngling zur Zeit der revolutionären Schreckensherrschaft Rom verließ und die nächsten zwanzig Jahre in Athen zubrachte, so kann man sich an die Aufgabe der eigentlichen Charakteristik machen.

Die Gestalt des Atticus hebt sich klar von dem Hintergrunde seiner Zeit ab. Besitzen wir doch außer der Biographie des Corn. Nepos zahllose Briefe des Cicero an ihn, welche dem psychologischen Beurteiler ein so reiches und so zuverlässiges Material bieten, daß er darüber fast zu bedauern vergißt, daß uns nicht auch des Atticus Briefe an Cicero geblieben sind. Für die Kenntnis der äußeren Geschichte jener Jahre würden wir aus Atticus' eigenen Briefen sehr viel allerdings gewinnen, wie ja schon Nepos bemerkt, wer diesen Briefwechsel lese, den verlange nicht sehr nach einer zusammenhängenden Geschichte jener Zeit; aber hinsichtlich des innern Atticus genügt unser Material vollkommen, um seinen Charakter sicher zu erfassen, und alle die zahlreichen Briefe, welche er an Cicero geschrieben hatte, wenn wir sie besäßen, würden dem kein neues Licht anzünden, welchem die Gabe der psychologischen Analyse und Divination abgeht.

Atticus war eine Ausnahme in seiner Zeit, aber bald folgten viele seinem Beispiel. Seine Jugend fällt in die erregte und an Greueln reiche Zeit des Marius und Sulla. Beinahe wäre er zusammen mit dem Sulpicius, seinem Verwandten, getötet worden. Wenn er unter dem Eindruck dieses Ereignisses den Entschluß faßte, fortan auf allen politischen Ehrgeiz zu verzichten, so ist das schwerlich so aufzufassen, als sei mit einem Schlage in ihm eine Sinneswandlung vorgegangen. Das Richtige trifft man wohl vielmehr, wenn man annimmt, daß bei jenem erschütternden Anlasse die Eigentümlichkeit seiner Natur zum Durchbruch gekommen und ihm selbst bewußt geworden sei. Schon seit lange gab es in Rom unter den Edlen und Gebildeten viele, deren römische, zum Handeln und zur Teilnahme am politischen Leben treibende Seele durch den Zauber der griechischen Bildung ruhiger gestimmt worden

war. Die meisten freilich dachten wohl noch wie Cicero, daß man es doch keinem, der seine Pflichten gegen den Staat erfüllt hatte, vorwerfen könne, wenn er seine Muße, anstatt sie, wie viele andere, in unwürdigem Genusse zu vergeuden, der Litteratur, Philosophie und Kunst widmete. Neu aber war damals in Rom, daß ein Mann wie Atticus, der einem alten und edlen Geschlechte angehörte, principiell jede direkte Teilnahme am öffentlichen Leben mit solcher Beharrlichkeit von Anfang an ablehnte. Von Bedeutung war es sicherlich für seine Lebensauffassung, daß er die Bekanntschaft Epikurs machte, der doch ein Lobredner des Privatlebens ist und seine Schüler von der Aufregung des öffentlichen Lebens fern zu halten sucht. Wäre aber Atticus nicht Atticus, d. h. ein Mann von einer jener leidenschaftlichen Erregtheit, welche die Seele des politischen Lebens ist, abgeneigten Sinnesart gewesen, so würde Epikurs Λάθε βιώσας ihn schwerlich in diese neue, völlig unrömische Bahn haben ziehen können. Dergleichen Ursachen sind nur Gelegenheitsursachen, welche eine entschiedene Wirkung nur bei denen haben, aus deren Anlage ihnen etwas Verwandtes auf halbem Wege wenigstens entgegenkommt. Cicero selbst, trotz aller seiner Liebe zur Litteratur, Philosophie und Kunst, trotz seiner hohen Wertschätzung aller geistigen Interessen, konnte doch den angeborenen, echtrömischen politischen Trieb in sich nicht niederkämpfen. In den Tagen seiner Trübsal fand er wohl, daß Atticus das bessere Teil erwählt hatte; aber, mochte er auch für einige Zeit von dem staatlichen Leben sich abwenden, ihm selbst schien sein Wesen inzwischen wie verstümmelt, und immer wieder zog es ihn die Bahn, auf welcher ihm so viel Leid widerfahren war, zurück.

Das litterarische Interesse hatte Atticus von seinem Vater geerbt. Genährt wurde dieses Interesse durch die Leichtigkeit seines Erfassens. Bemerkenswert ist für die damalige Zeit, im Gegensatz namentlich zu der unsrigen, daß der Trieb zum Producieren damals nur dann, wenn er von einer unwiderstehlichen natürlichen Stärke war, zum Durchbruch kam. So sehen wir viele Römer von hoher Begabung und von lebhaftem

litterarischen oder philosophischen Interesse ihr Leben hindurch bemüht, sich die Lehren eines, den sie als Meister ehrten, anzueignen und ihren Sinn ihnen gemäß zu gestalten, ohne daß sich der litterarische Ehrgeiz in ihnen regte. *Ἐσθλὸς δ'αὖ κἀκεῖνος ὃς εὖ εἰπόντι πίθηται.* So ist auch, was Atticus geschrieben hat, kaum nennenswert, als einzige Frucht eines langen, in ungestörter Muße verflossenen Lebens betrachtet. Der wahre Ertrag seines Daseins war sein Charakter und seine Lebensauffassung; im Vergleich dazu ist ihm selbst sicherlich seine chronologische Übersicht römischer Beamten mit den eingewebten Genealogieen, ist ihm selbst die Sammlung von Epigrammen, die er für seine Porträtsammlung gedichtet hatte, ist ihm selbst sein griechisch verfaßtes Buch über das Konsulat Ciceros als etwas wenig Wichtiges erschienen.

Man nennt den Atticus gewöhnlich einen Epikureer. Nicht mit Unrecht. Doch soll man nicht glauben, daß das Ideal des Epikurischen Weisen in ihm verwirklicht gewesen sei. So viel er auch aus der Lehre des griechischen Philosophen seinem Leben einzubilden vermochte, so hörte er doch darum nicht auf, ein vornehmer Römer zu sein. Er zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück und benutzte die Muße seines Privatlebens, sein Inneres zu gestalten und sich durch Studien, welche seinen Anlagen entsprachen, die Reise durch das Leben angenehm zu machen. Sein Leben war einfach, trotzdem er reich war. Zu seiner nicht unbedeutenden väterlichen Erbschaft — sie betrug über 300000 Mark — gesellte sich später die fünfmal so große Erbschaft seines Onkels Q. Caecilius. Seine Ländereien in Epirus brachten ihm überdies viel ein, und auch sonst fand er Gelegenheit sein Vermögen zu vermehren. Gehört doch zu seinen hervorstechenden Eigenschaften auch ein kluges Verwaltungstalent, welches ihn nicht bloß seine eigenen Angelegenheiten, sondern auch die seiner Freunde, auch die der Athener vernünftig zu ordnen trieb. Gleichwohl war er weder genußsüchtig, noch geizig. Das Haus auf dem Quirinal, welches ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallen war, zeigte eine geschmackvolle, aber keineswegs prächtige Einrichtung. Oft

sah er dort Gleichgesinnte bei sich; aber nie waren diese durch litterarische Leckerbissen gewürzten Gastmähler schwelgerisch, ja Cicero spottet freundlich über ihre gar so große Einfachheit. Auch besaß er nicht die Bauwut anderer vornehmer Römer (er war weder emax, noch ein aedificator, wie Cornelius Nepos sagt), und durch jene große Erbschaft wurde nicht das Geringste an seinen Wünschen und Lebensgewohnheiten geändert. Daß er ein gewisses kaufmännisches Interesse an der Vergrößerung seines Vermögens hatte, läßt sich nicht bezweifeln; aber auch das wissen wir, daß er hilfreich und gut war und wiederholentlich seinen Freunden, und zwar nicht bloß dem Cicero und Brutus, in ganz unkaufmännischer Weise, ohne irgendwelche Garantie bedeutende Summen zur Verfügung stellte. Seinem geschäftlichen Erwerbssinne wurde also offenbar durch liberalere Eigenschaften ein ausreichendes Gegengewicht gehalten.

Vor allem ist Atticus als Freund berühmt geworden. Die Zahl derer, welche sich zu ihm hingezogen fühlten und in einem ununterbrochenen Freundschaftsverkehr mit ihm blieben, ist ungewöhnlich groß. Ihm, dem politisch Indifferenten gegenüber, schwieg auch das politische Parteiinteresse: in seiner Freundschaft fanden sich Männer aller Parteien zusammen, ja selbst die Feinde seiner Freunde wurden bisweilen seine Freunde. Er selbst hat kaum je einen Feind gehabt. Zahllosen war er hilfreich, sagt Cornelius Nepos, und seine natürliche, unverlierbare Güte war der Grund davon, nicht eine kluge, den Verhältnissen sich anbequemende Berechnung. Er that niemandem nnrecht, vergaß zugefügtes Unrecht, nahm zur Zeit der Proskriptionen zahllose bei sich sich in Epirus auf. Aber so sympathisch allen sein Wesen war, fanden doch manche, daß er die Schlechten nicht kräftig genug haßte. In unserer Zeit sind sogar harte Urteile über ihn laut geworden, und man hat es unbegreiflich gefunden, daß der Freund des Brutus und Cicero mit so schnöder Hast der Vertraute des Antonius und Octavius werden konnte.

Daß Atticus eine große, natürliche Herzensgüte besaß, welche auch zu Opfern für andere bereit war, läßt sich füglich

nicht bezweifeln. Nicht bloß von seinem Reichtum teilte er bedrängten Freunden mit, sondern er verwendete auch seinen Einfluß, um Gefahren von ihnen abzuwenden und wurde so seinem Grundsatze, sich von den Wirren des öffentlichen Lebens fern zu halten, ihnen zu Liebe bis zu einem gewissen Grade untreu. Wie in ihm selbst alles harmonisch war, so trieb es ihn auch, Disharmonieen, wo er ihnen in dem weiten Kreise seiner Freunde und Bekannten begegnete, in Harmonieen aufzulösen. Wie oft hat er nicht bloß Freundschaften zustande gebracht, sondern auch wankend gewordene befestigt, zerrissene wieder angeknüpft. Selbst die grämliche, gereizte Laune seines Oheims Q. Caecilius besänftigte sich dem versöhnungsmilden Wesen des Atticus gegenüber. Am schwierigsten wurde ihm seine Vermittlerrolle dem Quintus Cicero und der Pomponia, seiner Schwester und dessen Gemahlin, gegenüber, welche, beide überaus heftig, fortwährend mit einander in Krieg waren.

Von den philosophischen Schriften Ciceros sind die drei Bücher de officiis bisher stets mit Vorliebe gelesen worden Der Vater redet hier zu dem Sohne: dem Unreifen und Werdenden will er aus der Fülle seiner Erfahrungen heraus Vorschriften geben. Man kann deshalb diese Schrift als eine Jugendschrift im vollem Sinne des Wortes bezeichnen. Friedrich der Große gab bekanntlich Befehl, sie durch eine Übersetzung dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Von den Zeiten Ciceros bis in dieses Jahrhundert hinein liegen die ehrenvollsten Zeugnisse von berufenen Männern über diese Schrift vor. Sie ist auch früher gern von Schülern gelesen worden. Erst seitdem Cicero in Deutschland für vogelfrei erklärt worden ist, bedarf es größerer Anstrengungen von Seiten des Lehrers, um sie zur Geltung zu bringen.

Obgleich Cicero auch in dieser Schrift für das Leben direkt Verwendbares bieten will und deshalb die sogenannten vollkommenen Pflichten (καθήκοντα τέλεια) der Stoiker von seiner Betrachtung ausschließt, hört man ihm doch oft vorwerfen, er bringe rhetorische Übertreibungen in die Pflichtenlehre. Betrachten wir deshalb das Hauptdogma selbst, aus welchem alles,

was über die einzelnen Pflichten hier gelehrt wird, seine Beleuchtung empfängt. Daraus wird klar werden, daß das gerade, was man als rhetorisierendes Moralpredigen bezeichnet hat, nicht Zuthat des römischen Bearbeiters ist, sondern den Stoikern selbst gehört, deren strenge Lehre deshalb auch von Cicero eine doctrina altius exaggerata genannt wird. Als Ziel setzen die Stoiker dem Menschen, ἀκολούθως τῇ φύσει ζῆν und fügen hinzu κατά τε τὴν αὑτοῦ καὶ κατὰ τὴν τῶν ὅλων. Das dieser höheren, allgemeinen Natur gemäße Leben aber besteht darin, nichts zu thun von dem, ὧν ἀπαγορεύει ὁ νόμος ὁ κοινὸς ὅσπερ ἐστὶν ὁ ὀρθὸς λόγος διὰ πάντων ἐρχόμενος ὁ αὐτὸς ὢν τῷ Διΐ. So setzt auch Cicero hier die Forderungen der höheren allgemeinen Natur den Tendenzen der besonderen Natur gegenüber und schreibt vor, ut contra universam naturam nihil contendamus, ea tamen conservata propriam naturam sequamur. Manches, was bei Cicero als gut gemeinte Übertreibung und im Widerspruche mit den Bedingungen der menschlichen Natur erscheint, nimmt ein ganz anderes Aussehen an, wenn man es im Lichte jenes vernünftigen Weltganzen betrachtet, dem sich die reife individuelle Natur nach der Lehre der Stoiker willig unterordnet. Wir wachsen heute auf mit der Vorstellung einer sündhaften Natur, welche zu überwinden Aufgabe der sittlichen und religiösen Erziehung sei: die Alten glaubten an eine Natur voll Weisheit und Güte, welche zu erfüllen höchste Aufgabe der Sittlichkeit sei. Alles, was als edel empfunden wurde, bemühte sich ihr Nachdenken mit den Geboten der Natur in Einklang zu bringen, und nichts von allem, was der Natur gemäß war, mochten sie für ein Übel erklären. Deshalb hielten sie der natürlichen Empfindung zum Trotz daran fest, daß der Tod kein Übel sei, habe ihn doch die Natur, die dem Menschen gütig sei, eingesetzt. Da ferner die staatliche Gemeinschaft und die menschliche Gemeinschaft überhaupt das Ziel ist, welchem die Natur in dem Menschen zustrebt, so ist es der Natur gemäß, daß im Falle eines Widerstreites sich die individuellen Interessen den allgemeinen unterordnen. Jetzt höre man Cicero (III, 5): Detrahere aliquid alteri et hominem hominis incommodo suum augere

commodum magis est contra naturam quam mors, quam paupertas, quam dolor, quam cetera, quae possunt aut corpori accidere aut rebus externis .... Si enim sic erimus affecti, ut propter suum quisque emolumentum spoliet aut violet alterum, disrumpi necesse est eam, quae maxime est secundum naturam, humani generis societatem. Wo Cicero derartiges sagt, übertreibt er nicht rhetorisch auf eigene Hand, sondern spricht durchaus im Sinne der Stoiker, deren ernste Lehre ihm verehrungswürdig war, trotzdem er sie gelegentlich, bald vom Standpunkte der akademischen Skepsis, bald mit den Gründen des gesunden Menschenverstandes, anfeindet. Der Begriff des Naturgemäßen hat überdies in der Geschichte nicht bloß der Philosophie, sondern auch der Litteratur und der Kultur überhaupt eine so wichtige Rolle gespielt, daß man unmöglich in Erörterungen der eben angeführten Art antiquierte Teile der alten Bildung, welche für die Schule bedeutungslos seien, erblicken kann.

Von höchster Bedeutsamkeit ferner für alle Zeiten und darum auch für die Schule wichtig ist der oft in dieser Schrift behandelte Gegensatz des *βίος θεωρητικός* und *πρακτικός*. Dem Römer war es bei seinem Philosophieren überhaupt weniger um reine Erkenntnis zu thun, als vielmehr darum, sichere Grundsätze des Handelns in den Wirren des Lebens zu gewinnen. So ist auch in diesem Buche auf jeder Seite das Bestreben sichtbar, beherzigenswerte Wahrheiten mitzuteilen. Das Erkennen, sagt Cicero ausdrücklich, solle nicht dem Handeln abwendig machen. Virtutis laus omnis in actione consistit. Deshalb schienen ihm die Philosophen Platos passiv ungerecht, sie, die lieber auf der Höhe seliger Betrachtung weilen, als thätigen Anteil am Leben und am Staate nehmen wollen. Discendi enim studio impediti, quos tueri debent, deserunt. Aber Cicero war kein engherziger Römer. Auch der Weise, dessen ganzes Leben der Erkenntnis gewidmet ist, scheint ihm kein unnützes Glied des Staates; ja er gesteht, daß ein solches Leben von weiter tragender Wirkung ist, als das thätige Leben des praktischen Staatsmannes. Neque solum vivi atque praesentes

studiosos discendi erudiunt atque docent, sed hoc etiam post mortem monumentis litterarum assequuntur. Nec enim locus ullus praetermissus est ab eis, qui ad leges, qui ad mores, qui ad disciplinam reipublicae pertineret, ut otium suum ad nostrum negotium contulisse videantur (I, 44).

Die Schrift über die Pflichten ist die vielseitigste von den philosophischen Schriften Ciceros. Alles aber, was er hier behandelt, hatte er längst in sich zu der Klarheit, welche er diesem Gegenstande geben konnte, herausgearbeitet. Ist diese Schrift doch so ziemlich die letzte, welche er verfaßt hat. Den spekulativen Erörterungen über das sittliche Ideal aus dem Wege gehend, behandelt er überall Fragen, welche zu dem öffentlichen und privaten Leben direkte Beziehungen haben. Von hervorragendem Interesse sind die Einleitungen zu den drei Büchern, in welchen Cicero seiner Gewohnheit nach von sich selbst und seinen Studien redet. Ohne großen Zeitaufwand und ohne der Fassungskraft der Schüler das Unmögliche zuzumuten, wird man bei der Interpretation dieser Kapitel die Tendenz der neueren Akademie und ihr Verhältnis zur peripatetischen und stoischen Lehre erörtern können. Am Anfange des dritten Buches vergleicht Cicero sein otium mit dem des älteren Scipio Africanus. Nicht bloß auf Ciceros Charakter läßt dieses Kapitel das hellste Licht fallen, sondern man lernt daraus das römische Lebensideal überhaupt erkennen.

Daß er den Griechen und besonders dem Panätius gefolgt ist, daraus macht er kein Hehl; gleichwohl weht durch die ganze Schrift ein römischer Geist. Zum Teil erklärt sich das daraus, daß der römische Charakter für die stoischen Haupttugenden prädestiniert war, so daß, wer echt römisch redete, die Sprache der Stoiker zu reden schien; sodann strebt wirklich alles in diesen Betrachtungen über die Pflichten nach den Verhältnissen des römischen Lebens hin; dazu kommen die zahlreichen Beispiele, welche der römischen Geschichte entnommen sind. Doch ist diese Schrift nicht römisch im engherzig nationalen Sinne, sondern sie bietet in römischen Farben echt menschlichen und für alle Zeiten beherzigenswerten Gehalt. Daß Cicero selbst

nicht die Kraft gehabt hat, allen ihren Vorschriften stets gemäß zu leben, darf ihr in unseren Augen nichts von ihrer Wahrheit nehmen.

Von den umfangreicheren Schriften sind nächst den Büchern über die Pflichten die Tusculanae disputationes am meisten in den Schulen gelesen worden, namentlich nachdem F. A. Wolf sie so warm empfohlen hatte. Seit einiger Zeit aber wird auch diese Schrift wieder zu Gunsten der Reden und der historischen Lektüre vernachlässigt. Mit Recht findet man das erste Buch, über die Verachtung des Todes, und das fünfte, über die Autarkie der Tugend, vor allem für die Schule geeignet. Scheidet man aus dem ersten Buche die scholastischen und antiquierten Beweisgründe aus, welche dazwischengesät sind (§ 9—49), so bietet das übrig Bleibende ein herrliches Stück alter Philosophie, welches jedem gefallen muß, der von dem heutigen Ideale fachwissenschaftlicher Gründlichkeit für eine Weile zu abstrahieren fähig ist. Dieses Buch lehrt, wie man sich im Altertume gegen das ernste Bild des Todes zu kräftigen suchte. Das Interesse an dieser Frage begleitete damals den römischen Staatsmann auf das Forum, den römischen Feldherrn in die Schlacht. Was hier vorgetragen wird, waren nicht bloß Gedanken, bestimmt müßige Stunden zu kürzen und den besseren Köpfen den stolzen Genuß ihrer höheren Kraft zu verschaffen, sondern es galt dabei wirklich, dieses Medusenantlitz des Todes ertragen zu lernen, welches aus nächster Nähe damals alles Lebende anstarrte. Man darf wohl sagen, daß Cicero und seine Freunde es ernst nahmen mit dieser Philosophie des Todes. Es hieße jedoch den Wert des Buches unterschätzen, wenn man es bloß als ein historisches Dokument für die damalige Denkweise betrachten wollte. Wir erblicken hier vielmehr die Hauptmomente des natürlichen Nachdenkens über einen Gegenstand von ewig menschlichem Interesse, welche, unabhängig von den Satzungen der Religion, der Geist der Höherstrebenden, einem angeborenen Triebe folgend, zu allen Zeiten durchlaufen wird. Dazu gesellen sich weitere Ausblicke im Anschlusse an Platos Phädon.

Viel leichter, als das erste Buch, aber an edlem Gehalte ihm keineswegs nachstehend ist das fünfte, welches die stoische Lehre von der Autarkie der Tugend behandelt und daneben in sehr klarer und gewinnender Weise viel sehr Bildungskräftiges und dem Schüler durchaus Zugängliches, besonders über Sokrates, Carneades und Aristoteles, bringt. Auch diesem Buche gegenüber verdient bemerkt zu werden, daß was uns an den Lobpreisungen der Tugend in den stoischen und stoisch gefärbten Schriften leicht wie Rhetorik und Übertreibung erscheint, vielmehr die notwendige Folge des innerhalb des Diesseitigen sich haltenden antiken Moralisierens war. Sich frei zu machen von der Tyrannei der Leidenschaft und unabhängig von den Launen der Fortuna, das war ihnen der Hauptzweck des Philosophierens. Vor allem wollen sie zeigen, daß die Virtus keine famula Fortunae ist: Illa, si modo est ulla virtus, omnia quae cadere in hominem possunt, subter se habet eaque despiciens casus contemnit humanos culpaque omni carens praeter se ipsam nihil censet ad se pertinere. Dieser Gedanke dominierte in allen Seelen, mochte man sich zu Plato oder Aristoteles, zu Epikur oder Zenon bekennen. In dem Maße, als man erkannte, daß des äußeren Glückes niemand Herr sei, war man bemüht, sich jenes unverlierbare innere Glück zu verschaffen. In den stärksten Ausdrücken priesen die Stoiker und Platoniker die alleinseligmachende Kraft der Tugend. Aber auch für Epikur war kein wahres Glück denkbar ohne die Tugend; Aristoteles hingegen gestand den äußeren und körperlichen Gütern einen relativen Wert zu, weil, wenn sie fehlen, das eigentümlich Menschliche in uns sich nicht voll entfalten könne.

Daneben zeichnet sich dieses fünfte Buch durch einen großen Reichtum an Beispielen und Apophthegmen aus. Ich erinnere an die Erklärung, welche Pythagoras von dem Wesen der Philosophie giebt (8), an Xerxes, welcher für den Erfinder eines neuen Vergnügens eine Belohnung aussetzt (20), an Sokrates' Antwort, als man ihn fragte, ob er den Archelaus für glücklich hielte (34), an die Antwort der Lacedämonier auf den

Brief des Philippus (42), an die libra Critolai (51), an die Tyrannenangst des Dionysius (57), an die Erzählung vom Damokles (61), an Sokrates' Ausruf: „Quam multa non desidero" und an die Antwort, welche Xenokrates den Gesandten Alexanders gab, als sie ihn bestechen wollten, an Diogenes' Erwiderung an Alexander (91), an Timotheus' Bemerkung über die Gastmähler Platos (100), an Heraklits Zorn über die Ephesier, als diese den Hermodorus verjagt hatten (105), an den Ausspruch Teucers (108), an die herrlichen Beispiele, durch welche der Satz erhärtet wird: Dolor acerrimus virtutis adversarius (76). So viele Jahrhunderte hindurch haben die heranwachsenden Knaben und Jünglinge diese Erzählungen als Früchte ihrer Beschäftigung mit dem Lateinischen gepflückt. Gönnen wir sie auch den kommenden Schülergenerationen! Birgt doch jede von ihnen in sich einen Kern edelster antiker Weisheit, und sind sie doch zugleich Musterstücke der Darstellung!

Die andern Bücher stehen gegen das erste und fünfte zurück. In dem zweiten, de tolerando dolore, wird allerdings stellenweis einer Empfindungslosigkeit das Wort geredet, welche nur durch Niederkämpfung echt menschlicher Regungen zu erreichen ist; auf der andern Seite muß man jedoch gegen Lessing betonen, daß es zu allen Zeiten, und nicht bloß bei Barbaren, als ein Zeichen reifer Männlichkeit betrachtet worden ist, den unfreiwilligen Ausdruck des Schmerzes unterdrücken zu können. Der Hauptgedanke dieses Buches aber, daß man der Vernunft in sich die Herrschaft über die niederen Triebe verschaffen müsse, ist beherzigenswert. Dazu kommen wieder die herrlichsten Beispiele, die, mit vollendeter Erzählungskunst vorgetragen, die Argumentation unterbrechen. Alles atmet eine Begeisterung für das Gute und Vernünftige, daß selbst die grämlichsten Skeptiker dabei für einen Augenblick an ihrer Skepsis irre werden müssen. Sumus natura studiosissimi appetentissimique honestatis, cuius si quasi lumen aliquod adspeximus, nihil est, quod ut eo potiamur non parati simus et ferre et perpeti. Ex hoc cursu atque impetu animorum

ad veram laudem atque honestatem illa pericula adeuntur in proeliis; non sentiunt viri fortes in acie vulnera, vel sentiunt, sed mori malunt quam tantum modo de dignitatis gradu demoveri. Was wünscht man sich denn eigentlich für Bücher für unsere Jugend, wenn man ihr derartiges nicht bieten wollte! Man vergegenwärtige sich ferner, daß Cicero dies als Greis, kurz vor seinem Tode, am Ausgange eines an Enttäuschungen reichen Lebens geschrieben hat, und man wird nicht umhin können, die unvertilgbare Jugendlichkeit, den unausrottbaren Idealismus seiner Natur zu bewundern. Der Hauptgedanke des zweiten Buches findet sich von 18, 42 bis 27, 67 in einem durchaus abgerundeten und von dem übrigen loslösbaren Kapitel erörtert.

Im dritten und vierten Buche wird die Philosophie als Heilmittel gegen die krankhaften Zustände der Seele gefeiert. Die Kümmernis, sowie die anderen Störungen unseres Inneren, nach der Seite der Freude wie des Schmerzes, lehrt die alte Philosophie, seien aus falschen Vorstellungen entsprungen, welche durch die Vernunft bekämpft werden können. Wäre es dem Menschen möglich, der Natur treu zu bleiben, so hätte er die Philosophie nicht nötig. Zugleich mit der Anlage zum Abfalle von der Natur ist ihm aber in der Vernunft ein Mittel gegeben, zur Natur allen Hemmnissen zum Trotz sich zurückzuarbeiten. Zu irren ist dem Menschen bestimmt, aber auch, aus dem Irrtum aufzutauchen. Quodsi tales nos natura genuisset, ut eam ipsam tueri et perspicere eademque optima duce cursum vitae conficere possemus, haud erat sane, quod quisquam rationem ac doctrinam requireret. Nunc parvulos nobis dedit igniculos, quos celeriter malis moribus opinionibusque depravati sic restinguimus, ut nusquam naturae lumen appareat. Sunt enim ingeniis nostris semina insita virtutum, quae si adolescere liceret, ipsa nos ad beatam vitam natura perduceret. Mit der Muttermilch saugen wir fast den Irrtum ein; Lehrer und Dichter thun später das ihrige, uns der natürlichen Wahrheit zu entfremden, vor allem aber die große Menge, deren verderblichem Einflusse

wir uns nicht entziehen können (maximus quidam magister, populus atque omnis undique ad vitia consentiens multitudo). Wenn man aber auch von diesem des Nachdenkens höchst würdigen Hauptgedanken absieht, wie viel herrliche Einzelheiten finden sich nicht auch in diesen beiden Büchern! Ich erinnere z. B. an die Stelle über den wahren und falschen Ruhm: Est enim gloria solida quaedam res et expressa, non adumbrata: ea est consentiens laus bonorum, incorrupta vox bene iudicantium de excellente virtute; ea virtuti resonat tanquam imago. Quae quia recte factorum plerumque comes est, non est bonis viris repudianda.

Aus dem dritten Buche empfiehlt es sich, folgende, in sich verständliche Abschnitte mit den Schülern zu lesen: 1, 1—3, 6; 6, 12—7, 15; 10, 23—11, 25; 13, 28—17, 38; 22, 52—25, 60. Im vierten Buche bietet der Abschnitt, welcher die peripatetische Lehre von den Affekten behandelt (17, 38—20, 46), eine erwünschte Gelegenheit, den Schüler mit dem Grundgedanken der Aristotelischen Ethik bekannt zu machen, welche Cicero als zu human bekämpft, trotzdem er sich ihr gelegentlich günstig gestimmt fühlte.

Die Bücher de finibus bonorum et malorum sind stets wegen der ungemeinen Sorgfalt der Darstellung gelobt, zugleich jedoch auch als zu schwer für die Schule bezeichnet worden. Sie behandeln das Hauptproblem der Moralphilosophie: die wichtigsten Lehren des Altertums über das höchste Gut und die Glückseligkeit. Es sind die Lehren Epikurs, Zenons, der Peripatetiker und der neueren Akademie, welche auseinandergesetzt, beurteilt und gegen einander abgewogen werden. Schwierig sind allerdings die Erörterungen über die feineren Teile der stoischen Ethik, besonders wegen der seltsamen termini, welche Cicero, mit der Sprache ringend, sich in Nachahmung der Stoiker schaffen mußte. Dahin gehören vor allem die prima naturalia, die aestimabiles res und inaestimabiles, die sumendae und reiciendae. Die Kritik der stoischen Lehre wird in dem Satze zusammengefaßt, daß es zwischen den Stoikern auf der einen und den Akademikern und

Peripatetikern auf der andern Seite nur Wortunterschiede gebe und daß Zeno gar keine Veranlassung gehabt habe, eine neue Schule zu gründen. Um das zu beweisen, mußten sorgfältig die ungewöhnlichen termini geprüft werden, durch welche die Stoiker, ihren strengen Standpunkt zu wahren suchend, dem gemeinen Menschenverstande Zugeständnisse machten. Diese Wortunterschiede werden als nichtig und bedeutungslos für das Leben nachgewiesen. Offenbar gäben auch die andern ernsten Philosophen nicht mehr auf die bona corporis und externa bona, als Zeno, der sie nicht bona nennt. Aber auch mit ihrer gerühmten Natur seien die Stoiker nicht im Einklange; denn ihr sittliches Ideal sei ein einseitig geistiges, welches den natürlichen Trieben des Körpers keine Rechnung trage. Mag aber auch der bessere Teil unseres Wesens höhere Berücksichtigung verdienen, so ist doch das höchste Ziel erst erfüllt, wenn man lebt ex hominis natura undique perfecta, woraus folgt, daß zur mentis ratio perfecta sich auch die integritas corporis gesellen müsse.

Das erste und zweite Buch behandeln die Lehre Epikurs. Cicero selbst bezeichnet diese hier, wie oft, als die am leichtesten verständliche. Das ist sie auch, insofern sie sich aller schwierigen Termini enthält und einzig bemüht ist, die aus allen Wesen klar und deutlich sprechende Natur zu deuten. Daß der wahre Sinn Epikurs aber schwer zu fassen ist, hat auch Cicero selbst bewiesen,[1]) welcher von einer Philosophie, die als Endziel des Lebens die ἡδονή (voluptas) hinstellt, sich durchaus keine Förderung für die Gestaltung des Innern versprechen kann. Gleichwohl ist das Bild des aller irdischen Begehrlichkeit und Unruhe entrückten Epikurischen Weisen von einer so beseligenden Wirkung und von so erhabener Schönheit und dabei so charakteristisch für die ganze Tendenz der antiken Denkart, daß es

1) Ich würde an dieser Stelle ausführlicher sein müssen, wenn ich nicht in der Einleitung zu meiner Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften in dem Kapitel über Epikur und auch in 13 Paragraphen alles Erforderliche gesagt zu haben glaubte.

nicht zu entschuldigen wäre, wenn die Schule darauf verzichten wollte. Vor allem verdient auch dies bemerkt zu werden, daß der Weise Epikurs viel wahrer und, trotz seiner Erhebung über das Menschliche, viel menschlicher ist, als der stoische Weise in seiner fast eigensinnigen und prahlerischen Festigkeit. Zum Glück bietet Cicero in der Schrift de finibus bonorum et malorum einen Abriß der Sittenlehre Epikurs, der von durchsichtiger Klarheit ist und in welchem, weil hier ein begeisterter Epikureer, Torquatus, redet, von dem Hasse, den Cicero selbst gegen Epikur gefaßt hatte, auch nicht die leiseste Spur ist. Diesen in sich durchaus abgerundeten Abschnitt (I, 9, 29—21, 72) gilt es herauszuheben. Er enthält alles Wichtige. Nur etwa die Schilderung des Epikurischen Weisen (18, 57—19, 64) wird einiger Ergänzungen und Berichtigungen bedürfen. Im übrigen gehört diese Schrift nicht in die Schule und zwar eben aus diesem Grunde, weil Cicero hier kritischer und gelehrter verfährt, als er sonst pflegt. Unbefangene und bei aller Anlehnung im einzelnen mehr aus der Seele des gebildeten Römers geborene Reproduktionen jener Hauptpunkte der Moralphilosophie finden sich in den vorher genannten Schriften. Mag also auch der gelehrte Forscher der Schrift de finibus bonorum et malorum die erste Stelle einräumen, für die Schule bedeuten der Cato maior, der Laelius, de officiis und die Tusculanae disputationes weit mehr.

Auch aus der Schrift de natura deorum muß die Schule sich an einigen Hauptsachen genügen lassen. Cicero behandelt hier die Götterlehre Epikurs und Zenons und beleuchtet beide vom Standpunkte der neueren Akademie. Die Theologie der Alten ist aufs engste mit ihrer Naturphilosophie verbunden. Von Bedeutung für die heutige Jugend aber ist nicht die überholte Wissenschaft der Alten, sondern ihre reine und für alle Zeit gültige Auffassung des Menschlichen. Jedenfalls hat die stoische Vorstellung eines durch Wärme belebten, beseelten und vernünftigen Weltganzen nur noch historischen Wert. Anders steht es freilich mit Epikur, der einem überhaupt in dem Maße bemerkenswerter erscheint, als man be-

kannter mit ihm wird. So kann man von seinem atomistischen Systeme sagen, daß es in der modernen Naturwissenschaft fortlebe und schon die ganze Stärke, wie die ganze Schwäche des Materialismus zeige. Was seinen Kampf gegen den Aberglauben aber betrifft, so zeichnet er sich durch unerschrockene Originalität aus, und es giebt gerade der reifenden Jugend gegenüber keinen dankbareren Gegenstand der Betrachtung, als wenn z. B. erörtert wird, an welchen Punkten Epikur nicht mehr den krassen Volksaberglauben anfeindet, sondern den Nerv der Religion selbst verletzt. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Epikur über die Frömmigkeit geschrieben und einer reinen Gottesverehrung das Wort geredet hat, welche sich in Andacht vor dem Vollkommenen beugt, ohne dabei weder zu fürchten, noch zu hoffen.

Empfiehlt es sich aber auch nicht, weder die ganzen drei Bücher de natura deorum, noch auch nur eins davon ganz mit Schülern zu lesen, so bieten sich doch auch hier einige längere und abgerundete Abschnitte, welche von hervorragendem Interesse und dem Schüler durchaus zugänglich sind. Als solche bezeichne ich I, 1—5, 12, wo Cicero seine Hinneigung zur neueren Akademie rechtfertigt, ferner I, 16, 42—20, 56, wo der Epikureer Vellejus mit großer Klarheit die Lehre seines Meisters auseinandersetzt, sodann II, 1—2, 5, die summarische Übersicht über die stoische Theologie, hierauf II, 30, 75—38, 98, ein sehr schwungvolles Stück teleologischer Betrachtung vom Standpunkte der Stoiker, welche, im Gegensatze zu Epikur, überall im Weltganzen die deutlichen Spuren eines vernünftigen Waltens und einer bewußten Vernunft erkannten, sodann II, 59, 147—66, 167, wo bewiesen wird, daß alles um der Menschen willen geschaffen sei, die für die Götter nach der Lehre der Stoiker ein Gegenstand besonderer Fürsorge sind. Schließlich verweise ich auf den glänzenden Abschnitt des dritten Buches (27, 69—39, 93), wo mit den scharfen Argumenten des Carneades der stoische Glaube an eine liebevoll den Menschen bevorzugende Vorsehung bekämpft, von dem Mißbrauche der Vernunft und der Kraft des Gewissens gehandelt wird.

Zum Schlusse noch einige Worte über Ciceros Schrift de re publica, die lange mit schmerzlicher Sehnsucht gesuchte und endlich im Anfange dieses Jahrhunderts gefundene. Nach dem vielen Guten, was über diese Schrift von den verschiedensten Seiten gesagt worden ist, muß es in Erstaunen setzen, daß man sich so wenig bemüht hat, sie auch für die Schule nutzbar zu machen. Ohne Zweifel hat das Trümmerhafte der Überlieferung abgeschreckt. Ich meine gleichwohl, daß ihr auch in dem Zustande, in welchem sie vorliegt, viel für die Schule abgewonnen werden kann. Daß die Schrift mit der höchsten Sorgfalt ausgearbeitet ist, zeigt jede Seite; von Seiten des Inhaltes aber müßte sie doch in unserem dem Politischen und Historischen so zugeneigten Zeitalter in ganz hervorragendem Grade für die reifere Jugend geeignet erscheinen. Freilich will sie weder eine bloß historische, noch eine bloß juristische, sondern eine philosophische Schrift sein. Das mag ihr wieder heute in den Augen derer geschadet haben, welche alles Philosophieren für ein Kramen mit Worten halten und auch bei der Behandlung dieses Themas vielmehr eine vorsichtige, quellenmäßige Behandlung des Thatsächlichen gewünscht hätten. Man weiß, mit welchem Eifer die Alten nach dem Wesen, nach dem Ursprunge, nach den Wandlungen des Staates forschten. Der praktische Staatsmann hat zu allen Zeiten Mühe gehabt die äußeren Aufgaben des Staates zu bewältigen, d. h. grobes Unrecht im Innern zu verhüten und den Staat gegen den Andrang äußerer Feinde sicher zu stellen. Bei den Alten hat sich früh eine Philosophie des Staates gebildet, welche sich an solchem Rohbau des Staatsgebäudes, der gegen Wind und Wetter notdürftigen Schutz gewährt hätte, nicht genügen ließ, in dem Staate vielmehr eine aus den innersten Tiefen der menschlichen Eigentümlichkeit herzuleitende Schöpfung erblickte und ihm deshalb ein mit den höchsten Tendenzen unserer Natur harmonierendes Ziel setzte. Erst im Staate, meinten sie, sei der Mensch zum Menschen geworden. Der feritas, dem Zustande der Wilden, stellt Cicero gern das menschliche Leben im Staate gegenüber, welches er als humanus civilisque cultus bezeichnet.

Die Unmöglichkeit, sich im Zustande der Vereinzelung das zum Leben Notwendige zu schaffen, gestanden sie, habe im Anfange die staatliche Gemeinschaft entstehen lassen. In der Folge aber handelte es sich um ein höheres Ziel. Es genügt auch in ihren Augen nicht für den Staatsmann, zu dem Notwendigen in immer weiterer Ausdehnung das Angenehme zu fügen und durch äußere Kultur und Hebung des Wohlstandes die Bürger seines Staates dem Ideale des Schlaraffenlebens näher und näher zu bringen. Ein solcher Staat würde doch im letzten Grunde dem Genusse dienen, und in Platos Augen wäre das vielmehr ein schweinisches, als ein menschliches Staatsideal. Aufgabe des Staates ist vielmehr die Kultur des Innern, die θεραπεία ψυχῆς, wie Plato sagt (Gorgias 464 B, 515 C), und von diesem Ziele scheinen dem Philosophen allerdings selbst die gefeiertsten Staatsmänner der Athener, Themistokles, Cimon, Perikles, nichts geahnt zu haben (Gorgias 519 A). Ebenso will Aristoteles, daß der Staat, nachdem er für das Notwendige gesorgt, zum Erzieher werde und eine volle Entfaltung der sittlichen und geistigen Anlage des Menschen möglich mache. Der praktische Politiker pflegt freilich dem Philosophen seine Verachtung reichlich zurückzugeben. Wie Sokrates und Plato der Ansicht sind, daß der praktische Staatsmann, wenn er Geld ins Land zu bringen und die Wehrkraft des Volkes zu stärken sucht, sich mit Nichtigkeiten und Possen (φλυαρίαι) befaßt, so erwidert dieser, daß die Herrn Philosophen Träumer, Doktrinäre, Utopisten sind und in ihrer hochmütigen Verblendung kein Verständnis für die Bedürfnisse der Wirklichkeit haben.

Es handelt sich also in der philosophischen Staatslehre der Alten um Gegensätze von anregender Kraft und höchster kulturhistorischer Bedeutung. Eine moderne Schrift über dieses Thema, gestehe ich, würde man der Jugend nicht in die Hände geben können. Dazu ist die Darstellung in diesen eine zu vornehme, eine, so zu sagen, zu ältliche. Plato aber, ja sogar Aristoteles, und unter den Römern Cicero behandeln diese Fragen mit der ehrlichsten Klarheit und, unterstützt durch die

jugendliche Sprache, die sie reden, mit einer jugendlichen Naivetät, zu welcher sich die Jugend wie zu etwas ihrem eigensten Wesen Verwandten hingezogen fühlen muß, so lange sie selbst noch nicht der Ältlichkeit und geschäftigen Nüchternheit, die sich früh heute ihr aufdrängt, zum Opfer gefallen ist. Dazu kommt noch ein anderes. Der Staat von heute ist ein überaus komplicierter Organismus, in welchem die Strömungen vieler Jahrhunderte zusammenfließen und in dem neben vielen an der Oberfläche sichtbaren auch viele latent gewordene Kräfte sich das Gleichgewicht halten. Die antiken Staaten hingegen zeigen reine, deutliche Formen, ganz in Übereinstimmung mit dem Gesamtcharakter des antiken Denkens und Empfindens, wie er sich am treuesten in ihrer Sprache spiegelt. Dort kann man klar sehen und unterscheiden lernen. Wem ein Gott es freilich gegeben, der wird, auch ohne vorher an den Alten sehen gelernt zu haben, mit müheloser Sicherheit die trüben Mischformen des modernen Lebens durchschauen, und ein anderer, dem ein ehernes Band um die Stirn geschmiedet ist, kann ein langes Leben hindurch mit der auserlesensten Gesellschaft klar und natürlich Denkender und Empfindender verkehren, ohne daß jene Vorzüge auf ihn übergehen.

Man wird nun wieder einwenden, daß philosophische Betrachtungen über das Wesen das Staates nicht im Gesichtskreise der Jugend liegen. Wie Plato, ja selbst wie Aristoteles, vor allem aber wie Cicero sie bietet, entsprechen sie vielmehr in hervorragendem Grade den Bedürfnissen dieses Alters, als dessen hervorstechendsten Zug ich eine gewisse brennende Sehnsucht, den Kreis seiner inneren und äußeren Erfahrung zu klären und zu erweitern, bezeichnen möchte. Auf die Gefahr hin, daß man in Anlehnung an ein Wort Friedrich des Großen mir zuruft: „Vous connaissez mal cette maudite race“, behaupte ich, daß die Jugend ein philosophisches Lebensalter ist. Das Staunen und Verstehenwollen ist in ihr rege und *διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ πρότερον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν*. Übervorsichtige Pädagogen haben wohl gemeint, daß man sie vorwiegend mit Realien und histo-

rischen Thatsachen füttern und alles vorsichtig vermeiden müsse, was ihr Urteil vor der Zeit wecken, sie altklug und zum Absprechen geneigt machen könne. Läuft aber nicht alles Unterrichten auf ein Wecken und Klären des Urteils hinaus? Will man das Urteil aber bis zum achtzehnten Jahre schlafen lassen, so, fürchte ich, ist es überhaupt nicht mehr zu wecken. Der philosophische Erkenntnistrieb, der nach dem Woher, dem Warum, dem Wohinaus forscht, ist dem Menschen natürlich, ja ebenso natürlich als jener andere Trieb, für die Regungen seines Innern in Lauten einen Ausdruck zu finden. Aber nicht bloß memoria minuitur, nisi exerceas, wie es im Cato maior heißt. Wie die Muskeln des Körpers durch andauernde Unthätigkeit erschlaffen, so schwinden auch die mannigfaltigen geistigen Kräfte aus Mangel an Bethätigung, zumal wenn sie die Jugendjahre hindurch, während welcher sie sich am meisten nach passenden Objekten sehnen, unbeschäftigt bleiben. Der Psychologe weiß z. B., daß der heutige Mensch den sprachbildenden Trieb fast verloren hat, obgleich doch jedes Kind von neuem mit einem Analogon dieses Triebes ausgerüstet geboren wird. Weshalb will es ihm nicht mehr gelingen, diesen Keim zu entwickeln? Weil ihm von allen Seiten ausgeprägte Laute entgegentönen, welche es nur nachzusprechen braucht, um verstanden zu werden. Wozu sich da einer mühevollen, selbstschöpferischen Thätigkeit unterziehen, deren Erfolg in einer Zeit, wo die Sprache der Hauptmasse ihres Materials nach ein erstarrtes System von Zeichen ist, noch dazu stets unsicher ist? Eine edle Anlage schwindet hier also, weil das Leben von heute ihr alle Gelegenheiten sich zu äußern abschneidet. Sorgen wir dafür, daß der philosophische Trieb nicht das gleiche Schicksal habe. Denn dieser gehört zur Anlage jedes normalen Menschen. Giebt es doch zwei Arten des Philosophierens, ein naives und ein schulmäßiges. Natürlich ist das Kind kein Philosoph, wie er im Buche steht. Es ist vielmehr, wie Ofella bei Horaz, ein abnormis sapiens crassaque Minerva. Anstellig und geweckt, weiß es aus allem einen Gewinn an Erkenntnis zu ziehen und macht in wenigen Jahren,

ganz unabhängig von dem schulmäßigen Wissen, das es erwirbt, so bedeutende Fortschritte in der Auffassung der Dinge und der Menschen, daß daneben die Entwicklung der späteren Jahre wie stabil erscheint. Es hieße nun freilich den Begriff der Philosophie gar zu weit fassen, wenn man alle neugierig spähende Erkenntnis auf Rechnung eines philosophischen Triebes setzen wollte. Philosophisch ist aber jedenfalls das in jedem einigermaßen regen Kinde und Jünglinge fühlbare Verlangen den Sinn des Lebens zu verstehen, den kleinen Kreis seines individuellen Daseins nach allen Seiten zu erweitern, um mit geklärterem Bewußsein leben und alles Wesentliche, was der gesamten Menschheit zuerteilt ist, in den Kreis seiner Betrachtung ziehen zu können. Zu dem Wichtigsten aber, was sich, zumal in unserer Zeit, dem Nachdenken des reifenden Jünglings förmlich aufdrängt, gehört auch die Frage nach dem Ursprunge und Wesen des Staates. Zu dem, was der Unterricht in der alten Geschichte in nicht zu großer Breite geboten hat, muß sich ergänzend ein höherer, so zu sagen, philosophischer Kursus gesellen, welcher sich, jedenfalls auf dem Gymnasium, am besten an Ciceros philosophische Schriften und im besondern an Abschnitte aus seiner Schrift über den Staat anschließt. Wenn nicht alles täuscht, wird heute vielfach darin gefehlt, daß man die höhere Betrachtung, welche man sich getrieben fühlt, an das im engsten Sinne Historische anzuknüpfen, nicht sowohl einen philosophischen, als einen juristischen Charakter tragen läßt. Das aber heißt der Jugend etwas Fremdartiges aufdrängen. Das Philosophisch-Politische liegt in dem Kreise ihrer Interessen, wenigstens wenn es so vorgetragen wird, wie die Alten es vortragen; das Juristisch-Politische aber gehört nicht mehr dem von den Griechen als παιδεία bezeichneten Gebiete an und hat demnach auf der Schule nichts zu thun. Was die philosophische Betrachtung des Staates Auszeichnendes hat, ist eben dieses, daß sie das Problem an der Wurzel anfaßt und den Staat mit seinen Hauptformen und Hauptwandlungen als ein notwendiges Produkt der menschlichen Eigentümlichkeit verstehen lehrt. Das ist das Höchste an Be-

trachtungen dieser Art; aber gerade diesem Höchsten strebt das natürliche menschliche Nachdenken, zumal in den hochfliegenden Jahren der Jugend, zu, während die subtilen und im Verhältnis dazu kleinlichen juristischen Bedenken und Erwägungen den Menschen im Menschen völlig gleichgültig lassen. Zu der Aufgabe des höheren Unterrichts gehört es doch auch, dem Staate Jünglinge zu erziehen, welche als Männer in den stets erregten Wogen der Gegenwart festzustehen imstande sind. Dazu aber ist der Anker des Altertums notwendig und eine Kultur der philosophischen Anlage im Menschen, deren wichtigste Eigentümlichkeit es eben ist, im bunten Wechsel der Einkleidungen mit ruhigem und klarem Blicke das Wesentliche, oft Dagewesene und im Grunde Gleiche wiederzuerkennen. Die blöde Menge und die politischen Philister mögen fortfahren zu glauben, daß mit jedem Wechsel im Ministerium der Staat und die Menschheit von Grund aus geändert werden; wem die Philosophie das Auge geschärft hat, dem blickt aus dem Gewirre des Geschehenden *τὸ ἐπὶ πᾶσι ταὐτὸν* entgegen, und er weiß, daß nur weniges von dem, was sich da so lärmend und auffallend gebärdet, in eine bemerkenswerte Tiefe hinabreicht.

Gleich der Eingang des ersten Buches de re publica (1, 1—7, 12) behandelt eine Frage, welche den Griechen, wie den Römern zu allen Zeiten ihrer Entwicklung sehr bedeutungsvoll erschienen ist und die man nicht klar beantworten kann, ohne sich in das Chaos der Meinungen über den Sinn und Zweck des Lebens Ordnung zu bringen. Cicero feiert hier den *βίος πολιτικὸς* und verteidigt ihn gegen die Einwürfe Epikurs, der den seinigen bekanntlich riet, fern von dem Gewühle des öffentlichen Lebens das Glück in der Verborgenheit zu suchen. Es giebt gewisse Fragen, welche die Kraft haben, die innerste Eigentümlichkeit des Gefragten zu enthüllen. Eine solche war in den Augen der Alten diese, in wie weit es Pflicht sei, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen. Wie die Römer bis zum Ausgange der Republik über diesen Punkt dachten, ist bekannt. Für die freigebornen Römer gab es so lange keinen unanfechtbareren Satz, als diesen: Nulla salus extra

rempublicam. So lange ihnen keine andere Sonne leuchtete, waren ihre Blicke unverwandt auf dieses Ideal gerichtet. Um die edle Leidenschaft dieser Hingabe an das Staatswohl zu verstehen, muß man bedenken, daß dem römischen Denken alle transcendenten Elemente so lange fehlten und daß auch der Kultus der Kunst und Wissenschaft selbst in den römischen Vorkämpfern der Bildung noch nicht einen hinlänglich hohen Grad von Stärke erlangt hatte, um sie jenem anderen aus der Römernatur geborenen Ideal abtrünnig zu machen. Der Idealismus gehört aber zur Ausrüstung der menschlichen Natur. Er wühlt in den Tiefen unseres Wesens, und ist ihm der seit lange gewohnte Ausgang versperrt, so sucht er sich in einer meist schmerzlichen Krisis ein neues Feld der Bethätigung. Auch der Historiker muß Psychologe sein. Es zeugt aber von geringer Kenntnis des innern Menschen, wenn man alle die edlen Römer, welche sich damals gegen die Alleinherrschaft sträubten, einfach als kurzsichtige Politiker, wo nicht gar als Dummköpfe abkanzelt, weil sie das Wehen der Zeit nicht erkannt hätten. Mochte es jetzt auch im Interesse des Staates liegen, ja eine politische Notwendigkeit sein, die ganze Gewalt in die Hand eines einzigen übergehen zu lassen, so begreift man doch, daß gerade die Besten sich ihr Recht, thätig an der Verwaltung des Staates teilzunehmen, nicht entreißen lassen wollten. War das bloßer Ehrgeiz? Oder war es bloße Begierde, sich in einflußreicher Stellung zu bereichern? Ohne Zweifel bei diesem oder jenem. Auch waren unter den Verteidigern der Republik wohl nur wenige, welche von Ehrgeiz ganz frei waren. Daneben aber machte sich in der Seele aller Besseren, jenen Ehrgeiz gewissermaßen heiligend, mit verschiedenen Graden von Klarheit die Empfindung geltend, daß ein Römer, der nicht mehr in einer des freien Mannes würdigen Weise dem Staate dienen durfte und vom Staate, wie die bezeichnende Wendung im Lateinischen lautet, ausgeschlossen war, um den idealen Ertrag seines Daseins betrogen und zu einem unnützen Leben verurteilt sei. Man muß unter den damaligen Römern also drei Klassen unterscheiden: die in

gewöhnlichem Sinne Ehrgeizigen, die, deren politischem Ehrgeize sich eine mehr oder weniger starke Dosis von jenem Römeridealismus gesellte, welcher die beste Kraft aller einzelnen in die Bahn des staatlichen Lebens lenken wollte, drittens die reinen Idealisten, welche nur die republikanische Verfassung mit der Würde des Menschen in Einklang bringen konnten und deshalb ihre ganze Kraft, ihr Leben daran setzten, den Römern das köstlichste Gut, die Freiheit, zu erhalten. Dieser dritten Klasse gehört der edle Brutus an. Natürlich verlangte auch dieser die Freiheit nicht bloß für die Römer, sondern zugleich auch für sich. Gleichwohl besaß er die Entsagung dem Antonius zu weichen und Italien zu verlassen, weil er es damals noch für möglich hielt, den Bürgerkrieg zu vermeiden. Der mittleren Klasse gehört Cicero an. Auch er ist ein republikanischer Idealist, aber seiner enthusiastischen Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande mischte sich doch stets die Vorstellung eines durch seine Beredsamkeit an leitender Stelle zu Ehre und Einfluß gelangten Cicero bei.

Es ist dem denkenden Menschen ein Bedürfnis, in sein Leben Einheit und Zusammenhang bringen zu wollen, und ein Rangverhältnis zwischen den verschiedenen Regungen seines Innern herzustellen. „Alles für den Staat", das war die Formel, in welche der Römer sein Streben zusammenfaßte. Nicht als ob nach diesem Satze in Rom stets, oder auch nur in der besten Zeit gehandelt worden wäre. Das zu glauben, dazu gehört viel Naivetät. Egoistische Gewinnsucht und Genußsucht sind stets überall, wo Menschen sind. Wer weiß nicht, wie man sich in Rom um Ämter bewarb, wie man das Volk zu gewinnen und zu verderben suchte, wie schändlich man die Provinzen mißhandelte? Auch wenn man von den Perioden offenbarer Verderbnis und schimpflicher Bestechlichkeit absieht, wird man nicht sagen können, daß die reine Hingabe an das Wohl des Staates irgendwann auch nur in den privilegierten Gesellschaftsklassen in Rom die Regel und das egoistische Streben die Ausnahme gewesen sei. Aber man muß einem Volke nicht bloß seine Thaten, sondern auch seine Ideale an-

rechnen. Diese sind doch aus seiner innersten Eigentümlichkeit geboren und umschweben es segnend, wie gute Genien, in Tagen des Glücks, wie des Unglücks. Gelingt es ihnen auch nur selten, über die rohe Wirklichkeit einen entscheidenden Sieg davon zu tragen, so gehören sie darum doch zu den thätigen Kräften des Staates. Ja, sie sind im Grunde das Unausrottbarste in der Geschichte. Gehütet, wie das heilige Feuer der Vestalin, werden sie von den Besten weitergetragen, und auch in Zeiten, wo der äußere Erfolg und der genußselige Wohlstand alle feineren Blüten der menschlichen Natur geknickt zu haben scheint, glühen sie leise fort. Kommt dann aber wieder eine Stunde der Gefahr, dann schlägt ihre Flamme himmelhoch, mit ihrer purpurnen Glut Stärke und Begeisterung in die matten Herzen gießend. In Cicero aber hat jenes Römerideal einen begeisterten Apostel gefunden.

Die beredte Würdigung des *βίος πολιτικὸς* im Anfange von Ciceros Schrift über den Staat trägt die ausgesprochenen Farben des Römertums und kann als Beispiel dienen, wie Cicero die Lehren der griechischen Philosophen nicht bloß in die Sprache, sondern zugleich auch in die Denkart der Römer übersetzt hat. Nach seiner Darstellung nämlich möchte es scheinen, als wenn im Grunde nur ein Philosoph bei den Griechen über diesen Punkt anders gedacht hätte, nämlich Epikur. Mit einer völlig unzweideutigen Klarheit hatte dieser allerdings den seinigen die Beteiligung am öffentlichen Leben, als vom wahren Ziele unseres Daseins ablenkend, widerraten. Mit ihm also war für einen echt römisch Gesinnten gar keine Verständigung mehr möglich. Wenn es freilich wahr sein sollte, daß Epikur seine Meinung so formuliert hat, der Weise werde nur in Stunden besonderer Gefahr sich den öffentlichen Angelegenheiten widmen (ad rem publicam non accedet nisi si quid intervenerit), so würde er sich damit ungefähr mit der heute herrschenden Ansicht in Übereinstimmung befinden. Derer, die sich zum Regieren und Verwalten drängen, sind ja stets mehr, als der Staat brauchen kann. Auch fern von der eigentlichen Verwaltung kann man sich zu einem sehr nützlichen Gliede, nicht

bloß der menschlichen, sondern auch der staatlichen Gemeinschaft ausbilden. Auch in dem Hause des Staates sind viele Wohnungen. Es genügt also, ganz im Sinne jenes dem Epikur zugeschriebenen Ausspruchs, wenn in der Stunde der Gefahr ohne Zögern jeder einzelne zur Stelle ist. Bis dahin mag er seinen besonderen Aufgaben leben. Nicht schaden, sondern nützen wird das dem Staate. So verbreitet sich nach allen Seiten Leben und Bewegung, während, wenn in allen der politische Sinn dominiert, durch diese Anhäufung nach Bethätigung verlangender Kräfte an demselben Punkte eine die Entwicklung des Staates hemmende Unruhe besteht.

Aber die anderen Philosophen dachten über diesen Punkt nicht viel anders, als Epikur. Keiner von den griechischen Stoikern z. B. hat irgendwo eine politische Rolle gespielt. Auch von ihnen kann man sagen, daß sie dem öffentlichen Leben ein nach innen gerichtetes und dem Nachdenken vielmehr, als dem Handeln gewidmetes Leben vorzogen. Wie kann ein wahrer Philosoph auch anders denken? Wie träge und schwerfällig erscheint alles politische Handeln im Vergleich zu der beflügelten Beweglichkeit des Geistes! Giebt es auch im staatlichen Leben kaum eine Frage, welche nicht auch des Philosophen durchaus würdig schiene, so kann es ihn doch anderseits nicht reizen, seine Gedanken so vielem bösen Willen, so vielem Unverstande, so kläglichen Hindernissen zum Trotz schnell durchsetzen zu wollen. Der Philosoph ist eben jener ideale Freimaurer, wie Lessing ihn schildert. Auch dieser will seine Idee nicht mit Gewalt verwirklichen. Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und mögen. Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andere Lichter aufstecken muß, das, meint Lessing, sei jener Freimaurer Sache nicht. Eben weil alles Politische nicht bloß langsam reift, sondern langsam reifen muß und weil, was dem Philosophen als vernünftiger und wünschenswerter Zustand vorschwebt, durch einen gar zu weiten Zwischenraum von der jedesmaligen Gegenwart und

Umgebung getrennt ist, regt sich in ihm nicht leicht der Trieb, das, was er mit des Geistes Auge geschaut hat, in die Wirklichkeit hinüberführen zu wollen. Er wird sich bei seiner in die Ferne und Weite eilenden Denkart überhaupt nur selten jene kühle, nichts überstürzende, zu Zugeständnissen geneigte, nie ungeduldig werdende Besonnenheit des praktischen Staatsmanns geben können. Wo der philosophische mit dem staatsmännischen Triebe gepaart ist, entsteht, je nachdem der eine oder der andere das Übergewicht hat, ein Doktrinär oder ein Schwärmer. Der Schwärmer, sagt Lessing in seinem Aufsatze über die Erziehung des Menschengeschlechts, thue oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er könne diese Zukunft nicht erwarten. Er wünsche sie beschleunigt, durch sich beschleunigt. Wozu die Natur sich Jahrtausende Zeit nähme, das solle in dem Augenblicke seines Daseins reifen.

Den eigenen Neigungen verwandte Stimmen glaubt der Mensch überall zu hören. Die leisesten Spuren von Ähnlichkeiten genügen den meisten, um in den Werken großer Dichter und Philosophen einen vollen Zusammenklang mit ihren eigenen Lieblingsvorstellungen zu erkennen. So fanden auch die Römer am Ausgange der Republik die ihrer Denkungsart allerdings sehr verwandte Lehre der Stoiker, deren starre Größe sie bewunderten, auch in der Wertschätzung des *βίος πολιτικὸς* ganz mit sich in Übereinstimmung. Selbst Horaz, der, zumal im vorgerückten Alter, als er seine Episteln schrieb, von dem politischen Triebe völlig erlöst war, schreibt doch der stoischen Lehre gerade diese besondere Tendenz zu, in die Wogen des öffentlichen Lebens hineinzuziehen. — „Nunc agilis fio et mersor civilibus undis, Virtutis verae custos rigidusque satelles“ (epist. I, 1, 16). Diese politische Tendenz haben aber die Römer in den Stoicismus hineininterpretiert. Nur dieses ist richtig, daß die stoische Lehre die Tugend nicht als einen ruhigen Besitz in der Seele dulden, sondern in tugendhaften Handlungen bethätigt sehen wollte. Dazu aber bietet das öffentliche Leben, so schlossen die Römer schnell weiter, zahlreichere und fruchtbarere Gelegenheiten, als der enge Umkreis

des Privatlebens. Wie es aber nicht auf die Größe des Opfers, sondern auf die Gesinnung des Opfernden ankommt, so ist es auch zur Stärkung der tugendhaften Anlage und Fertigkeit nicht notwendig, daß die ihr gemäßen Handlungen von einer äußerlich weittragenden Bedeutung sind. Auch in dem Bezirke des bescheidensten Privatlebens lassen sich alle sittlichen Keime der menschlichen Anlage zur vollen Blüte entfalten. Welch' plumper Irrtum zu glauben, daß die Thätigkeit eines Staatsmannes, der mit kluger Umsicht ein verhältnißmäßig weites Gebiet ordnet und meinetwegen auch durch Gesetze das Böse im Zaume zu halten und das Gute zu stärken sucht, sittlich verdienstlicher sei, als das stille Ringen so vieler anderer, welche sich innerhalb der dem individuellen Dasein für gewöhnlich gesetzten engen Grenzen halten.

Chrysippus, der zweite Begründer der Stoiker, hatte zwar das politische Leben empfohlen. Was aber im übrigen von den Stoikern ähnlich Klingendes gesagt wird, bezieht sich nicht auf die Staaten der Wirklichkeit, welche stets mit zu vielen Mängeln behaftet sind, als daß die hochpotenzierte stoische Weisheit sich in ihnen Geltung verschaffen könnte; es bezieht sich vielmehr auf jenen kosmopolitischen Idealstaat der Stoiker. An einzelnen Äußerungen, welche sich die Römer zu Gunsten ihres politischen Ideals deuten konnten, fehlte es freilich nicht in den stoischen Schriften. War doch in ihrer Auffassung nicht bloß der Tugend, sondern auch der menschlichen Eigentümlichkeit ein Element, welches ihnen nicht gestattete, ihr Sittlichkeitsideal individualistisch zu fassen. Der Mensch ist nämlich nach der stoischen Lehre ein ζῷον κοινωνικόν. Die gestalteten Gemeinschaften aber sind die Familie, die Freundschaft, der Staat. Von jenem kleinen politischen Ganzen nun, dem Stadtstaate der Alten, begreift man, daß er ihnen als Gemeinschaft κατ' ἐξοχὴν erschien. Anderseits aber hätten die Stoiker keine Philosophen sein müssen, um nicht zu sehen, daß bei allem sittlichen Streben es vor allem auf die Regelung der individuellen Triebe ankommt. Ihre ganze Ethik beschäftigt sich ja mit dem für die Gestaltung des individuellen

Inneren Notwendigen. Der Vernunft soll im Menschen die Herrschaft gesichert, die Begierden sollen niedergekämpft werden. Gereinigt von dem Verlangen nach Besitz, Ehre und Ansehen, soll der Mensch nichts anderes als ein Gut anerkennen, als die Tugend. Was auch auf ihn einstürmen mag, in diesem Zeichen wird er nach der stoischen Lehre siegen. Ja, so fest begründet wird sein Glück sein, daß weder der Schmerz, noch der Tod, noch irgendwelche Launen der Glücksgöttin es werden erschüttern können. Vollständig aber von dem politischen Triebe geheilt sind die Stoiker der Kaiserzeit, Seneca, Epiktet, Marc Aurel, welche, um die verzweigte und übersubtile Dogmatik dieser Lehre unbekümmert, es sich angelegen sein ließen, ihren sittlich-religiösen Kern zu einer hellleuchtenden Klarheit, zu einer heiligenden Kraft herauszuarbeiten. Die Philosophen und philosophisch Gesinnten aller Zeiten haben sich voll Widerwillen von dem im höheren Sinne Gleichgültigen, was die politische und militärische Geschiche in solcher Masse aufbewahrt, abgewendet; aber kaum je einer hat seiner Verachtung so weite Grenzen gezogen und hat die großen Ereignisse der Vergangenheit mit so erbarmungslosem Spotte übergossen, wie Seneca. Es scheint ihm der Gipfel der Lächerlichkeit, die kostbare Zeit, welche man dazu verwenden sollte, sich zum Guten und Vernünftigen zu erziehen, damit zu vergeuden, alles Scheußliche und Verkehrte, was in vergangenen Zeiten viel Lärm gemacht hat, in seiner Erinnerung zu pflegen. „Quanto satius est“, ruft er aus, „sua mala exstinguere quam aliena posteris tradere?“ Philipp und Alexander der Große sind in seinen Augen bloße Räuber, mortalium pestes non minus perniciosae quam inundationes atque conflagrationes. Was den Historiker entzückt, ist ihm nichts als die klägliche Unruhe des Ehrgeizes, welche auf Hohlheit des Geistes und Krankheit der Seele deutet. Satius est quaerere quid faciendum sit quam quid sit factum. Die politische Geschichte ist ihm eine Schule der Plattheit. Nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach bloßen Launen des Zufalls schienen ihm die Völker aus der Unbedeutendheit emporzusteigen und dann wieder zu versinken. Er

glaubt an einen Gott, der Regierer des Weltalls ist. Für das Treiben der politischen Ehrgeizigen aber empfinde dieser Gott nur Haß; sonst würde er einschreiten und würde sie nicht mit solcher Eiferswut die nichtigsten Ziele verfolgen lassen. „O quam res est contempta homo", ruft er aus, „nisi supra humana surrexerit!" Auch das Schauspiel einer kriegerischen Machtentfaltung imponiert ihm nicht. „Formicarum iste discursus est in angulo laborantium". Mit derselben Geringschätzung spricht er von den politischen Grenzteilungen. „Si quis formicis det intellectum hominis, nonne et illae unam aream in multas provincias divident?" Von Cato, der in seinen Augen die personificierte Tugend, virtutum viva imago, ist, begreift er nicht, wie er sich um den Streit zwischen Cäsar und Pompejus im geringsten habe kümmern können. Ungefähr ebenso spricht er über M. Brutus (de benef. II, 20). Doch er geht noch weiter. Es sind in seinen Augen nicht bloß gleichgültige Dinge, welche die Historiker mitteilen: sie machen das Kleine groß, verleihen dem im Grunde Bedeutungslosen ein unverdientes Ansehen und fälschen so das Urteil. Wer die Leidenschaften in sich gebändigt, sich gegen das Unglück gefestigt hat, wer rein die Hand zum Himmel emporheben kann, der gilt ihm als wahrhaft groß. Sich selbst bezwingen, das ist ihm ein Sieg, neben welchem aller Kriegsruhm erblassen muß. Vor allem aber gilt es, sich zum Sterben bereit zu machen. „Multum fuit Carthaginem vincere, sed amplius mortem" (epist. 24, 10).

Dem allen aber stimmen Epiktet und Marc Aurel zu. Aber Epikur selbst dachte im Grunde nicht anders. Der Unterschied zwischen seiner und der stoischen Denkweise stellt sich beim Nähertreten als sehr geringfügig heraus. Die stoische Lehre eröffnet einen Ausblick auf den idealen Weltstaat. Das hat viele über die Geringschätzung getäuscht, mit welcher auch sie auf das politische Treiben in den wirklichen Staaten herabblickten. Epikur hingegen wollte dem immanenten Charakter seiner Philosophie treu bleiben. Daß die Bildung des Staates ein sehr wichtiges Glied in der Kulturentwicklung war, lehrte

er auch; aber der Staat ist ihm im Grunde nur ein Rohbau. Die eigentliche Erziehung zur Sittlichkeit und zum wahren Glücke schien ihm Sache jedes einzelnen zu sein. Seinem Prinzipe getreu, sich nur mit solchen Problemen zu befassen, welche zu seinem Glücksideale in Beziehung ständen, verzichtete er darauf, eine ausgeführte politische Theorie zu geben, und er fand eigentlich, daß die anderen Philosophen ihrer Würde etwas vergaben, wenn sie mit so großem Eifer diese Probleme behandelten, die eigentlich an die Hoheit der Philosophie nicht hinanreichten. Der Staat ist eben in seinen Augen eine Institution ohne alle höhere Bedeutsamkeit. Nach ihm erfüllt sich das Ziel des Lebens in jedem einzelnen, und Sache des Staates scheint es ihm nur, die Sicherheit des äußeren Lebens zu verschaffen, ohne welche es dem einzelnen nicht möglich ist, sich durch Selbsterziehung zu einem reinen Glücke auf Erden fähig zu machen. Man hat Epikurs Philosophie eben deshalb ein System des Individualismus genannt, weil er den Ertrag der Einzelexistenzen in keiner Weise den allgemeinen Zielen der gesamten Menschheit zulenke. Ganz richtig ist das nicht. Ich erinnere nur daran, daß Lucrez im fünften Buche eine alle wesentlichen Momente berücksichtigende Entwicklungsgeschichte der Menschheit vom Standpunkte Epikurs giebt. Aber allerdings meinte auch er, daß für die feinere Gestaltung seines inneren Glückes jeder selbst sorgen müsse.

Eben wegen dieser Gleichgültigkeit gegen alles, worum mit Eifer in den Staaten der Wirklichkeit gestritten wurde, waren nicht bloß die Epikureer, sondern auch die wahren Stoiker die gefügigsten Bürger, welche sich eine Regierung, welcher Art sie auch war, nur wünschen konnte. Waren sie auch nicht bereit, alles zu thun, was ihnen befohlen wurde, so waren sie doch frei von aller Oppositionslust und besaßen die negativen Eigenschaften eines guten Bürgers in hervorragendem Grade. Willig gaben sie dem Cäsar, was des Cäsars ist. Auch kämpften sie nicht mit hartnäckigem Eigensinn für eine bestimmte Verfassung. Die Freiheit, die sie meinten, nämlich die Freiheit eines der Vernunft gemäß gestalteten Innern, war ja in jeder

Verfassung möglich, und wo diese fehlte, war anderseits die äußere politische Freiheit in ihren Augen wertlos. Der Idee nach schien ihnen die Monarchie allerdings die beste Verfassung; jedenfalls aber, versichert Seneca (epist. 14) mit einer stolzen Demut, könne die Regierung von Seiten des Weisen stets vor revolutionären Anschlägen sicher sein.

Man hört dieses Ersterben des politischen Interesses oft als ein sicheres Zeichen des Verfalls hinstellen. Gleichgültig gegen das große Ganze, sagt man, habe das Individuum egoistisch sich in sich selbst zurückgezogen. Vor allem aber ist es Epikur, welcher wegen seiner egoistischen Moral getadelt wird. Das heißt die Sache jedoch zu einfach betrachten. Es vollzog sich damals nur, wozu die Tendenz nicht bloß in der alten Philosophie, sondern stets in jeder Philosophie, ja in jeder Religion lag. Der Mensch gehört halb dem Himmel, halb der Erde an. So lange er glücklich ist, kümmert er sich nicht viel um den Himmel, und die Mahnungen der Philosophie und der Religion vermögen wohl die Bande, die ihn an das Irdische knüpfen, zu lockern, aber nicht, sie zu zerreißen. Jetzt war es anders geworden. Der Staat, welchem man so gern im Altertume sein bestes Wollen gewidmet hatte, war allen verleidet. Der Gedanke, daß in ihm die edle Sehnsucht der menschlichen Seele eine finale Beruhigung finden könne, war nicht mehr möglich. Man glaubte nunmehr wie aus einem langen Schlafe zu erwachen, und inmitten einer Wirklichkeit, wie sie trüber nicht gedacht werden konnte, wandte sich der Blick mit einer Art von religiöser Verzückung dem überirdischen Glanze eines in weiter Ferne leuchtenden Ideals zu. Man kann sagen, daß die Philosophie nunmehr erst zum vollen Bewußtsein ihrer selbst kam. Nachdem sie so lange die redlichsten Anstrengungen gemacht hatte, ihre Jünger zugleich zu Bürgern und zu Menschen zu erziehen, zugleich für die irdische und für die himmlische Heimat reif zu machen, entschloß sie sich jetzt, wo hinsichtlich des Staates keine idealen Illusionen mehr möglich waren, allein dorthin zu weisen, wohin es sie im Grunde von Anfang an gezogen hatte. Damit ging allerdings jene

schöne Harmonie verloren, welche früher auch den besten Söhnen des Altertums gestattet hatte, dem Staate und auch der Menschheit anzugehören. Kann man es aber als einen intellektuellen oder sittlichen Verfall bezeichnen, wenn die Besseren nunmehr mit ausschließlichem Eifer an der Heiligung ihres Innern arbeiteten und für die verleidete staatliche Gemeinschaft darin Ersatz suchten, daß sie sich in eine ideale Genossenschaft hineinträumten? Nichts charakterisiert ja doch auch in dem Grade das entstehende Christentum, als daß es gegen das politische Leben gleichgültig machte, von der egoistischen Enge des antiken Patriotismus erlöste und dafür durch Einkehr in sich selbst das Individuum sich für die himmlische Heimat reif zu machen lehrte. Indem es sodann die schrankenlose Liebe zur Seele unserer Seele machte, eröffnete es der Thätigkeit des Menschen ein Feld von unermeßlicher Ausdehnung. Um nicht vergeblich gelebt zu haben, brauchte man nunmehr nicht als Feldherr oder Staatsmann mehr oder weniger glänzende und lärmende Erfolge errungen zu haben, auch in der niedrigsten Stellung konnte das Menschliche im Menschen die reifste Frucht zeitigen. Ex angulo licet in caelum prosilire, sagt auch Seneca. Ubi homo est, ibi beneficii locus, heißt es bei ihm an einer anderen Stelle.

Das Thema, welches in Ciceros Schrift de re publica der Ausgangspunkt der Betrachtung ist und zu welchem der Schluß, das Somnium Scipionis, wieder zurückkehrt, eröffnet also die fruchtbarsten Ausblicke in die innere Entwicklung der Menschheit. Ich wüßte nicht, bei welchen Gedanken es sich mehr verlohnte, die reifende Jugend festzuhalten, als bei derartigen. Wer die Augen seines Geistes in diesen Jahren auf solche Ziele richtet, der erwirbt ein *κτῆμα ἐς ἀεί*. Die Ordnung und Übersicht, welche derartige Erwägungen in das verworrene Bild des Lebens bringen, kann nicht der Zeit zum Raube fallen, wie sonst alles positive Wissen, mochte es auch noch so fest in das früher Erworbene eingewebt worden sein. Sind es doch grundlegende Betrachtungen, zu welchen jede Form des kommenden Lebens weiter treibende Beziehungen

haben muß. Woher anders das ziellose Schwanken, der Mangel an Bewußtsein, welcher auch die Gebildeten in den Jahren der sogenannten Reife jeder blendenden Halbwahrheit voll zustimmen läßt, als weil in den Jünglingsjahren kein propädeutischer Kursus der Philosophie in einer zum Mitdenken zwingenden Weise orientierend ihnen die Hauptlinien des Lebens gezogen hat.

Außer den gut zusammenhängenden Eingangskapiteln, in welchen der *βίος πολιτικὸς* mit römischer Beredsamkeit gepriesen wird, empfiehlt sich aus dem ersten Buche für die Schule noch der Schluß, von 38, 59 an, der nur an einer Stelle durch eine, dem Gedanken nach leicht zu ergänzende Lücke unterbrochen wird. Hier wird die Frage nach der besten Verfassung behandelt. Betrachtungen dieser Art sind eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. Welcher politischen Partei man auch selbst angehören möge, man wird, was Cicero hier, den Spuren Platos folgend, über die Bedingungen zum Gedeihen des Staates und über das letzte Ziel der Staatsverwaltung sagt, durchaus billigen müssen. Man hat dem Altertum nicht selten vorgeworfen, daß es in den heißen Köpfen der Jugend ein gefährliches Ideal der politischen Freiheit entstehen lasse. Weshalb hat man da nicht Cicero de re publica in den Schulen gelesen? Mit einer warmen Beredsamkeit, aber ohne politische Leidenschaft, werden hier die eigentümlichen Vorteile der drei staatlichen Hauptformen besprochen und die Keime der Verderbnis, welche in jeder von ihnen liegen. Keine kann als die beste gelten, sie alle werden vielmehr durch eine vierte, die gemischte Verfassung, übertroffen. Dieser aber hat die politische Entwicklung immer zugestrebt. Weit besser, als in dem römischen Staate, sehen wir diese gemischte Verfassung heute in allen civilisierten Staaten verwirklicht, so verschieden auch in den einzelnen das Mischungsverhältnis der drei Hauptelemente ist. Aus der Betrachtung der antiken Staatslehre, für welche Cicero in dieser sehr sorgfältig geschriebenen Schrift trotz ihres verstümmelten Zustandes ein vortrefflicher Führer ist, gewinnt die Schule also einen

doppelten Vorteil. Erstens bietet ihre Lektüre auf jeder Seite die erwünschte Gelegenheit, die treibenden Hauptkräfte des antiken öffentlichen Lebens hervorzukehren und nunmehr auf der obersten Stufe das in den Köpfen angehäufte historische Material zu durchleuchten. Sodann verschafft diese Schrift, richtig erklärt, eine Norm zur Beurteilung der gegenwärtigen politischen Zustände, ohne daß man nötig hat auf die Gegenwart direkt hinzuweisen. Bisher hat es der Unterricht mit einer gewissen Keuschheit immer vermieden, das, so zu sagen, Stoffliche der nächsten Umgebung und der Gegenwart überhaupt in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Es galt so lange als Aufgabe des Lehrers, den Unterricht interessant und belehrend und für die künftigen Hauptziele aller bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse fruchtbar zu machen, dabei aber allem aus dem Wege zu gehen, was die Leidenschaft des augenblicklichen öffentlichen Lebens in die Schule hinübertragen könnte. Wo gäbe es eine Schrift, die sich für ein solches Ziel fruchtbarer machen ließe, als diese? Zwar redet hier nicht bloß ein Schüler Platos, sondern auch ein römischer Staatsmann, der an der wütenden Leidenschaft des politischen Treibens teil genommen hat. Deshalb zeigt diese Schrift aber nirgends die Einseitigkeit und die Unruhe einer politischen Tendenzschrift. Der Wirklichkeit ist diese ganze Betrachtung über das Wesen und die Ziele des Staates ja um vieles näher gerückt, als die Schrift Platos, und sie rühmt sich dessen, nicht bloß durch Nachdenken aus dem Kopfe herausgesponnen zu sein. Gleichwohl läßt sie sich nirgends länger, als billig, durch das Zufällige und bloß zeitlich Bedeutsame festhalten; auch trägt sie durchweg den Charakter einer ruhigen und vornehmen philosophischen Betrachtung.

Auf die vorbereitenden Betrachtungen des ersten Buches folgt sodann im zweiten eine Entwicklungsgeschichte des römischen Staates, aus welcher sich folgende gut abgerundete und unverstümmelte Abschnitte zur Behandlung in der Schule eignen: 1—9, 16; 11, 21—16, 30; 25, 45—26, 48; 32, 56—34, 59; 36, 61—37, 63. Der leitende Gedanke ist dieser,

daß eine Krisis im staatlichen Leben immer dann eintreten muß, wenn das eine, augenblicklich überwiegende, von den drei Hauptelementen der Verfassung ausartend, über das Maß des Erträglichen hinaus seine Gewalt mißbraucht. Steht in diesem Buche auch überall Rom im Vordergrunde der Betrachtung, so strebt doch alles den überschauenden Höhen zu, und jede Seite lehrt, daß hier nicht bloß ein an schalem Zeuge klebender Historiker, sondern ein Philosoph redet. Wiederum Plato folgend, sucht Cicero die Schwankungen des staatlichen Lebens sich aus der Natur der menschlichen Seele zu erklären, in welcher gleichfalls nur durch passende Unterordnungen ein Zustand des Gleichgewichts hergestellt werden kann. Was der einzelne, sich selbst erziehend, in seinem Innern thut, um zum Frieden mit sich selbst und zur Reife seiner Natur zu gelangen, das ist auch das letzte Ziel aller gesetzlichen Regelungen. Dem Zuge dieses Gedankens folgend, erkannte der Römer Cicero der Idee nach in der Monarchie die beste Verfassung. Diese entspricht dem Bilde der Seele, in welcher alle Begierde, alle Leidenschaft der Vernunft unterthan ist. Weil das Königtum aber leichter, als irgendeine andere Form, ausarte und ausartend zur schlechtesten aller Staatsformen, zur Tyrannis, werde, giebt er doch einer passend gemischten Verfassung den Vorzug. Eine solche aber glaubte er in der römischen Verfassung, wie sie etwa zur Zeit des Scipio und Lälius war, verwirklicht zu erblicken. Die Konsuln stellten die königliche Macht dar, der Senat konnte damals als das Muster einer erleuchteten und auf das Wohl des Ganzen gerichteten Aristokratie gelten, das Volk schließlich besaß jenes Maß von Freiheit, welches zum Gleichgewichte des Ganzen nötig war. Freilich nicht mit einem Schlage, sagt Cicero, sei so Vollendetes entstanden. Nicht ein einzelner habe diese Verfassung ersonnen, sondern die Erfahrung ganzer Jahrhunderte sei darin niedergelegt, und das Genie einer ganzen Reihe von großen Männern habe daran mitgearbeitet.

Das dritte Buch hat leider zu häufige Lücken, als daß man dem Schüler daraus zusammenhängende Stücke von einigem

Umfange bieten könnte. Das daraus Erhaltene ist aber umfangreich genug, um über den entwickelten Gedanken, wie über die Art seiner Entwicklung, keinen erheblichen Zweifel zu lassen. Dieser Gedanke ist aber von so fundamentaler Bedeutung für die Erfassung der Lebensaufgabe, daß er auf einer Anstalt von der Tendenz des Gymnasiums ohne Zweifel auf der obersten Stufe erörtert zu werden verdient. Was wir im fremdsprachlichen Unterrichte von unseren Schülern übersetzen lassen, ist ja stets nur ein Teil eines Ganzen. Es ist deshalb eine Hauptpflicht der Erklärung, zumal jetzt, wo die Methode Zeit gewinnen lehren soll, daß sie alle passenden Gelegenheiten benutze, diesen Teil zu einem Ganzen zu erweitern und in seiner ganzen vielseitigen Bedingtheit zu zeigen. Die einleitenden Kapitel des dritten Buches feiern die Vernunft, welcher der Mensch die Sprache, die Wissenschaft, den Staat verdankt. Wie herrliche Erwartungen erweckt gleich das erste, von Augustin herrührende Fragment, dessen Eingangsgedanke freilich nicht ganz Ciceronisch klingt: Tullius hominem dicit non ut a matre, sed ut a noverca natura editum in vitam, corpore nudo, fragili et infirmo, animo autem anxio ad molestias, humili ad timores, molli ad labores, prono ad libidines, in quo tamen inesset tamquam obrutus quidam divinus ignis ingenii et mentis! Diesem göttlichen Geschenke der Vernunft, durch welches der Mensch über alle Wesen hinausgehoben wird, entspringt auch die Gerechtigkeit, welche die Grundlage jeder dauernden Gemeinschaft ist. Nach der Lehre der Sophisten, wie sie Thrasymachus im ersten Buche von Platos Republik vorträgt, ist das Gesetz nichts als eine Erfindung der Schwachen, um der natürlichen Gerechtigkeit, welche das Recht des Stärkeren ist, einen Zaum anzulegen. Dieser Satz war, wie die immerhin zahlreichen Fragmente zu erkennen gestatten, im dritten Buche ausführlich mit den im Altertume üblich gewordenen und zum größten Teile aus Plato bekannten Argumenten begründet und zum Schlusse von Scipio widerlegt worden. Es handelt sich auch hier wieder um eine von den Grundfragen des menschlichen Nachdenkens, an welcher der

Unterricht auf der obersten Stufe nicht vorübergehen darf. Als Carneades in Rom seine Vorträge für und wider die Gerechtigkeit hielt, hing die römische Jugend an seinen Lippen. Ebenso zeigte in Athen gerade die heranwachsende Jugend nicht bloß für die Sophistik, sondern auch für die Philosophie das lebhafteste Interesse. Von wem wurden ferner in Rom die Schriften Senecas, die mit so ernstem Nachdruck fortwährend auf das eine, vor allem Unentbehrliche hinweisen, am gierigsten gelesen? Wieder von der Jugend. Man begreife doch nur endlich, daß die Jugend das philosophische Lebensalter ist. Mit weitgeöffneter Seele neigt sie sich allem zu, was Übersicht und Klarheit in das rätselhafte und widerspruchsvolle Treiben des Lebens bringen zu können scheint. Zeigt man ihr nun vollends auch andersgeartete Zeiten und Völker, so erwächst erst recht die Notwendigkeit, bis zu den Hauptmotiven emporzusteigen, durch welche sich das Leben der einzelnen, wie ganzer Völker, mit mehr oder weniger Bewußtsein, immer hat leiten lassen und immer wird leiten lassen.

Wenn die Sophisten behaupteten, die Natur stehe jener, von den Philosophen so hoch gepriesenen Gerechtigkeit gleichgültig gegenüber, so beriefen sie sich dabei auf die widerspruchsvollen Definitionen von der Gerechtigkeit und auf die sich widersprechenden Ansichten verschiedener Völker. Man vergleiche die Ägypter, Perser, Griechen, Karthager. Was dem einen recht und gerecht erscheint, ist bizarre Tollheit, ja Frevel in den Augen der andern. Und wie schnell wechseln selbst bei demselben Volke Gesetze und Meinungen! Nirgends also, sagten sie, ist eine feststehende Norm, nach welcher der Gerechte sich richten könnte. Darnach schien es ihnen das Beste, das Auge von dem trügerischen Ideale der Gerechtigkeit ganz abzuwenden und klug sich dem Willen der jeweiligen Machthaber zu fügen. Nicht die Gerechtigkeit, sondern der Nutzen sei es, der die Entschließungen der Individuen, wie ganzer Staaten beherrsche und alle Willkür, Gewaltthat und Schändlichkeit in der Auffassung der Menschen adele. Was man Gerechtigkeit nenne, sei nichts als ein Vertrag, durch welchen man seiner Willkür einen Zaum

anlege, um seinerseits vor der Willkür Mächtigerer sicher zu sein. Und was bringen denn die Philosophen zum Lobe der Gerechtigkeit vor? Nicht um ihrer selbst willen empfehlen sie diese ihre höchste Tugend. Seid gerecht, sagen sie, dann werdet ihr glücklich sein; flieht die Ungerechtigkeit, dann bleibt ihr vor Unglück bewahrt. Aber für die Belohnungen und für die Strafen, von welchen sie reden, kommt es vielmehr auf den Schein der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit an. Der Ungerechte hat oft den Ruhm, das Ansehen, die Macht, während der Gerechte oft gekreuzigt und verbrannt wird. Die Völker, wie die Individuen, so schließt die sophistische Beweisführung, handeln deshalb vernünftig, wenn sie der ohnmächtigen Gerechtigkeit klug die an Vorteilen so reiche Ungerechtigkeit vorziehen. So klingt auch die Rede des Thrasymachus im ersten Buche von Platos Republik. Auch dort wird die Gerechtigkeit als eine ideale Thorheit verspottet. Wer nicht völlig blind sei, müsse einsehen, daß er mit der Ungerechtigkeit weiter kommt.

Auf diese sophistische Rede, welche allerdings mit ehrlicher, um nicht zu sagen frecher, Offenheit heraussagt, was trotz aller Einsprüche der Religion und Sittenlehre und trotz aller heuchlerischen Beschönigungen und Selbsttäuschungen zu allen Zeiten die Haupttriebfeder des privaten und öffentlichen Lebens gewesen ist, läßt Lälius eine Erwiderung folgen, deren Hauptgedanke mit goldener Klarheit durch die Trümmer der Überlieferung hindurchleuchtet. Über den wandelbaren Gesetzen und Gebräuchen erblickt er ein ewiges, unwandelbares Gesetz, welches nicht nach Völkern und Zeiten verschieden ist. Est quidem vera lex recta ratio naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quae vocet ad officium iubendo, vetando a fraude deterreat .... Huic legi nec obrogari fas est neque derogari ex hac aliquid licet neque tota abrogari potest, nec vero aut per senatum aut per populum solvi hac lege possumus, neque est quaerendus explanator aut interpres eius alius, nec erit alia lex Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac, sed et omnes gentes et omni tempore una lex et sempiterna et immutabilis continebit. Daß die Ungerechtigkeit aber jemals

glücklich machen könne, leugnete er, wie es scheint, mit den Argumenten des Sokrates und Plato. Zu dieser philosophischen Begründung fügte Scipio sodann die historische. Wo die Gerechtigkeit schwindet, schwindet die Grundlage des staatlichen Lebens: aus dem Könige wird dann ein Despot, aus der Aristokratie eine oligarchische Parteiherrschaft, aus der Demokratie eine völlige Anarchie, welche das häßliche Zerrbild der Freiheit ist.

Hinsichtlich des vierten und fünften Buches ist es nicht möglich, aus den dürftigen Überbleibseln den Gedankengang zu rekonstruieren. Jedenfalls kamen diese Bücher auch nicht an Wichtigkeit dem vorhergehenden Buche gleich, welches zu dem Kardinalpunkte der Sokratisch-Platonischen Ethik hinleitet und einen in der Gegenwart fortlebenden und mit allem, was geboren wird, immer wieder erstehenden Gegensatz behandelt. Aus dem sechsten Buche hingegen hat der Schluß, das Somnium Scipionis, in der Schule Eingang gefunden und ist sogar als das Glanzstück der Ciceronischen Schriftstellerei gepriesen worden, das sich die Schule auf keinen Fall entgehen lassen dürfe. Ich halte dieses Lob aus mehreren Gründen für übertrieben. Zunächst kann sich weder die Gestalt des Aemilianus, noch die des älteren Scipio Africanus, was die Schärfe der Umrisse betrifft, mit dem Lälius oder gar dem Cato maior vergleichen. Überhaupt wird die Einkleidung der Gedanken nicht als glücklich gelten dürfen. So transcendente Gedanken, eine solche Verachtung des Irdischen und der politischen Größe in dem Munde des älterem Scipio sind ein Anachronismus, von so feiner griechischer Bildung dieser auch gewesen sein mag. Echt römisch freilich, wiewohl von großer metaphysischer Naivetät ist die Lösung und, so zu sagen, die Moral dieses Traumes. Nachdem nämlich Africanus mit Gründen, die aus der Natur der Seele selbst hergeleitet sind, ihre Unsterblichkeit bewiesen hat, ermahnt er den Aemilianus, seine ganze Kraft auf das Wohl des Vaterlandes zu richten. Dann würde seine Seele sich schneller zu ihrer himmlischen Heimat emporschwingen. Die aber, welche im Leben sich körperlichen Lüsten und der Ungerechtigkeit er-

gäben, deren Seelen müßten nach dem Tode ruhelos die Erde umschweben und dürften erst nach Jahrhunderte langen Läuterungsqualen in den Himmel zurückkehren. Es ist, wiederhole ich, echt römisch, daß hier der sittlichen Verworfenheit nicht das Streben nach sittlicher Heiligung, sondern das Arbeiten für das Wohl des Vaterlandes entgegengesetzt wird. Dadurch kommt aber etwas Widerspruchvolles in die Betrachtung. Einerseits soll sich der Sinn von dem Irdischen weg auf das Himmlische richten (haec caelestia semper spectato, illa humana contemnito), anderseits ist für den römisch Gesinnten keine höhere Bethätigung der Kraft denkbar, als im Dienste des Staates. Es macht den Eindruck eines Antiklimax, wenn Aemilianus erst in pomphaften Worten durch die Weiten des Weltalls geführt wird und ihm dann gesagt wird, daß er um dieses höhern Schauspiels würdig zu werden, nun doch mit ganzer Kraft umfassen müsse, was ihm eben noch aus so weiter Ferne als ein Punkt erschienen war.

Allerdings erhebt sich Cicero im Somnium Scipionis zu einer Höhe der Betrachtung, wie kaum je in einer andern Schrift. Dazu stimmt die schwungvolle, durch Beimischung poetischer Farben geadelte Sprache. Dem Hauptgedanken aber, auf welchen alles zustrebt (vestra vero, quae dicitur vita, mors est), wird durch die eben besprochene Lösung am Schlusse der Kern ausgebrochen. Was über die Unsterblichkeit der Seele ferner im achten und neunten Kapitel gesagt wird, findet der Schüler nicht minder glücklich ausgedrückt im ersten Buche der Tusculanen. Eigentümlich ist dieser Schrift die Beschreibung des Weltgebäudes mit der in der Mitte unbeweglich ruhenden Erde. Aber sowohl dieses Kapitel, als das folgende, welches die Harmonie der Sphären schildert und erklärt, behandelt antiquierte Teile der antiken Weisheit, die wohl noch gelehrtes Interesse bieten, aber ihre bildende Kraft jetzt verloren haben. Wir haben es hier weder mit der wahren Wissenschaft, noch mit der poetischen und ahnungsvollen Weisheit des wahren Mythologems zu thun. Dazu kommt, daß gerade diese Abschnitte viel Schwierigkeiten enthalten und sehr langsam gelesen

werden müßten. Nicht besser steht es mit der nachfolgenden Erörterung über die Kleinheit der Erde, über die fünf Zonen, über das sogenannte große Jahr. Das alles hat weder recht erbauende Kraft, noch kann diese unbestimmte poetische Darstellung neben dem Tageslichte elementar gewordener Kenntnisse ihren Glanz behaupten.

Rückblick.

Der hohe pädagogische Wert von Ciceros philosophischen Schriften liegt in ihrer zusammenfassenden Vielseitigkeit. Was an entwicklungsfähigen Keimen in der Anlage der Alten vorhanden gewesen war, hatte sich erfüllt. Wer jetzt auf die verflossenen Jahrhunderte zurückblickte, dem bot sich überall ein anregendes und zum Vergleichen einladendes Schauspiel. Es schien fast, als könne die Menschheit auf keinem Gebiete mehr wesentlich Neues dem Erworbenen und Erlebten hinzufügen. Wie mannigfaltig hatte sich zunächst das staatliche Leben gestaltet! Von den überhaupt möglichen Formen, schien es, als fehle keine. Alle hatten eine reine Ausprägung gefunden, hatten den Kreis ihrer Wandlungen durchlaufen, waren ausgeartet und verfallen. Dasselbe ließ sich von der Litteratur behaupten. Für alle prosaischen, für alle poetischen Gattungen gab es hervorragende Vertreter. Ebenso hatte die Kunst den Kreis des damals Möglichen durchlaufen. Auf keinem Gebiete aber waren so viele mit Eifer thätig gewesen, als auf dem der Philosophie. Früh hatte sich bei den Griechen die Philosophie ergänzend zur Religion hinzugesellt. Ebenso wurde bei den Römern von allen, welche über die verkommene Menge hinausragten, eifrig philosophiert. Das politische Interesse hatte in Griechenland ziemlich früh seinen Kulminationspunkt erreicht. Alle Seiten des geistigen Lebens ordneten sich anfänglich willig dem staatlichen Interesse ein. Allmählich aber wurden sie selbständig, und das Band,

welches sie früher so eng an die staatlichen Einrichtungen knüpfte, wurde lockerer und lockerer. Namentlich gilt das von der Philosophie, welche bei den Alten zugleich auch alle Gebiete der Wissenschaft umfaßte. Immer größer wurde in Griechenland die Schar derer, welche sich für die unerquicklichen Verhältnisse ihres Staates nicht mehr recht zu erwärmen vermochten und ungeduldig diese engen Schranken überflogen. Die Harmonie der geistigen Kräfte ging damit allerdings verloren, aber doch nicht durch einen beklagenswerten Zufall, sondern nach jenem ewigen Entwicklungsgesetze, welches das anfänglich Einheitliche sich spalten und seine Teile gesondert weiter streben läßt. Anstatt sich also über den zunehmenden Kosmopolitismus der alten Philosophie zu wundern, sollte man vielmehr gestehen, daß die Philosophie in jener Periode auffallend lange an dem Gedanken festhielt, daß nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Kultur erst durch die Einordnung des einzelnen in das Staatsganze möglich werde. Frühzeitig dämmerte aber auch den Griechen am fernen Horizonte das Bild einer himmlischen Heimat, bleich erst und lange unvermögend sich im vollen Tagesglanze des wirklichen Staates zu behaupten. Doch mehr und mehr wurde es klar, daß die rückhaltslose Hingabe an das Irdische keine dauernde Befriedigung gewährt und daß der Hang zum Transcendenten tief in der menschlichen Natur angelegt und unausrottbar ist, so wechselnd und vergänglich und der spottenden Kritik zugänglich auch die Formen sein mögen, in die er sich oft gekleidet hat. Wenn irgendetwas für die Denkweise des jugendlichen Altertums charakteristisch ist, so ist es die Überzeugung, daß aus dieser Erde alle unsere Freuden, alle unsere Leiden quellen, und doch, von Anaximander bis auf die drei großen Stoiker der Kaiserzeit, haben es die Philosophen fast ausnahmslos als ihre Hauptaufgabe betrachtet, die Bande, welche die Seele an das Irdische knüpfen, zu lockern und zu lösen. Indem sie nun an die Stelle der äußeren politischen Freiheit die innere sittliche Freiheit setzten, welche allen Launen der Glücksgöttin, allen Schicksalsschlägen zum Trotz erworben und bewahrt werden kann, entkleideten sie den Staat seiner

Glorie und begnügten sich ihm unter dem vielen, was im Vergleich zu jenem einen Höchsten minderwertig ist, einen ehrenvollen Platz anzuweisen. Die alte Philosophie hatte freilich, darin durchaus in Übereinstimmung mit der gesamten Anlage des antiken Menschen, eine große Scheu den Sprung in das Transcendente zu wagen. Nur Platos, des Dichterphilosophen, Seele schuf mühelos Mythen, um einen Lichtstrahl in jene Ferne zu werfen, wohin es den Menschen unwiderstehlich zieht. Abgesehen von diesen und einigen wenigen anderen transcendenten Schößlingen kann man die alte Philosophie als einen Kultus der Vernunft bezeichnen. Dieser in sich zur Herrschaft zu verhelfen und sich über alles, was unserer vernünftigen Entscheidung entrückt ist, hinwegsetzen zu lernen, galt den Alten demgemäß als das Hauptziel alles Philosophierens, soweit es wenigstens die Moralphilosophie betrifft.

Wenn der alten Philosophie und der Philosophie überhaupt im heutigen höheren Unterrichte nicht die ihr offenbar gebührende Bedeutung beigelegt wird, so erklärt sich das zunächst aus dem der Spekulation abgeneigten Geiste unserer Zeit. Es ist allerdings nicht bloß für die äußere Kultur und die politische Entwicklung, sondern sogar für ziemlich alle Gebiete der Wissenschaft vorteilhaft gewesen, daß man dem unmäßigen Philosophieren in Deutschland ein Ende gemacht und, von den Höhen herabsteigend, sich den besonderen und näheren Aufgaben gewidmet hat. Solche Wandlungen im Kurse der Zeit sind heilsam, weil sie vor Stagnation und Einseitigkeit bewahren. Daß aber der elementare oder auch nur der höhere Unterricht, um seine Zöglinge für ihre Zeit reif zu machen, alle Wandlungen des Zeitgeistes mitmachen müsse, ist ein Irrtum. Wenige Zeiten sind ja ganz normal in ihrer Tendenz gewesen. Die Einwirkungen des augenblicklichen Zeitalters auf die werdende Generation sind aber so zahlreich und so unaufhörlich, daß sie nicht sowohl eine Verstärkung, als eine Einschränkung von Seiten der Schule nötig haben. Eben deshalb weil in dem heutigen, das Besondere und Naheliegende frisch erfassenden Leben nicht bloß die Religion, sondern auch die Philosophie

nicht zu dem ihr gebührenden Rechte kommt, möchte es die Aufgabe der Schule sein, sogar mit einigem Nachdruck nach dieser Seite hin eine Ergänzung zu bieten, damit sich der Sinn später nicht durch den besonderen Geist der Zeit gar zu weit von dem Normalen abdrängen lasse.

Auf den anderen Einwand, daß die Jugend für die Philosophie noch nicht reif sei, glaube ich in dem Vorhergehenden schon geantwortet zu haben. Ich behaupte im Gegenteil, daß der Jüngling philosophischer gesinnt ist, als der Mann. Für die moderne Philosophie, die mit besonders bearbeiteten Organen erfaßt sein will, gestehe ich, mag er wenig empfänglich sein. Die alte Philosophie aber, in dem Umfange wenigstens, in welchem Cicero sie bietet, ist überall bemüht, sich auf das Menschliche zu besinnen und liegt genau in der Richtung, welcher sich der normale Erkenntnistrieb in den Jahren des Werdens zuwendet.

Ein dritter, mehr oder weniger verschleiert vorgebrachter Einwand ist der, die alte Philosophie sei etwas durch das Christentum Überholtes, woran auch der höhere Unterricht deshalb heute schweigend vorübergehen könne. Darauf ist vor allem dieses zu antworten, daß überhaupt die ganze Bildung, welche unser höherer Unterricht gewährt, eine viel zu komplicierte ist, um dem Geiste des Christentums noch verwandt scheinen zu können, aber daß von dem vielen, was wir unserer Jugend bieten, nichts, trotz aller Verschiedenheiten, so gut zu dem nach innen gekehrten Ernste des Christentums stimmt, als das Ringen der antiken Moralphilosophie nach Gestaltung, um nicht zu sagen nach Heiligung des Inneren. Wir heutigen Christen gleichen nur zu sehr den Außenbewohnern einer Festung, denen man gestattet hatte, außerhalb der Wälle sich provisorisch niederzulassen, die sich aber dort weit über die notwendigen Bedürfnisse bequem eingerichtet haben und dann, wenn der Kriegssturm losbricht, inne werden, mit wie viel anmutigem Schmucke sie, ohne dazu berechtigt zu sein, ihr Leben behängt haben. Das Christentum verlangt keine sorgfältige Kultur des Geistes. Nicht den Aristokraten des Geistes,

sondern vornehmlich den geistig Armen brachte es seine frohe Botschaft. Nicht durch Nachdenken wird es gewonnen, sondern durch Hingabe, nicht durch eine sorgfältige und vielseitige Bearbeitung des Innern, sondern durch eine Umwandlung des ganzen Wesens. Wie die Subtilitäten der Fachwissenschaft und ihre Anhäufungen gleichgültigen Materials, so ist sogar der Schmuck der Bildung nach der christlichen Lehre nicht bloß etwas Bedeutungsloses, sondern etwas Zerstreuendes, Hinderndes, ja Gefährliches. „So ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Was die christliche Moral erstrebt, ist eine Wiedergeburt im Geiste, nicht eine harmonische und, so zu sagen, künstlerische Gestaltung aller Seiten unseres Wesens. Völlig unbekümmert um alles Abgeleitete, wendet sie sich an den innersten Kern der menschlichen Persönlichkeit. Die Wahrheit, die das Christentum predigt, will nicht durch angestrengte Thätigkeit des Kopfes erschlossen, sondern mit dem Herzen erfaßt sein. Das Herz aber kann erleuchtet sein, selbst wo im Kopfe Unwissenheit und Finsternis herrscht. Nicht auf Schärfe des Urteils, auch nicht auf ein geniales intuitives Erfassen kommt es dieser Lehre an, sondern auf Reinheit des Herzens, auf Gerechtigkeit. Wer diese besitzt, der soll Gott schauen, dem wird alles andere von selbst zufallen. An wesentlich andere Kräfte also wendet sich das Christentum, als die alte Philosophie, und statt im Widerspruch, sollte man sie vielmehr im Verhältnisse der Ergänzung zu einander erblicken. Die alte Philosophie hat ihren Schwerpunkt im Diesseits, das Christentum im Jenseits. Zwar tönt uns auch bei den alten Philosophen überall diese Lehre entgegen, daß man die Liebe zu irdischem Gute und zu irdischer Ehre überwinden müsse; aber sie bieten dem tapferen Überwinder nicht als Belohnung die himmlische Seligkeit. Nur Plato und vor ihm Empedokles und Pythagoras weisen mit der Lehre von der Seelenwanderung entschieden über die Grenzen dieses Lebens hinaus. Am klarsten offenbart sich der Charakter der antiken Moralphilosophie in Epikur. Wer von diesem immer noch glaubt, er habe all unser Denken und

Streben auf den Genuß in des Wortes eigentlicher und weitester Bedeutung lenken wollen, hat seines Geistes keinen Hauch verspürt. Nicht die wirbelnde Lust, sondern die unerschütterliche Ruhe des Innern gilt ihm als das Höchste. Hier auf Erden schon, lehrt er ausdrücklich, genösse der Gute das Glück des Himmels, litte der Schlechte die Qual der Hölle. Mit diesem Ideale weltlicher Heiligkeit, welches er aufstellte und in sich selbst verkörperte, finden sich der Hauptsache nach die Lehren aller anderen Philosophen in Übereinstimmung, und was die Stoiker und Plato z. B. an transcendenten Elementen hinzufügen, kann man hinwegstreichen, ohne daß das übrig Bleibende dadurch verdorben und verstümmelt wird. Die Gerechtigkeit als solche, im weiteren Sinne als Gegensatz zur Schlechtigkeit, trägt ja nach der gemeinsamen Überzeugung aller alten Philosophen ihren Lohn in sich selbst. Am klarsten tritt dies in der Lehre des Sokrates und Plato zu Tage, nach welcher, wer unrecht thut, unglücklicher ist, als der ungerecht Leidende, nicht weil fürchterliche Strafen seiner warten, sondern weil sein Inneres zerrissen und mit sich im Zwiespalte ist.

Das Christentum auf der andern Seite ist seinem innersten Wesen nach transcendent. Erst im Jenseits erfüllt sich unser Leben. Erst unter dieser Voraussetzung enthüllt sich sein wahrer Sinn. Hier auf Erden bleibt es etwas Angefangenes, mit Mängeln Behaftetes, Fragmentarisches. Schätze im Himmel gilt es zu sammeln, nicht auf Erden sich fest niederzulassen. Horaz redet an einer berühmten Stelle von der ewigen Verbannung, in welche die Barke Charons führe. Das ist der gerade Gegensatz zu der christlichen Lebensauffassung, nach welcher der Tod ein Erlöser ist und uns in die himmlische Heimat führt. Die Seligkeit nach dem Tode, auf welche das verzückte Auge des Christen gerichtet ist, hebt diesen über alle irdische Trübsal hinweg. So seine Sehnsucht in eine weite Ferne schickend und ein Fremdling gewissermaßen auf Erden, hat der Christ nicht mehr, wie die Alten, das Interesse, dieses Leben möglichst vernünftig und auch im guten Sinne genußreich unter Verwertung aller in seinem Bereiche liegenden

Mittel zu gestalten. Die einzelnen Christen werden freilich durch die Erdenschwere ihrer körperlichen Natur immer wieder in diese Welt zurückgezogen und haben sich, trotz ihres transcendenten Ideals, im Laufe der Jahrhunderte auf dieser Erde recht wohnlich eingerichtet und leben überhaupt so, als wäre dieses Leben die Hauptsache und nicht jenes andere, an welches sie doch glauben. Aber über die wahre Tendenz der christlichen Lehre kann deshalb doch kein Zweifel sein. Das Christentum stellt ohne subtile Begründungen eine Anzahl weittragender Glaubenssätze auf, welche den Schwerpunkt des Daseins aus dieser Welt hinweg verlegen und die im Rausche des Glückes von der großen Mehrzahl seiner Bekenner wohl immer wieder vergessen worden sind, die aber in Tagen der Trübsal stets ihre wunderbar tröstende und erhebende Wirkung bewährt haben. Im Gegensatze zur alten Philosophie trägt ferner das Christentum, trotzdem es in die weiteste Ferne zieht, den Charakter des Populären und leicht Verständlichen. Allen und nicht bloß den geistig Starken wollte es ja die erlösende Kunde bringen. Dazu stimmt das Einheitliche und Einfache der christlichen Grundlehre, welches durch alle theologische Gelehrsamkeit nicht hat zerstört werden können. Es gilt hier nicht mit angestrengter Aufmerksamkeit verschlungene Pfade zu wandeln, sondern einem hellleuchtenden und auch dem blödesten Auge sichtbaren Sterne zu folgen. Das Unruhe und Zerstreutheit schaffende Vielerlei des Lebens verliert für den Christen seine leuchtenden, lockenden Farben: sich loslösend von allem Übrigen, öffnet er sein Herz der Liebe zu Gott und zu seinem Nächsten, den ihm zu lieben geboten wird, wie sich selbst, und für den er bitten soll, und wäre er auch von ihm beleidigt und verfolgt worden.

Wer gegen die Beschäftigung mit der alten Philosophie im Namen unserer Religion Bedenken erhebt, dem ist also dieses zu antworten, daß das Christentum gegen alles, was das Gymnasium betreibt, gleichgültig oder geradezu ablehnend gesinnt ist und daß es in den Grundlehren der alten Philosophie allein, in dem Umfange und in dem Tone etwa, wie

sie Cicero vorträgt, etwas Unschädliches, ja etwas mit seiner eigenen Moral wohl Verträgliches erkennen kann. In einem Punkte bleibt freilich zwischen beiden eine Kluft, über welche sich keine Brücke schlagen läßt: die christliche Kardinaltugend ist die Demut, während die alte Philosophie in ihren Bekennern den Stolz der Bildung nährte und sie zur Götterwürde glaubte erheben zu können. Auch die Alten hatten wohl das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit; aber über das, was die Vernunft aus eigener Kraft nebst ihrer Tochter, der Philosophie, erreichen konnte, trieb sie keine Sehnsucht hinaus. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß das Ideal sittlicher Vollkommenheit, bei welchem die alte Philosophie ihren Bekennern stillzustehen gestattete, auch schon ein sehr hohes war. Ist es doch erst erreicht, wo die Vernunft über alle erdwärts ziehenden Triebe eine völlig gesicherte Herrschaft erlangt hat. Deshalb sagt Seneca, der vollkommene Weise würde, wie der Vogel Phönix, alle fünfhundert Jahre einmal geboren. Im übrigen schreiben die alten Philosophen, abgesehen von der Freiheit, die sie alle, außer Pythagoras und Plato, ihren Bekennern gewähren, ein unnütz gewordenes Leben wegzuwerfen, nichts vor, was mit der christlichen Liebe in Widerspruch stände. Freilich wird ein frommer und wahrer Christ den alten Philosophen gegenüber die Empfindung haben, als forschten diese mit Eifer und mühevollem Scharfsinn da nach Dingen, welche es genügte, ihren Hauptzügen nach erkannt zu haben, und welche über das Notwendige hinaus zu verfolgen, ein Raub sei an dem Höheren und Einen, dem der Mensch sich vor allem zuwenden solle. Nächst seiner inneren Wahrheit verdankt das Christentum seine gewaltige Wirkung vor allem ja der großartigen Koncentration, mit welcher es das ganze Wollen, Sehnen und Denken des Menschen auf einen Punkt lenkt. Mit demselben Ernste fast sehen wir die Stoiker der Kaiserzeit nach Einheit und Einfachheit des Innern ringen, weshalb auch Seneca vielfach für einen Christen gehalten worden ist. Damit hängt zusammen, daß das Christentum sich als eine lebendige, den ganzen Menschen umgestaltende und eine Wieder-

geburt herbeiführende Kraft in das innerste Heiligtum der Seele zu pflanzen verstand. In beiden Hinsichten sollte es der Schule ein Vorbild sein. Aber unsere Pädagogik ist so unchristlich wie möglich. Sie schafft viele und mannigfaltige kleine Wirkungen, aber zu einer durchschlagenden Hauptwirkung bringt sie es nicht leicht. Von Koncentration ist freilich sehr viel und sehr eindringlich geredet worden; aber der Unterrichtsgegenstände sind zu viele und von den vielen Unterrichtenden wird in zu verschiedenem Geiste unterrichtet, als daß selbst die eifrigsten Vermittlungsversuche eine Hauptwirkung von überwältigender Stärke hervorbringen könnten. Die Verschiedenheit der Wirkungen gleicht allerdings das Unzureichende oder Übertreibende der einzelnen Wirkungen aus; verschiedene Wirkungen aber, die nach der Peripherie, nicht nach dem Centrum ziehen, müssen zerstreuen und eine ruhige, normale Entwicklung des Innern unmöglich machen. Nur wenn die Vertreter der einzelnen Fächer ihre Gedanken entweder in die Religion oder in die Philosophie münden ließen, würde eine Koncentration des Unterrichts möglich werden. Das Zeitalter, in dem wir leben, ist aber weder ein religiöses, noch ein philosophisches. Trotz alles anwachsenden Wissens werden sich darum in der nächsten Zeit, und wenn man noch so viel an den Lehrplänen ändert, keine wirklich tiefgehenden pädagogischen Wirkungen erzielen lassen. Dazu kommt, daß das Leben und die Gesellschaft von heute eine so wenig geeignete Erzieherin ist. Eine Zeit, welche mit so emsiger Geschäftigkeit und mit so sichtlichem Erfolge bemüht ist, die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen und das öffentliche wie das private Leben in jeder Hinsicht sich vernünftiger und freundlicher zu gestalten, kann man freilich unmöglich einfach als eine verkommene oder verkommende bezeichnen. Der Fortschritt drängt sich ja dem Auge auf. Überall regt sich Bildung und Streben, und der heutige Mensch begreift in seinem Stolze kaum, wie frühere Geschlechter ihr einfaches und unbequemes Leben überhaupt für lebenswert halten konnten. Aber man muß doch zwischen äußerer und innerer Kultur zu unterscheiden wissen. Daß der Mensch in

diesem rührigen und sich seiner Erfolge so zuversichtlich rühmenden Jahrhunderte besser und glücklicher geworden sei, wird man nicht zugeben können. Mit atemloser Hast jagt man dem Glücke und der Vollkommenheit auf Bahnen nach, auf welchen sie nicht gefunden werden können. Wenigstens hat die Religion, wie die Philosophie, zu allen Zeiten und in allen ihren Formen stets nach der entgegengesetzten Richtung gewiesen. Dem Ideale des Schlaraffenlebens aber sind wir um ein gutes Stück näher gekommen. Philosophie und Religion ermahnen seine Begierden einzuschränken und sich an dem Notwendigen genügen zu lassen; wir aber haben unsere Bedürfnisse vervielfältigt, und manche befinden sich, trotz aller Erfindungen dieses erfindungsreichen Jahrhunderts, in einem fortwährenden Zustande ungestillten Verlangens. Nicht ausgelöscht haben wir die quälende Begierde, sondern Öl ins Feuer gegossen. Das Jahrhundert im ganzen überblickend, kann man sagen, daß es in einem Grade, wie kein früheres, in dem verhängnisvollen Wahne befangen ist, daß das Glück in der vorteilhaftesten Gestaltung unseres äußeren Lebens zu suchen sei. Gegen diesen Satz aber protestiert nicht bloß die christliche Religion, sondern auch die ganze alte Philosophie, in allen ihren Vertretern. Von allen Seiten tönt uns die Lehre entgegen, daß Genuß, Ehre und Glanz des Lebens im Vergleich zu dem Zustande unseres Innern von gar keiner oder von geringer Bedeutung sind. Den einen schienen sie für das höhere Ziel, welches uns gesteckt sei, geradezu ein Hindernis, den anderen etwas Gleichgültiges und kaum einer ernsten Beachtung Wertes, noch anderen, wie dem Aristoteles, zwar für das Glück förderlich, aber doch nur von relativem Werte, d. h. nicht um ihrer selbst willen unseres Strebens würdig, sondern weil wir, im Besitze dieser Güter, freier nnd leichter dem Menschlichen in uns eine reiche und reife Entfaltung verschaffen können. Im Grunde freilich waren auch die Stoiker und Plato und Epikur, so asketisch auch ihre Rede klingt, der Meinung, daß ohne eine gewisse Höhe der äußeren Kultur keine menschliche Gestaltung des Innern möglich sei. Deshalb war vor allem die Bildung des Staates

in ihren Augen ein Moment von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung. Aber sie lehren nicht, daß man diese äußere Kultur möglichst hoch steigern müsse, sondern vielmehr, daß man sich vorsichtig innerhalb der Grenzen des Natürlichen und Unentbehrlichen halten solle. Schon die damalige Menschheit schien ihnen das Maß um ein bedeutendes überschritten zu haben. Was würden sie erst zu unseren raffinierten Veranstaltungen, das Leben uns bequem und angenehm zu machen, gesagt haben? Sehr bemerkenswert in dieser Hinsicht ist das fünfte Buch des Lucrez, welches eine Entwicklungsgeschichte des Menschen giebt. Es wird dort auseinandergesetzt, wie der menschliche Geist, langsam und ununterbrochen fortschreitend, in rastlosen Arbeiten und Versuchen alles erfunden habe, was das Leben fördert und schmückt. Zum Schlusse vergleicht der philosophische Dichter die Genüsse seiner Zeit mit denen einer weit zurückliegenden, welche das Notwendige eben erworben hatte, und er leugnet, daß seine Zeit es weiter gebracht habe. Das Gute suche man überall durch Besseres zu verdrängen. Aber wie nichtig seien unsere raffinierten Genüsse, wenn man sie genauer prüfe! Maßlos sei unser Verlangen und weit über das Natürliche gesteigert. Aus dieser nie rastenden Begehrlichkeit aber entsprängen die thörichten Sorgen, stamme all unser Unglück, alle Zwietracht, aller Krieg.

Die dominierenden Triebe lösen sich ab im Leben der Völker, und eben durch diesen Wechsel in der Führerschaft wird die immer wieder entstehende Einseitigkeit ausgeglichen, werden merkliche Fortschritte zustande gebracht. Wenn alle anderen Ausflüsse geschlossen sind, strömt das Wasser mit gewaltigem Drucke dem einen offen gelassenen zu. Eine Harmonie aller wesentlichen geistigen und sittlichen Triebe, die dabei mehr als eine harmonische Plattheit gewesen wäre, ist in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit sehr selten gewesen, muß aber in ihrer höchsten Steigerung als das ideale Schlußresultat aller menschlichen Entwicklung angesehen werden. Es hieße demnach wenig erleuchtet urteilen, wenn man einfach mit heiligem Zorne gegen den emsigen Eifer unserer heutigen Industrie und un-

serer heutigen Verwaltung wettern wollte. Aber es wird doch gestattet sein, mit seinen Ahnungen und Wünschen diese stolzen Fortschritte zu überfliegen und bei aller Bewunderung für die Erfolge dieses Jahrhunderts doch der Meinung zu sein, daß sich unsere Zeit da unnütz um vieles kümmere, was dem Hauptziele nicht näher bringe. Für einen historisch und philosophisch Gebildeten, welcher nicht willenlos von dem jedesmaligen Wirbel seiner Zeit und seiner Umgebung herumgedreht wird, steht es gleichwohl fest, daß die verschiedenen Triebe, welche wechselnd das Übergewicht haben, nicht alle gleichwertig sind, und eben deshalb ist es ein so großes Ergötzen, sich in den Geist einer fremden Zeit zu versetzen, weil in diesem geistigen Verkehre eine schmerzlich gefühlte Einseitigkeit eine beruhigende Ausgleichung findet. Es wäre für die Gesamtentwicklung der Menschen verhängnisvoll gewesen, wenn alle stets ihr ganzes Wesen von der Religion in einem religiösen, von der Litteratur oder der Kunst in einem litterarischen oder ästhetischen, von der Philosophie in einem philosophischen, von der Politik in einem politischen, von dem Handel und der Industrie in einem auf Handel nnd Industrie gerichteten Jahrhundert befriedigt gefühlt hätten. Aus der Reaktion der ungebührlich zurückgedrängten Triebe wird ja nach einer längeren oder kürzeren Weile die neue Zeit geboren, die mit Frische das Lebensproblem von einer anderen Seite anfaßt und, so zu sagen, den durch einseitige Anstrengung ermüdeten Muskeln des Denkens und Empfindens eine heilsame Ruhezeit gewährt. Ganz wie der Staat, der doch ein Mensch im großen ist, treibt auch der einzelne, selbst wenn er für das Höchste gemacht ist, nicht immer und nicht ausschließlich dieses Höchste. Jedenfalls Stunden lang, oft Tage lang, bisweilen selbst Monate lang überwiegen auch bei ihm die niederen Interessen. Auch wer kein corpus ist sine pectore, ist darum nicht gleich ein pectus sine corpore. Sein Körper hat Bedürfnisse, und in dem so verwickelten und künstlichen Leben nimmt er selbst eine bestimmte Stelle ein, die mit vielfältiger Aufmerksamkeit gewahrt sein will. Der Sorge um das äußere Leben und der

Verwaltung seiner Angelegenheiten kann sich niemand entziehen. Während der eine in diesen Dingen aber völlig aufgeht und daneben nichts anderes, nichts Höheres ahnt, findet sich der andere damit lautlos oder mit einem Seufzer sogar ab, um sich, nachdem er diesen Tribut entrichtet, seiner wahren Heimat zuzuwenden. So verbraucht auch die Menschheit im ganzen stets einen ziemlichen Teil ihrer Kraft und Zeit in äußeren Verwaltungssorgen und in Sorgen um materiellen Wohlstand und politische Macht. Ja lange Perioden hindurch scheint sie, wenigstens aus der Ferne betrachtet, jede andere Sehnsucht in sich ausgelöscht zu haben. Im stillen freilich sorgen stets viele einzelne, im Widerspruch mit der herrschenden Strömung, daß ein gewisses heiliges Feuer nicht erlösche. Vor allem ist das ja auch die Aufgabe der Litteratur. Mag diese auch noch so weit sich von ihrem idealen Ziele verirren, so muß sie doch ethischen und philosophischen Inhalt haben und kann sich nicht daran genügen lassen, die Rührigkeit auf dem Gebiete des Handels und der Industrie oder die administrativen, juristischen, politischen Bemühungen um eine vernünftige Ordnung der äußeren Verhältnisse wiederzuspiegeln, wiewohl das die Historiker in ihren kulturhistorischen Schlußkapiteln nicht selten zu verlangen scheinen.

Anstatt also vom religiösen Standpunkte die Beschäftigung mit der alten Moralphilosophie — denn der Hauptsache nach handelt es sich nur um diese bei der Erklärung der philosophischen Schriften Ciceros — zu bekämpfen, hätte man sich schon längst bei der weitgehenden Verweltlichung unserer Zeit um eine solche Bundesgenossenschaft bemühen sollen. Aber auch die Hauptpunkte der alten Naturphilosophie würden so etwa, wie sie Cicero vorträgt, sehr gut zu der idealen Tendenz des Gymnasiums passen. Eine von den Hauptauffassungen der Natur z. B., zu welcher die Anlage dem Menschen auch angeboren ist und welcher unzählige zu allen Zeiten ergeben gewesen sind, hat in Epikur einen sehr klaren und rücksichtslosen Darsteller gefunden. Man besiegt einen Feind nicht, indem man ihn meidet. Epikur ist der Hauptrepräsentant der kon-

sequent durchgeführten mechanischen und materialistischen Weltanschauung. Kant nennt ihn deshalb den vornehmsten Philosophen der Sinnlichkeit. In diesem Materialismus erblickt er den natürlichen Standpunkt der Naturwissenschaft, leugnet aber zugleich, daß diese uns jemals das Innere der Dinge enthüllen könne. Als naturwissenschaftliches Princip hat sich der Materialismus fruchtbar erwiesen; sobald er sich aber als Philosophie gebärdet, wird er anmaßend, weil er ohne eine Ahnung von der Tiefe des Problems mit naivster Zuversichtlichkeit die Grenzen der mechanischen und physiologischen Erklärung überschreitet. Kaum ist der Schüler heute entlassen, so drängt sich der Materialismus ohne Unterlaß als Evangelium der Neuzeit an sein Ohr und predigt ihm Lehren, die für den im Denken nicht Erstarkten ebenso bestechend sind, wie die Lehren der Sozialdemokratie. Nicht viel besser, als ein Handwerker, fürchte ich, wird sich ein für reif erklärter Abiturient gewöhnlichen Schlages gegen die materialistischen Scheinwahrheiten wahren können. Sollte es sich also nicht empfehlen, in der obersten Klasse passende Abschnitte aus de natura deorum zu interpretieren und dabei einige triebkräftige idealistische Grundgedanken in die Seelen der Schüler zu werfen? Blinder Eifer freilich schadet nur. Man hüte sich also, den theoretischen und den praktischen Materialismus zu verwechseln. Wie viele sind theoretische Idealisten und dabei praktische Materialisten! Epikur war trotz seiner materialistischen Naturphilosophie im Ethischen sogar ein theoretischer Idealist. Denn die feinste Blüte des Glücks war ihm nicht der positive Genuß, sondern die völlig wunsch- und leidenschaftslose Ruhe des Gemüts. Ebenso sicher ist aber, daß er ein praktischer Idealist war: sein Leben war fast das eines Heiligen.

Völlig ohne Bedenken aber wird man den Grundgedanken der teleologischen Betrachtungsart in der Schule erörtern können, im Anschlusse an das zweite Buch de natura deorum, wo die physischen Hauptlehren der Stoiker erörtert werden. Die erste Stelle in Sachen der Teleologie hätte freilich dem Aristoteles gebührt, der dort nur gelegentlich erwähnt wird.

Auch in diesem Punkte verschmäht es das Christentum, beweisen zu wollen. Trägt es doch nicht den Charakter einer Lehre, welche den Verstand überzeugen will, sondern einer beseligenden Offenbarung, welche tief mit gläubigem Herzen erfaßt sein will. Darum konnte es sich auch an alle wenden. Die alte Philosophie hingegen verfährt beweisend, aber doch anders als die moderne Wissenschaft. Denn spricht sie auch nicht zu allen, wie das Christentum, so will sie doch von den Auserwählten, an welche sie sich wendet, nicht bloß mit fachwissenschaftlichen Organen erfaßt sein, sondern zugleich auch Einfluß gewinnen auf die ganze Richtung ihres Willens. In einem Umfange, wie nie wieder im Mittelalter oder in der Neuzeit, war die Philosophie am Ausgange des Altertums zur Stellvertreterin der Religion geworden: sie galt als eine Stütze und ein Stab in den Wirren des Lebens, als eine Leuchte im Glück, als eine Trösterin im Unglück. Alles, was das Innere trübt und aufregt, wurde als eine Krankheit der Seele betrachtet, für welche nur von der Philosophie Heilung zu hoffen sei. Dazu kommt, daß der antike Priester nur ein Kultusbeamter war und als solcher nur mit Äußerlichkeiten zu thun hatte. Ohne also, wie in den christlichen Zeiten, mit den theologischen Autoritäten in einen gefährlichen Kampf zu geraten, konnte der Philosoph damals die eigentlichen Funktionen des wahren Priesters übernehmen. Mit größter Klarheit tritt diese Ähnlichkeit zu Tage in der römischen Kaiserzeit, deren geheimeres Leben sich am besten in den Schriften Senecas wiederspiegelt. Der Philosoph war damals der beste Seelenarzt: er tröstete den Bekümmerten und Unglücklichen, er eilte an das Bett des Sterbenden, er widmete sich den letzten Stunden des zum Tode Verurteilten. In reichen Häusern war er ein ständiger geistlicher Berater und dem Priester oft zum Verwechseln ähnlich.

Eben dieser inneren Verwandtschaft wegen mag mancher eifrige Christ die alte Philosophie aus der christlichen Schule verbannt sehen wollen. Daß ebendieselben die modernen Litteraturen, die Mathematik, die Naturwissenschaften, ja die po-

litische und militärische Geschichte als Unterrichtsfächer unangefeindet lassen, scheint merkwürdig, ist aber psychologisch erklärlich. Gerade in dem engeren Umkreise seiner heiligsten Interessen ist der Mensch gegen Nuancen, wenn sie mit einem gewissen Eifer verteidigt werden, besonders empfindlich. Wer Neigung zur religiösen Intoleranz hat, dem bereitet die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, ja der deutlich erkennbare Unglaube, falls dieser nur nicht angreifend verfährt, geringeres Ärgernis, als, bei sonst gleicher Grundüberzeugung, Abweichungen im Dogma, von denen der andere mit einer gewissen Wärme der Überzeugung redet. Wäre dem nicht so, so müßte man in der alten Philosophie, zumal in dieser Zeit, wo dem Weltlichen und augenblicklich Wirklichen gegenüber die heiligeren Stimmen sich kaum noch Gehör zu verschaffen vermögen, eine Bundesgenossin des nach innen rufenden Christentums erblicken. Am Anfange unseres Jahrhunderts, als Goethes und Schillers Lebensauffassung in denen, welche das Salz des Volkes werden sollten, lebendig war, hätte man die alte Philosophie für den Jugendunterricht wohl entbehren können. In des Herzens heilig stille Räume, wollte Schiller, solle man fliehen vor der Zeiten Not. Dann kamen gar die Romantiker mit ihrer Flucht vor der Wirklichkeit und mit ihrer Verherrlichung des unfaßbar Innerlichen und mit ihren vielseitigen, in die Weite ziehenden Tendenzen. Einer Jugend gegenüber, welche sich mit solchen Ideen nährte, schien es keiner besonderen Anstrengungen zu bedürfen, um ihr das Herz auszuweiten und sie zu einer gewissen überschauenden Höhe zu erheben. Heute aber reißt die Strömung der Zeit nach der entgegengesetzten Seite. Die Denkweise, welche vor hundert Jahren die herrschende war, wenigstens in denen, welche sich zu den Besseren rechnen durften, machte politisch gleichgültig und ließ die Meinung entstehen, daß, wer ein wahrer Mensch sein wolle, sich mit den Aufgaben des praktischen Lebens eben nur abfinden und die volle Kraft seines Herzens dem hoch über dem täglichen Schaffensgewühle Thronenden widmen müsse. Wer heute so denkt, wird als ein Träumer und als ein Zurückgebliebener verlacht. Nicht mehr

bloß geduldet zu werden beanspruchen die Kräfte, welche geschäftig das Leben umgestalten und die Erde zu einem behaglicheren Wohnplatz für den Menschen zu machen suchen, sondern sie verlangen die Führerschaft, und da sie Erfolge, sichtbare und greifbare Erfolge, aufzuweisen haben, jubelt ihnen die Menge zu. Welche Zeit darf sich auch so laut, wie die unsrige, rühmen, nicht vergeblich gestrebt zu haben! Wie stagnierend erscheinen die Zustände der früheren Perioden, im Vergleich zu der raschen Entwicklung unserer Tage! Schon die, welche heute im reifen Mannesalter stehen, haben Mühe in den heutigen Verhältnissen das Antlitz, welches ihnen die Dinge in ihrer Jugend zeigten, überhaupt noch wiederzuerkennen. Gleichwohl scheint dieses hoffnungs- und unternehmungsselige und an Erfolgen überreiche Jahrhundert in einer Stimmung tiefster Unzufriedenheit schließen zu sollen. Dabei kann man nicht sagen, daß es seine Bahn bis zu Ende durchlaufen habe. Nein, nach allen Seiten dehnt sich seinem Unternehmungsgeiste eine lockende, weite Ferne. Aber es fühlt, daß auf diesem Wege das ersehnte Glück doch nicht zu erjagen ist. Bequemer ist das Leben wohl geworden; aber langsam ist auch der Nenner jenes Bruches, welcher die menschliche Zufriedenheit darstellt, in die Höhe gegangen, ja er ist schneller gewachsen, als der Zähler, so daß der Abstand zwischen den Ansprüchen und den erreichbaren Genüssen größer ist, als je zuvor. Man hat eben eine Hauptwahrheit übersehen, welche nicht bloß von dem Christentum, sondern mit vielfacher Zunge auch von der alten Philosophie gepredigt wird, daß mehr, als von einer vorteilhaften und genußreichen Gestaltung unserer äußeren Verhältnisse, von der Verfassung unseres Innern abhängt. Wenn eine Zeit sich, wie die unsrige, mit rastloser Thätigkeit nach außen wendet, empfiehlt es sich doppelt, in den Jahren des Werdens in das Denken eine nach der entgegengesetzten Seite ziehende Tendenz hineinzuarbeiten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man den werdenden Menschen eine ihrer Natur widerstrebende Denkart aufzwingen müsse. Nein, der Mensch ist ein doppelseitiges Geschöpf, wie Faust, der Repräsentant des Menschen. Es zieht

ihn zur Erde, und es zieht ihn zugleich dem Himmel zu, welches Wort man freilich, um die Kraft dieser widerstrebenden Tendenz voll zu würdigen, nicht in dem engen kirchlichen Sinne fassen darf. Auch an den Platonischen Mythos vom Seelenwagen erinnere ich! Himmelwärts strebt der νοῦς, erdwärts die ἐπιθυμία, und den Ausschlag giebt der θυμός.

Man könnte nun wieder einwenden, daß es ja eben die Aufgabe des Christentums sei, dessen Lehren doch früh in die jugendlichen Seelen gepflanzt würden, vor der rückhaltslosen Hingabe an das Vergängliche zu bewahren. Dem gegenüber aber gilt es zu bedenken, daß der höhere Unterricht mit seiner Mannigfaltigkeit weltlicher Unterrichtsgegenstände in den oberen Klassen gerade leicht den Charakter der Innerlichkeit verlieren wird, wenn nicht die Philosophie in irgendeiner Form dem entgegenwirkt. Zunächst muß jeder Unterricht auf dem Grunde einer latenten Philosophie ruhen. Ist dies nicht der Fall, so kann er wohl den Kopf für ein Weilchen füllen, aber eine tiefere und anhaltendere Wirkung wird er nicht erzielen. Auf den Geschichtsunterricht zumal wäre es besser ganz zu verzichten, wenn man ihn nicht in philosophischem Geiste erteilen kann. Um die zerstreuten ethischen und psychologischen Einwirkungen aber zu sammeln und dadurch zu einer das Innere bestimmenden Macht zu erheben, ist es durchaus geraten, der Philosophie selbst auch auf der obersten Stufe Zutritt zu gewähren. Dazu ist die moderne Philosophie aber aus zwei Gründen ungeeignet: erstens, wegen ihres schulmäßig-spekulativen, dem Geiste der Jugend zuwiderlaufenden Gesamtcharakters, sodann, weil sie als Fremdes unvermittelt an den übrigen Unterricht herantreten würde. Selbst Schillers philosophisch-ästhetische Abhandlungen bereiten auch begabten Schülern die größten Schwierigkeiten. Seine kulturhistorischen Lehrgedichte freilich verdienen in erster Linie auf der obersten Stufe eine eingehende Behandlung. Auch von Herders Philosophie kann man, wenn man von den Schriften absieht, die direkt polemisierend an Kant anknüpfen, wohl zugeben, daß sie dem Schüler eine zuträgliche und nährende Kost gewähren.

Aber was ist das alles gegen die Hauptformen der antiken Moralphilosophie! Hier ist nichts von vornehmen Verschleierungen. Hier finden wir die grundlegenden Lehren der Lebensphilosophie. Frisch und klar sprudelt die Quelle dieser Erkenntnis. In wenige, durchsichtige, naiv klingende Sätze haben die einzelnen Philosophen den Ertrag ihrer langsam und natürlich gereiften Weisheit niedergelegt. Aus ihrem Munde scheint die Natur und Wahrheit selbst zu sprechen. Diese Philosophie weiß nichts von litterarischen Nebenabsichten, noch von einer unterwürfigen Anbequemung an Ansichten, welche durch den Zeitgeist oder einflußreiche Personen als maßgebend hingestellt wären. Sie bietet vielmehr die frischen Blüten einer im Anschauen der Dinge und Menschen selbst entstandenen und wie ein Naturprodukt aus der Seele der Auffassenden herausgewachsenen Erkenntnis. Auch das darf man nicht übersehen, daß die Philosophen des Altertums den Kreis der möglichen Hauptauffassungen des Lebens umspannen, welche sich als Grundelemente in allen modernen Betrachtungen über das Wesen und die Ziele des Menschen wiederfinden. Wären die Lehren der alten Philosophen nur zufällige Geburten hervorragender Individuen, denen die nachfolgende Entwicklung viel anderes Gleichwertiges an die Seite zu stellen hätte, so könnten sie in einer soweit, wie die unsrige, vorgeschrittenen Zeit für antiquiert gelten. Doch das wäre nicht der richtige Standpunkt der Betrachtung. Die Hauptphilosophen des Altertums bieten vielmehr Lehren und Deutungen des Lebens, zu welchen auch heute noch die Tendenz in der gemeinsamen Anlage der Menschen vorhanden ist. Immer wieder werden täglich jene Lehren von neuem aus dem menschlichen Nachdenken heraus mit sehr verschiedenen Graden von Deutlichkeit geboren, und selbst in solchen, welche nie etwas von der antiken Philosophie gehört haben, tauchen klarer oder dumpfer Gedanken des Sokrates auf, oder Platos oder Aristoteles', oder Zenons oder Epikurs. Unter den Schriftstellern und Philosophen aber, welche sich heute zu Dolmetschern der unklaren und in allen, die noch zu den Denkenden zu rechnen sind, zum Hervorbrechen bereit liegen-

den Empfindungen und Gedanken gemacht haben, wird man nicht leicht einen finden, der diese Hauptpunkte des menschlichen Interesses mit so naiver Ehrlichkeit beleuchtet hätte. Was heute Bemerkenswertes über solche Themata gesagt wird, klingt überdies zu ältlich und riecht zu sehr nach dem Staube der Bibliotheken. Soll aber der Lehrende tiefergehende Wirkungen erzielen, so muß er in gewissem Sinne den Lernenden ähnlich sein. Erst wenn sich im Lehrer zur Fülle der Einsicht Jugendlichkeit des Sinnes gesellt, öffnet sich die Seele der Jugend willig. Solche Lehrmeister aber sind die Alten: die Frische der Jugend ist in ihnen mit der Reife der Männlichkeit harmonisch vereinigt. Diese glückliche Doppelseitigkeit ihres Wesens spiegelt sich in ihrer Sprache, spiegelt sich in ihrer Poesie, spiegelt sich in ihrer Philosophie.

Daß selbst die Irrwege der alten Philosophen heute noch eine ernste Aufmerksamkeit verdienen und pädagogischen Wert haben, dafür bietet z. B. die Sophistik ein deutliches Beispiel. Ich behaupte, daß diese auch heute noch lebt und stets leben wird. Alle, welche sich aus einer gleichgültigen Hinnahme traditioneller Meinungen zur selbständigen Klarheit emporarbeiten, machen immer noch in sich eine Entwicklungskrisis durch, welche mit der Sophistik eine nähere oder entferntere Ähnlichkeit hat. Es ist also keine zufällige Verirrung des menschlichen Geistes, welche von Sokrates in der Sophistik bekämpft wird. Leider muß man freilich bei aller Bewunderung für die litterarischen Vorzüge des Platonischen Protagoras gestehen, daß es nach diesem Dialoge scheinen könnte, als handele es sich hier um eine durchaus frivole und nicht sowohl ernst zu nehmende, als schnurrige Verkehrtheit. Dieser Meinung muß entgegengearbeitet werden. Wäre die Sophistik nichts weiter, so verdiente sie im Jugendunterrichte keine Stelle, und Platos Protagoras hätte, so interessant dieses dramatisch gestaltete Bild athenischen Lebens auch ist, auf die bevorzugte Stelle, welche ihm heute eingeräumt wird, keinerlei Anspruch. Das völlig Antiquierte aus dem Altertume kann historisch immerhin noch sehr interessant sein, aber für die Bildung des heutigen Menschen

ist es doch bedeutungslos geworden. Anders steht es mit dem, was die heutigen Zustände erklären hilft. Handelt es sich nun vollends um eine moralische oder intellektuelle Verkehrtheit, zu welcher der normale Mensch stets Neigung hat, die er aber heute, wo die Menschheit im allgemeinen längst wieder auf dem richtigen Wege ist, meist schnell überwindet, so verlohnt es sich doppelt, stillzustehen. Dies gilt aber z. B. von der Sophistik. Sie ist nicht tot. Mit dem heutigen Menschen wird sie immer von neuem geboren; wo sie sich aber prahlerisch hervorwagt, wird sie, vom Fluche der Lächerlichkeit getroffen, zurückgescheucht. Wie nun der Dichter, um den charakteristischen Hauptzügen seines Helden mehr Deutlichkeit zu geben, der heranwallenden Flut des Modifizierenden Halt gebietet und bisweilen geradezu künstliche Isolierbilder einer Leidenschaft schafft, so zeigt auch die Vergangenheit heutige Übergangszustände oft zu selbständiger Bedeutung erhoben, so daß man in ihr, um mich eines Platonischen Bildes zu bedienen, mit großer Schrift geschrieben findet, was in der Gegenwart sich nur in kleinen Lettern undeutlich dem Auge darbietet. Jeder von uns ist auch ein Stück von einem Sophisten. So lange der Mensch sich selbst gleich ist, wird seine Neigung, sich zum Maße der Dinge zu machen, sich immer wieder hervorwagen, wird er immer wieder versuchen, der schwächeren Sache durch die Kunst der Rede zum Siege zu verhelfen. Objektiv und sachlich zu urteilen, gilt auch heute als eine seltene Eigenschaft. Aus Furcht durch subjektive Zuthaten das Bild zu fälschen, enthält man sich heute wohl jedes Urteils und bietet bloße Materialien in endloser Breite und in immer neuen Zusammenstellungen. An dieser falschen Objektivität aber findet man auf die Dauer auch kein rechtes Genügen. Dann steht wohl wieder einer auf und verkündet als ganz neues Evangelium das Recht der Subjektivität oder des Individualismus, was gleichbedeutend ist. Nur wagt die heutige Sophistik nicht mit so naiver Zuversicht alle Konsequenzen ihres Standpunktes zu ziehen. Durch diese unehrliche Unklarheit aber schafft sie Verwirrung, während eine Betrachtung der ehrlichen antiken Sophistik in gutem Sinne

aufklärend wirkt. Wenn Protagoras lehrte, alles, was wir Eigenschaften der Dinge nennen, sei das Produkt vielmehr unserer Auffassung, so hatte er der sinnlichen Wahrnehmung, wie der geistigen Auffassung gegenüber in gewissem Sinne recht; aber er schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er verallgemeinernd fortfährt, jedes Ding wäre nur das, als welches es dem einzelnen in seinem augenblicklichen Zustande erschiene. Zwischen subjektiver Laune und Willkür und einer Auffassung der Dinge, welche noch der allgemeinen Natur des menschlichen Erkenntnisvermögens adäquat ist, liegt doch ein weiter Zwischenraum. Auch diese letztere freilich ist subjektiv, aber im berechtigten Sinne. Denn wer mit einem zur reifen Menschlichkeit geläuterten Urteile die Dinge erfaßt, hat alles gethan, was von einem Menschen erwartet werden durfte. Wer auch diese Form der Subjektivität nicht gestatten will, verurteilt uns zum schweigenden Aufnehmen und verschließt uns einfach den Weg zur Erkenntnis. Faßt man die Sophistik in dieser Weise als eine nicht zufällige, sondern natürlich entstandene Verkehrtheit, zu welcher auch heute in fast allen, in allerdings sehr verschiedenen Stärkegraden, der Hang vorhanden ist, so wird man es für die Klärung des Bewußtseins, wie für die Festigung des Innern, für ersprießlich halten dürfen, wenn man ihr Wesen dem reifenden Schüler verständlich zu machen sucht. Es ist nicht viel damit gesagt, wenn man sie als Zweifelsucht, Disputierlust und frivole Principlosigkeit bezeichnet. Auch Aristoteles dringt nicht tiefer in ihr Wesen, wenn er sie als Scheinweisheit definiert. Wäre sie etwas bloß zeitlich Bedeutsames gewesen, so würde sich ihr Name nicht mit solcher Hartnäckigkeit in den Sprachen aller Kulturvölker erhalten haben.

Man hat oft gesagt, daß der heutige Mensch den ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Menschheit von neuem durchmache, so schnell er auch durch Nachahmung, Belehrung und Erziehung auf die Höhe seines Jahrhunderts gehoben werde. Dem gegenüber gilt es freilich zu bedenken, daß das zeitlich Letzte nicht immer das Beste ist und daß selbst die glücklichen Zeiten, in welchen sich die Vergangenheit mit einer merklichen

Steigerung zu resümieren schien, kaum je in jeder Hinsicht als ein Fortschritt gelten konnten. Auch hieße es sich die individuelle Entwicklung zu einfach vorstellen, wenn man glauben wollte, jeder einzelne wandele ruhig und bequem auf dem Hochplateau seiner Zeit, nachdem er einmal den mühevollen Pfad der Erziehung und Bildung hinangeklommen sei. Vor allem bedenke man doch, daß das ganze Leben ein Erziehungs- und Bildungsprozeß ist, der häufig jäh durch den Tod unterbrochen wird, noch häufiger sich im Sande der moralischen und intellektuellen Gleichgültigkeit verläuft und nur ganz selten einen harmonischen Abschluß findet. Dabei lebt und regt sich gleich von Anfang an in jedem einzelnen alles Menschliche. Die Schule mag sich nun noch so vorsichtig bemühen, dem augenblicklichen Entwicklungspunkte ihrer Zöglinge genau Angemessenes zu bieten, sie wird ihn doch mit einem für das ganze Leben ausreichenden Vorrate von Bildungskeimen entlassen müssen, wenn sie allen sich schon regenden Bedürfnissen seines Innern Rechnung tragen will. Denn ist auch das nachfolgende Leben ein ununterbrochener Erziehungsprozeß, so soll doch beim Abgange von der Schule, mag dieses nun die einfache Volksschule, oder eine höhere Schule gewesen sein, ein wichtiger Abschnitt erreicht sein. Die sittliche und geistige Kraft soll hinlänglich erstarkt sein, um sich sowohl gegen feindliche Einflüsse behaupten, als auch selbständig weiterbilden zu können. Je mannigfaltiger aber das Gute, aus dem er Nutzen ziehen, das Schlechte, das er meiden soll, um so vielseitiger muß auch die Bildung sein, mit welcher ihn die Schule entläßt. Nicht als ob er so viel lernen müsse, daß er auf alle die zahllosen Fragen, welche die tausend Gelegenheiten des Lebens an ihn stellen werden, eine Antwort bereit hätte, sondern damit er für alle wesentlichen Leiden und Freuden, welche der ganzen Menschheit zuerteilt sind, eine verständnisvolle Empfänglichkeit und zugleich Widerstandsfähigkeit besitze. In dieser Hinsicht aber wird die alte Philosophie denen, welche einer höheren, mit reicherem Inhalte gefüllten Bildungsform zustreben, die herrlichsten Dienste leisten. Vornehmlich eine

Lebenskunst erblickten die Alten ja in der Philosophie. Ihr Nachdenken war aber nicht auf die bunte, wechselnde Oberfläche gerichtet, sondern auf die im Innern wirkenden Hauptkräfte, an welchen bis heute sich wenig geändert hat.

In jedem, so zu sagen, vollständigen Menschen findet sich die Anlage auch zu allen wesentlichen Lebensauffassungen, welche die Vergangenheit hat entstehen lassen. Für das, was in allen, die eben nicht stumpf sind, nach einem Ausdrucke ringt, haben, hier und da hervorragende Männer, über die weiten Jahrhunderte zerstreut, einen gewinnenden und klaren Ausdruck, ein erlösendes Wort gefunden, welches sich bald wie ein Echo fortgepflanzt, bald verwandte Stimmen wachgerufen hat. Wenn irgendwas Aufgabe des höheren Unterrichts ist, so muß es dieses sein, derartiges zu sammeln und damit das nach solchen Offenbarungen verlangende Innere der Jugend zu wecken und zu nähren. Man wird nicht antworten können, daß das Christentum alle diese Klänge in sich zu einer gewaltigen Harmonie vereinigt habe. Jedenfalls behält daneben die alte Philosophie ihren selbständigen Wert, an so vielen Stellen sie sich auch mit dem Christentum berührt. Die christliche Lehre behandelt eben, ihrer transcendenten Tendenz folgend, dieses irdische Leben so summarisch, daß für philosophische Lehren der verschiedensten Art reicher Platz daneben übrig ist. Man kann freilich einwenden, es sei überhaupt unchristlich, weil ein Raub an dem Höchsten, neben dem einen, als notwendig erachteten Gedanken sich noch so viele andere Gedanken zu machen. Dieser Einwand ist richtig. Nur folgt daraus nicht sowohl, daß man der alten Philosophie beim höheren Jugendunterrichte keinen Zutritt gewähren dürfe, als daß man überhaupt auf den ganzen weltlichen Teil der Bildung verzichten müsse. Was kann es vollends für den wahren Christen Gleichgültigeres geben, als die wechselvollen Ereignisse der politischen Geschichte? Was kümmert ihn der Hader der Parteien, der blutige Streit der Völker? Dächten alle wie er, so gäbe es keine politische, so gäbe es keine Kriegsgeschichte. Auch die moderne Philosophie könnte man vielleicht, so weit sie nicht ein bloßes Anhängsel

der Theologie war, in einem feindseligen Verhältnisse zur christlichen Religion erblicken. Denn im Grunde ist dieses immer ihr Bestreben gewesen, für die Religion, welche sie stets als etwas bloß Populäres zu betrachten Neigung hatte, sich den an Geist Stärkeren als etwas Höheres anzubieten. Die alte Philosophie aber, in dem Umfange wenigstens, wie Cicero sie vorträgt und in diesem Tone und in dieser Absicht vorgetragen, besteht friedlich neben dem Christentum, eben weil sie auf das Transcendente, von wenigen überragenden Schößlingen abgesehen, von vornherein verzichtet. Nur zwei unchristliche Elemente von Bedeutung, wiederhole ich, finden sich in der antiken Sittenlehre. Einmal lehren ihre Philosophen, daß der Mensch sich selbst seine Seligkeit schaffen könne und daß der Weise, auf der Höhe angelangt, in nichts der Götterwürde weiche. Sodann gestatten sie der Mehrzahl nach, wenn die Leiden nicht mehr zu ertragen sind oder wenn der Leib verfallend zu einem unbewohnbaren Hause für den Geist geworden ist, in den Hafen des Todes zu fliehen. Im übrigen aber verlangt die alte Philosophie von ihren Bekennern nichts Unchristliches; vor allem gilt das von der friedlichen und asketischen Moral Epikurs, weshalb Erasmus ausruft, der wahre Epikureer sei der wahre Christ. Sie bebaut nur ein weites Gebiet, welches das Christentum unangebaut gelassen, zu bebauen verschmäht hat. Sie lehrt, wie das Christentum, daß man sein Herz nicht an die Güter der Erde hängen müsse; aber, im Gegensatz zum Christentum, scheint ihr das Problem des irdischen Lebens einer sich bis aufs einzelne erstreckenden Aufmerksamkeit würdig. Erst wenn die Pädagogik verlangt, daß alle Schulen, niedere wie höhere, unverwandt das Auge auf jenes transcendente Ideal des Christentums gerichtet halten sollen, wird man die Beschäftigung mit der alten Philosophie als etwas von dem eigentlichen Zwecke des Unterrichts Ablenkendes verwerfen dürfen. Nun sind doch aber, wenn man von dem heiligen Eifer der ersten Christen absieht, zu allen Zeiten die Bekenner aller Konfessionen, einem natürlichen menschlichen Triebe folgend, nebenbei im allgemeinen recht ernstlich bemüht gewesen, auch

die Aufgaben dieses Lebens zu erfassen. Ja, man kann sagen, daß die Christen in christlichen Staaten im ganzen stets viel weltlicher gelebt haben, als selbst vor dem Tribunale der alten Moralphilosophie gestattet ist. Der christliche Heilige also, welcher, der Welt um sich vergessend, sein verzücktes Auge auf den offenen Himmel gerichtet hält, würde in der mystischen Hingabe an sein Ideal durch die Reden der alten Philosophen, welche sich stets mehr an den Kopf, als an das Herz wenden, gestört werden. Aber auf die große Menge der Durchschnittschristen, die mit Gier nach Geld und Ehren streben, egoistisch nur ihren Interessen leben, mit Neid auf die mit reicheren Glücksgütern Gesegneten blicken, ihre Feinde kräftigst hassen und es zugleich als eine hohe patriotische Pflicht eines christlichen Staatsbürgers betrachten, den Haß gegen das Fremdländische ja nicht verglimmen zu lassen, auf die Christen, wie solche doch aller Orten zehntausend auf einen wahren Christen kommen, wird das antike Sittlichkeitsideal von der heilkräftigsten Wirkung sein können, wenn es auch nicht ins Jenseits hinüberweist. Ja, man darf die Lehren der antiken Moralphilosophie als ein Mittleres betrachten zwischen dem christlichen Heiligkeitsideale und zwischen der gewöhnlichen, auf Genuß, Ehre und Reichtum gerichteten Denkweise, welcher fast jeder, eine Zeit lang wenigstens, seinen Tribut entrichten muß und in welcher die meisten, trotz Christentum und Geisteskultur, ihr ganzes Leben hindurch stecken bleiben. Wie sollte derartiges korrumpierend wirken können? Darin stimmen ja alle Philosophen des Altertums überein, daß es vor allem darauf ankommt, das Innere sorgfältig auszubauen und daß das Nützliche durchaus dem höheren Gebote der Sittlichkeit weichen müsse. Im Unterschiede allerdings vom Christentum, wenn auch nicht im Gegensatze dazu, hält die alte Philosophie die Fülle und Breite des irdischen Lebens einer dem einzelnen sich annähernden Beleuchtung für würdig. Man bedenke z. B., mit welchem Scharfsinn die Philosophen des Altertums das Wesen des Staates zu erfassen, den Wert der einzelnen Staatsformen zu bestimmen, die Bedingungen seiner Entwicklung und

seines Gedeihens, die Ursachen seiner Umwandlungen und seines Verfalls zu erkennen suchen. Der Christ erblickte, im Gegensatz zu dem vorhergehenden Altertum, in dem Staate nichts seiner Liebe und seines Interesses Würdiges. Dem Cäsar gab er, was des Cäsars war; im übrigen nahm sein Auge die Richtung nach dem Gottesstaate. Auch die Philosophen des Altertums konstruierten sich gern als Ergänzung der stets unvollkommenen Wirklichkeit einen Idealstaat; aber sie gaben diesem doch die Formen des irdischen Staates und fuhren fort die Bedingungen des staatlichen Lebens als etwas des ernstesten Nachdenkens Würdiges anzusehen. Eine Hauptsache war es eben in ihren Augen, das Leben verstehen und die natürlichen Triebe der menschlichen Natur gestalten zu lehren.

Die antike Moralphilosophie, die übrigens in der modernen Litteratur ein tausendfältiges Echo erweckt hat, kann demnach unmöglich als antiquiert gelten, ja, ich wage zu behaupten, daß sie nie antiquiert werden wird. Auch wer in der allerchristlichsten Umgebung geboren und von Jugend auf mit dem reinsten Geiste des Christentums in fortwährender Berührung gewesen ist, hegt nicht in jedem Augenblicke seines Lebens die dem Irdischen abgekehrte, dem Ewigen zugekehrte Gesinnung des wahren Christen. Für fromm und rein gilt ja schon, bei wem dieses die Sonntagsstimmung ist. Man bedenke ferner, inmitten wie verzweigter Beziehungen jeder steht, wie vielfach er gedrängt wird, seine Interessen im Ansturme fremder Interessen zu wahren, wie zahllose Fragen das bunte Schauspiel des Lebens an seinen erkenntnisfreudigen Geist stellt, und man wird gestehen müssen, daß die ganz wenigen ausgenommen, welche berufen sind Heilige zu werden, alle neben der christlichen Hauptlehre, welche sich um das viele nicht unnötig zu mühen mahnt, doch nach Deutungen dieser irdischen Verhältnisse, mit denen sie sich täglich, ja stündlich berühren, verlangen werden. Derartige Offenbarungen aber bietet die Kunst in ihren verschiedenen Formen, bietet die Litteratur, bietet die Philosophie, bietet in besonderer Reinheit und Klarheit die alte Philosophie, deren Hauptvertreter eben

die möglichen Hauptauffassungen des Lebens und menschlichen Wesens erschöpfen, welche in der Folge wohl weiter ausgeführt, aber nicht durch wesentlich neue vermehrt werden konnten. Aus dem Gesagten ergiebt sich zugleich der Hauptgesichtspunkt für die Behandlung der alten Philosophie im höheren Unterrichte. Nicht auf Fülle des Stoffes, noch überhaupt auf gedächtnismäßiges Wissen kommt es dabei an, noch viel weniger auf biographische oder bibliographische Einzelheiten, sondern auf ein starkes Hervorkehren des offenbarenden Charakters der alten Philosophie, welche doch aus dem Staunen über die Rätsel des Lebens geboren worden ist. Oder glaubt man etwa, der Platonismus, der Stoicismus, der Epikureismus seien einfürallemal abgethane Sachen, die in unserer Zeit nur noch historisches Interesse hätten? Nein, dem Ähnliches ringt in uns auch heute nach Ausdruck und Klarheit, und man kann behaupten, daß die alte Philosophie mit ihren so rührend ehrlichen Antworten auf die Fragen nach dem Sinne des Lebens und nach dem Werte der mannigfaltigen Güter einem mit jedem Menschen von neuem geborenen Bedürfnisse entspricht und in erster Linie geeignet scheint, vom Drucke der Unklarheit zu erlösen und zu einer überschauenden Höhe zu führen, von welcher aus das wirre Durcheinander des Lebens begreiflich scheint. In den so einfach klingenden Hauptsätzen der alten Philosophie steckt die Erklärung nicht bloß von dem, was früher geschehen ist, sondern auch von dem heute Geschehenden, ja von so ziemlich allem wohl, was auch in Zukunft geschehen wird, weil nach der bisherigen, an äußeren Wandlungen und territorialen Verschiebungen allerdings überreichen Entwicklung der Menschheit nicht anzunehmen ist, daß wirklich neue Hauptkräfte je in seinem Innern in Aktion treten werden. Die alte Philosophie kann demnach als ein von Meistern verfaßtes Elementarbuch der Menschheit gelten, in welchem nichts Wesentliches fehlt, so viel auch von der sich verästelnden Erkenntnis der nachfolgenden Zeiten an kleiner gedruckten Paragraphen hinzugefügt ist und auch in Zukunft wird hinzugefügt werden können. Alles in diesen Lehren ist mit dem reinen Kinder=

blick des wahren Genies erfaßt und ehrlich und leicht, ohne Nebenrücksichten und ohne qualvolle Überanstrengung, wie eine durchaus gemäße Frucht, geboren aus dem Verlangen, das Leben und sich selbst zu verstehen und mit ruhiger Beständigkeit einer so gewonnenen Einsicht gemäß leben zu können. Zusammengefaßt aber und gerade mit Rücksicht auf ihre pädagogische und kulturhistorische Bedeutsamkeit ausgewählt liegen uns diese philosophischen Lehren in den Werken Ciceros vor, der nicht bloß die Kunst des Schreibens in sich bis zur höchsten Vollendung ausgebildet hatte, sondern in liberalster Weise sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen war, alle für die Gestaltung des geistigen, wie des sittlichen Lebens wichtigen Elemente der griechisch-römischen Bildung in sich zu sammeln. Zwar am Ausgange des Altertums stehend, ist er doch noch vom reinsten Geiste des Altertums erfüllt. Seine Darstellung wie seine Denkweise hat, in seinen philosophischen Schriften jedenfalls, unberührt durch die zersetzenden Kräfte jener Zeit, noch jene unentweihte Jugendlichkeit, deren wegen uns das Altertum als so unvergleichlich wirkungskräftig für die Bildung des jugendlichen Geistes erscheint. Dazu kommt eine stilistische Meisterschaft, welche gerade in dieser Klasse seiner Schriften nur sehr selten durch ein üppiges Zuviel getrübt wird. Mit welcher Wärme ferner, ja mit welcher Leidenschaft macht er sich zum Anwalt des Guten! Schriften, welche, wie diese, auf jeder Seite mit naivem Enthusiasmus das Sittliche und Vernünftige preisen, und zwar im Tone der festen Überzeugung, in so schönen und feurigen Worten, daß auch der ärgste Skeptiker, wenngleich bisweilen lächelnd, mitfortgerissen wird, müssen als einzig in ihrer Art gelten, und entsprechen in ganz hervorragendem Grade den Bedürfnissen der reiferen Jugend. Vor allem aber erwäge man auch dieses, daß Ciceros philosophische Schriften zugleich die vielseitigsten Schriften des ganzen Altertums sind. Philosophie und Rhetorik, beide in viel weiterem Sinne als heute gefaßt, stellen in ihrer Vereinigung das antike Bildungsideal dar. Es möchte aber schwer sein, aus der gesamten antiken Litteratur, weder aus der römischen,

noch aus der griechischen, andere Bücher zu nennen, welche in solcher Vollständigkeit die Hauptelemente der antiken Bildung sammelten, wie diese und neben ihnen die rhetorischen Schriften desselben Cicero, in welchen es sich ja gleichfalls um etwas viel Höheres handelt, als um eine bloße Anweisung zur Beredsamkeit. Kann es demnach zweifelhaft sein, daß dem Cato maior, dem Laelius, den Tuskulanen, den Büchern über die Pflichten, über den Staat, über den Redner auf der obersten Stufe des Gymnasiums der Ehrenplatz gebührt?

Weissenfels, Oskar,

Cicero als Schulschriftsteller

Leipzig 1892